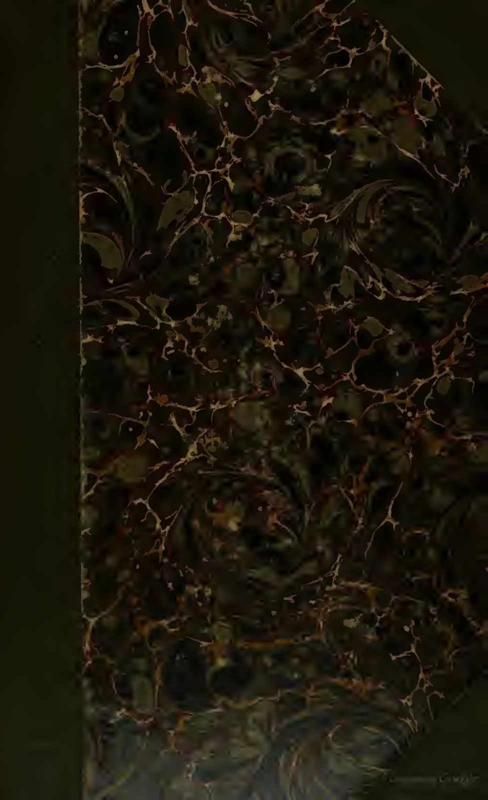






Дозволено цензурою.
Ревель, 25. Іюня 1897 г.

Meiner Frau

gewidmet.

Livländisches Sagenbuch.



Herausgegeben

von

Dr. Fr. Bienemann jun.



Reval 1897.
Verlag von Franz Kluge.

Livländisches Sagenbuch.



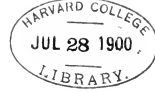
Herausgegeben

von

Dr. Fr. Bienemann jun.



Reval 1897.
Verlag von Franz Kluge.



Дозволено цензурою.
Ревель, 25. Іюня 1897 г.

Meiner Frau

gewidmet.

Vorwort.

Dies muß ein Land der Sagen sein,
An Emma's Strom, an Belts Gestein!
Das Wasser rauscht am Waldesrand
Blau flutend hin zum Meeresstrand;
Wo es den Hügel dort umfloß,
Da liegt in Trümmern breit ein Schloß,
Man sieht ringsum gesunkne Wehr,
Da lagerte wohl einst ein Heer?
Und wo der Pfad zum Turme geht,
Däucht mir, ein greiser Ritter steht,
Das wird der alte Weyland sein,
Er schauet trüb auf morsch Gestein.
Am Strande liegt im Schilfversteck
Der grauenhafte Seegeist Neck;
Er lauert listig, hält die Wacht
Und giebt auf schöne Mägdlein acht.
Das blonde Landvolk schaut ihn an
Und nährt von ihm den alten Wahn;
Es sucht im Wald und auf der Flur
Noch vieler Wunder dunkle Spur.
Ein Pfiff gellt plötzlich durch den Wald,
Was schleicht dort heimlich für Gestalt?
Es fiel ein Feind wohl jach ins Land
Und nahet schlau mit Schwert und Brand.
Was nehm ich da für Männer wahr?
Sagt mir, das ist wohl ein Tartar?
Und der da wild zu Rosse tobt,
Ein Pole ist's wohl, kampferprobt?
Der da im Wams, mit spitzem Bart,
Das ist ein Schwede, rauh und hart;
Mit kühnem Blick, im bunten Kleid,
Giebt ihm ein Schotte das Geleit.
Wie alles durcheinander rennt,
Die Scheune hier, die Stadt dort brennt;

Was haben Zeiten hier gesehn,
Da so unbändiges geschehn!
Doch ob man auch Gesichte schaut,
Die Sage wird nur wenig laut.
Was ist's, daß sie so wenig spricht,
Da überall sich zeigt Gesicht?
Das ist's, daß man sie nicht gehört,
So hat die Sage aufgehört,
Sie mußte still in sich vergehn.
Man horche auf, sie wird erstehn!

Fünfzig Jahre sind es her, daß K. H. von Busse diese Verse schrieb*). Eine warme, feine Empfindung lebt in ihnen, jenes Gefühl, das den wohl überkommen mag, der auf althistorischer Stätte steht und hinausschaut weit ins Land. Das ist jenes Gefühl des Zusammenhangs mit der Vergangenheit, der unmittelbaren Volkserinnerung, wie sie auch in lebendiger poetischer Gestaltung in der Sage zum Ausdruck strebt. „Dies muß ein Land der Sagen sein!" singt unser Lied und der Heimat Schicksale schwere Fülle taucht auf vor des Dichters innerem Auge. Ist das nun so? Ist Livland ein Land der Sagen in diesem Sinne? Kann es ein solches sein? —

Das Märchen und die Sage — jedes hat seinen eigenen Kreis. „Das Märchen," sagen die Brüder Grimm**) in seiner Ausführung, „ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringeren Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze . . . . . Um alles menschlichen Sinnen ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und

*) Unter dem Pseudonym H. Blindner und dem Titel „Die Sage in Livland" im Inland 1846 Sp. 909.

**) Deutsche Sagen. 2. Aufl. Bd. I. Vorrede S. V. VIII.

Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigentümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist." Charakteristisch wird der eigentlichen Sage also sein, daß sie in irgend einer Weise, sei es mehr örtlich, sei es mehr geschichtlich gebunden ist, daß sie an irgend etwas Bestimmtem haftet. Solcher Sagen nun, die irgendwie örtlich, an Seen, Berge, Steine, gebunden sind, hat unsere Heimat allerdings eine Menge aufzuweisen, denn sie haben ihren Ursprung unmittelbar und ausschließlich in der Tiefe des estnischen und lettischen Volkes, der ursprünglichen Bevölkerung des Landes. Sie entquellen, wie ungebrochene Lichtstrahlen, dem Volksleben, wie es seit uralten Zeiten, Generation auf Generation, mit der umgebenden Natur des heimatlichen Bodens verwachsen ist; in sein Verhältnis zur Natur konnte durch den Wandel der äußeren Geschicke des Volks nur wenig oder nichts fremdartiges hemmend, verflüchtigend, auflösend eingreifen.

Anders aber liegt es bei uns mit den Sagen, die mehr historisch gebunden erscheinen, an einen Namen oder eine Persönlichkeit oder an ein Ereignis. Es könnte auffallen, daß wir derartiger Sagen, an die man wohl gewohnt ist beim Worte Sage recht eigentlich zu denken, doch verhältnismäßig nur eine geringe Anzahl zu besitzen scheinen. Und doch darf es einen kaum wunder nehmen. Bei der altdeutschen Stamm- oder Geschlechtssage machen die Brüder Grimm*) die feine Beobachtung, daß sie sich in urdeutschen Geschlechtsfolgen, wie etwa bei den Welfen und Thüringern, am liebsten zeige, dagegen auszugehen und zu verkommen pflege, wo Unterbrechungen und Vermischungen mit fremden Völkern, selbst mit anderen deutschen Stämmen vorgegangen seien. „Dies ist der Grund, warum die in Deutschland eingezogenen und allmählich deutsch gewordenen slavischen Stämme keine Geschlechtssagen aufzuweisen haben, ja auch an örtlichen gegen die ursprünglichen Länder entblößt dastehen. Die Wurzeln greifen in das ungewohnte Erdreich nicht gerne ein, ihren Keimen und Blättern schlägt die fremde Luft nimmer an." Das eben trifft ja nun auch bei unserer Heimat zu durch

*) A. a. O. Bd. II. Vorrede S. VIII.

ihre verschiedenartigen Bevölkerungsschichten, hier der indigenen Stämme, des estnischen und lettischen, dort des so lange herrschenden deutschen, die des Schicksals Hand zu gemeinsamem Leben hier zusammengeführt. Das Land wird von den Deutschen erobert, sie werden zum allein herrschenden Element, ohne mit dem Volke des Landes zu verschmelzen, ohne es sich zu assimilieren; damit fiel jede direkte Teilnahme dieses Volkes an der Gestaltung der Geschicke des Landes fort und das natürlich um so mehr, in je tiefere Abhängigkeit es im Laufe harter Zeiten geriet. Es treten dann doch immer bald größere, bald geringere Gegensätze hervor, die das innige Mitleben mit der historischen Gestaltung der Dinge und den bedingenden Faktoren zu einem ganz ungleichartigen machen. Daher kommt es, daß unter den Deutschen Livlands, die ja auf fremdem Boden sich erst eine neue Heimat schufen, ohne doch den Zusammenhang mit der alten gänzlich zu verlieren, die Sage verhältnismäßig nur wenig laut wird, und ebenso, daß unter Esten und Letten die eigentlich historische Sage auch eine viel geringere Triebkraft gezeigt hat, als jene andere Gattung, die Lokalsage. Wohl haben Not und Sturm, die das Land zuzeiten zermürbt, auch in der Sage ihre Spuren hinterlassen, Pest und Krieg und Verwüstung. Wo aber finden wir eine Sage, die etwa den großen Estenaufstand im XIV. Jahrhundert oder einen der großen Ordensmeister uns in die Erinnerung ruft? Und jene Gegensätze sind wohl auch der Grund dafür, daß wir nicht allzuviel von Sagen hören, die sich etwa an einzelne Geschlechter des Landes knüpfen, die doch schon Jahrhunderte lang inmitten des Volkes leben und auch durch hundertfältige Interessen mit ihm verbunden waren und sind. Wir haben keinen Reichtum an solchen Sagen, wie sie sich z. B. an den Namen Pahlen anschließen, so daß ihr erster Herausgeber*) bekennen muß: „Meines Wissens giebt es hier zu Lande kein anderes Adelsgeschlecht, dem die alten Sagen einen solchen Ehrenkranz geflochten haben, als das Geschlecht der Barone von der Pahlen auf Palms in Estland. Wo Hörige ein derartiges Gedächtnis für ihre Herren

*) Kreutzwald, Eestirahwa ennemuistesed jutud. S. 351. Anm. und Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen. S. 168. Anm.; zuerst vollständig. Früher kurz mitgeteilt im Inland 1846 Sp. 145 ff.: „Das freiherrl. Geschlecht v. d. Pahlen in d. estn. Volkssage."



bewahren, da darf man wohl den Schluß ziehen, daß jene Männer Freunde des Volkes waren und daß das Band, das sie mit dem Volke verknüpfte ein solches war, wie es zwischen Eltern und Kindern besteht." Aber auch an Sagen, die das Gegenteil dieser Gesinnung und Beziehungen andeuten, scheinen wir keinen reichen Schatz zu besitzen.

So werden wir denn bedauern, dem Worte „dies muß ein Land der Sagen sein!" nicht ohne Einschränkung zustimmen zu können, und werden auch von der Zukunft nicht zu viel erwarten dürfen, selbst wenn wir noch eifriger „aufhorchen", so lange im Wandel der Dinge dazu überhaupt noch Zeit ist, denn nicht günstig sind die Zeiten dem Fortleben und der Erhaltung der Sagen, die noch im Volke leben mögen und noch nicht aufgezeichnet sind. Was davon nicht schon gesammelt und aufbewahrt ist, das wird in einer vielleicht nur kurzen Reihe von Jahren mehr und mehr verkümmern und endlich für immer dahingeschwunden sein. Vieles haben wir ja noch aus den großen reichen Sammlungen Pastor Bielensteins für die Letten, Pastor Hurts für die Esten zu erwarten; zahlreiche „Lokalsagen" werden sich darunter befinden; ob aber jene andere Gattung der mehr geschichtlich gebundenen Sagen aus ihnen eine sehr große Bereicherung erfahren wird, — das, wie gesagt, darf wohl schwerlich gehofft werden.

Die Herausgabe eines „Livländischen Sagenbuchs," eines Buches, das die, sei es mehr örtlich, sei es mehr geschichtlich gebundenen Sagen Alt-Livlands in sich vereinigt, bedarf vielleicht einer Rechtfertigung und bedarf ihrer doch auch wieder nicht. Oft genug ist der Herausgeber und mit ihm viele andere in der Lage gewesen, zu fragen: Giebt es von diesem Ort eine Sage? und wo findet sie sich aufgezeichnet? Dann stellte sich gewöhnlich heraus, daß entweder in irgend einer entlegenen Schrift die gesuchte Sage zu finden sei oder es war gar nichts darüber bekannt. Da tauchte einem wohl so manchesmal der Gedanke auf, es ist doch schade, daß wir nicht auch ein solches Buch besitzen, in dem die Sagen des Heimatlandes möglichst vollständig vereinigt sind, wie das

andere schon längst besitzen. Freilich, wir haben einige Sammlungen in estnischer Sprache, woraus auch einiges übersetzt ist, und einige, darunter eine sehr umfangreiche in lettischer, und eine gar in russischer Sprache. (Vgl. weiter unten die Litteraturangaben). Aber diese estnischen und lettischen Bücher sind leider lange nicht bekannt genug; denn wer liest schließlich estnisch oder lettisch bei uns, wenn er auch sonst von diesen Sprachen versteht, was so zum gewöhnlichen Gebrauch gehört, abgesehen von denjenigen von unseren Pastoren und wenigen anderen, die sich mit solchen Dingen zu beschäftigen pflegen. Außerdem haben wir ja einige deutsche Sammlungen, die von Rußwurm, aber sie beschränken sich auf ein bestimmtes kleineres Gebiet. Und sonst finden sich Sagen nur sehr zerstreut mitgeteilt in allen möglichen Büchern, Zeitschriften, Zeitungen, Kalendern u. s. w. Zudem machen alle erwähnten Sammlungen ihrer Anlage gemäß keinen hinreichend scharfen Unterschied zwischen Sagen und Märchen; beide finden sich meist neben und durcheinander, so daß ein Überblick über die eigentlichen Lokal- und historischen Sagen sehr erschwert wird, ja im Grunde ohne eine besondere Sammlung gar nicht möglich ist. Solch ein Buch nun zusammenzustellen ist der Zweck des Herausgebers gewesen.

Schon aus allem oben gesagten wird sich die Abgrenzung der Sammlung leicht ergeben. Sie umfaßt Lokal- und geschichtliche Sagen; sie schließt rein mythologisches daher ebenso aus, wie die großen, schon oft veröffentlichten und bekannten Sagen vom estnischen Kalewipoeg, vom öselschen Töll u. s. w. und wie das reine Märchen; sie beschränkt sich darauf, nur bereits irgendwo Gedrucktes, darunter vieles zum erstenmal in deutscher Übersetzung, wiederzugeben, weil ein direktes Schöpfen aus mündlicher Überlieferung viel zu weit und zu Inkonsequenzen geführt hätte und dann vor Veröffentlichung der großen, seit vielen Jahren mühevoll zusammengetragenen Sammlungen Hurts und Bielensteins unmöglich war und ganz willkürlich ausfallen mußte. Manche Sage mußte daher leider unberücksichtigt bleiben, die der Herausgeber zwar gehört, aber nirgendswo gedruckt gefunden hatte, wie z. B. die Sage vom grauen Männlein in Treiden, von der Erscheinung in Randen, vom Schlossergesellen bei einer Belagerung Wendens u. s. w.

Unser Sagenbuch ist bestrebt, in seinem Umkreise möglichst voll-

ständig zu sein. Selbstverständlich aber ist der Herausgeber nicht der anmaßenden Meinung, daß ihm dies gelungen sei; dieser in seiner Art erste Versuch mußte naturgemäß mancherlei Mängel aufweisen: so manches wird gewiß übersehen sein, das sich doch irgendwo gedruckt findet und namentlich dürfte das bei estnischen und lettischen Zeitungen und Kalendern der Fall sein; so manches wird als anscheinend belanglos nicht aufgenommen sein, was vielleicht doch im Buche eine Stelle hätte finden sollen. Eine wesentliche Beschränkung hat der Herausgeber z. B. bei den sehr zahlreichen Sagen eintreten lassen, die von vergrabenem Geld, von Geldkesseln, Geldfeuer, Geldkasten u. s. w. handeln, da sie meist ohne genauere Ortsangaben auftreten und daher auch überhaupt meist nicht so recht das Gepräge reiner Lokalsagen haben. Ganz dasselbe gilt für die ebenso zahlreichen Gespenstergeschichten und Schlangensagen.

Im Ganzen bringt unsere Sammlung 289, oder wenn wir berücksichtigen, daß unter einem Titel mitunter mehrere Sagen mitgeteilt werden, 306 Sagen; dazu kommt, daß außerdem, wenn wir recht gezählt haben, noch 44 Sagen in den Anmerkungen erwähnt werden, so daß also 350 Sagen im „Livländischen Sagenbuche" vereinigt erscheinen. Was die Einteilung und Anordnung der Sagen anlangt, so schien es dem Herausgeber nach mancherlei Versuchen endlich doch am einfachsten einige größere stoffliche Gruppen zu bilden, in die die Sagen sich einreihen ließen. Freilich darf man hierbei keine unanfechtbare Klassifizierung und vollkommene Scheidung erwarten; denn die Sagen lassen sich eben nach ihrem Inhalt nicht immer scharf auseinanderhalten, weil ihre Verwandtschaft untereinander und ihre Berührungspunkte überaus mannigfaltig sind, so daß also eine Sage mit gleichem Recht ebensowohl der einen wie der anderen Gruppe hätte zugeordnet werden können. Die lose sich aneinanderreihenden Gruppen, nach der die Anordnung getroffen wurde, sind folgender Art.

Es sind die Sagen zusammengestellt, die in irgend einer Hinsicht in Beziehung stehen:

in der 1. Gruppe: zum Meer, zu Seen, Flüssen, Sümpfen, Quellen, Nr. 1—50 (51);

in der 2. Gruppe: zu Bergen, Felsen, Steinen, Schluchten, Höhlen, Bäumen u. s. w., Nr. 52—130;

in der 3. Gruppe: zu Kirchen und Klöstern, Nr. 131—169;

in der 4. Gruppe: zu Städten, Schlössern, Burgruinen, Ortschaften u. s. w., Nr. 170—207;

in der 5. Gruppe: zu Schätzen, Nr. 208—230;

in der 6. Gruppe: zu einzelnen Familiennamen u. s. w., Nr. 231—245;

in der 7. Gruppe: zu eigentlich historischen Ereignissen oder Personen, Nr. 246—289.

Innerhalb der einzelnen Gruppen wurde eine ungefähre geographische Ordnung eingehalten, indem die Sammlung vom Süden Kurlands in den Norden nach Estland vorschreitet, woran sich die Inseln und endlich Polnisch-Livland anschließen. Das erleichtert, wie uns scheinen will, die Auffindung einer Sage für irgend einen bestimmten Ort.

Hinter jeder Sage ist dann die vorhandene Literatur angeführt worden, nach Möglichkeit vollständig, nebst Bemerkungen und Hinweisen, wo es nötig schien. Die benutzten Druckschriften sind sehr zahlreich, doch überall ohne weiteres leicht verständlich zitiert. Von den häufiger und daher sehr abgekürzt angegebenen Schriften sind hier folgende, um die Zitate verständlich zu machen, anzuführen. Das Gesperrte giebt dabei die Art an, wie die Schrift zitiert wurde:

Brihwsemneeks = Сборникъ матеріаловъ по этнографіи, издав. при Дашковскомъ Этнографическомъ Музеѣ. Выпускъ II. Москва 1887: Латышскія народныя сказки. Изд. Ѳ. Я. Бривземніаксъ (=Volksschulinspektor Treuland.)

Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat = Jahrbücher des estn. liter. Vereins, der 1887 die Herausgabe einer Sammlung estn. Altertümer unter dem Titel: „Eesti Muinasaeg" beschloß, deren erster Teil, „Wanad jutud", eine Sammlung alter Sagen enthalten sollte. Begonnen wurde mit der Herausgabe in Form einer Beilage zum aastaraamat 1889 im 2. und 3. Heft. Die Fortsetzung erschien 1890, so daß im Ganzen 96 Seiten des Werkes vorlagen. Leider hörte 1891 das Erscheinen des Jahrbuchs auf.

Eisen, M. J., Esiwanemate warandus. Kohalised Eesti muinasjutud. Esimene anne. Kirja pannud: Tartus (Dorpat) 1882. Schnakenburgs Eesti rahwa-Bibliothek Nr. 15.

H. Jannsen, Märchen und Sagen des estnischen Volkes. Lief. 1. Dorp. 1881; Lief. 2. Riga und Lpz. 1888.

Fr. Kreutzwald, Eestirahwa Ennemuisteseb jutud. Rahwa suust korjanud ja üleskirjutanud. Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran Toimituksia. 42. Osa. Helsingissä 1866.

Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen = Estnische Märchen. Aufgezeichnet von Fr. Kreutzwald. A. d. Estn. übersetzt von F. Löwe. 2. Hälfte. Dorp. 1881.

Lerch-Puschkaitis = Latweeschu tautas teikas un pasakas. (Bearb. von L.-P. und herausgegeben von der wissenschaftlichen Kommission des Rigaer Lettischen Vereins) Th. I—VI. Riga 1891—96.

Rußwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Estlands und auf Runö. 2 Thle. Reval 1855.

Rußwurm, Sagen aus Hapsal und Umgegend. Erste Sammlung. Reval 1856.

Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wiek, Oesel und Runö. Reval 1861.

Rußwurm, Das Schloß zu Hapsal in der Vergangenheit und Gegenwart. Nachrichten aus Geschichte und Sage. Reval 1877.

Endlich ist noch zu bemerken, daß bei den Litteraturangaben, wo mehrere Drucke vorliegen, derjenige gesperrt angeführt wird, dem unser Text entnommen ist.

Zum Schluß gestattet sich der Herausgeber die Bitte auszusprechen, daß diejenigen, die von weiteren Familiensagen wissen, oder von sonstigen Sagen, die sich etwa an Schlösser, oder Burgen oder dergleichen anschließen, d. h. deutschen Sagen — die estnischen und lettischen werden oder sind ja, wie angeführt, bereits gesammelt — die Freundlichkeit haben möchten, sie ihm schriftlich mitteilen zu wollen. Alle etwaigen Zusendungen würden ihn unter der Adresse: Riga, Dommuseum, erreichen.

Der Herausgeber sieht die verschiedenen Unzulänglichkeiten seines

Sagenbuches sehr deutlich vor Augen. Dennoch wagt er nicht nur zu hoffen, etwas recht zeitgemäßes und auch nützliches unternommen zu haben, sondern er hofft und wünscht auch, daß das „Livländische Sagenbuch" so viel freundlichem Interesse und Verständnis begegnen möge, daß es dermaleinst in vervollkommneter und wirklich befriedigender Gestalt erscheinen könne.

Riga, 20. Juni 1897.

Dr. **Fr. Bienemann** jun.

Inhaltsverzeichnis.

1. Die Nixenkönigin der Ostsee und die Schwarzbachnixe.

Einst fuhren Schiffer über's Meer, Schiffer, unter denen sich einer befand, welcher wunderbar schön auf der Harfe spielte. Dieser wurde vom Wirbelwinde erfaßt und ins Meer geschleudert, wo er lange Zeit mit den Wellen kämpfte, bis er ermattet in die Tiefe sank. Hier erblickte er etwas Glänzendes, Blinkendes — er kroch näher hinzu und siehe! es war eine prächtige Burg, erbaut aus Gold und Edelstein, doch war die Thür derselben verschlossen. Wie sollte unser Schiffer hineinkommen? Da öffnet sich plötzlich die Thür und ein schönes Mädchen mit einem goldenen Kranze auf dem Haupte tritt herfür.

„Weshalb fürchtest du dich, tritt nur näher! Dieses Schloß gehört der Nixenkönigin und es wird dir hier kein Leid geschehen."

Unser Schiffer tritt ein; Wunder über Wunder! überall Gold, Silber, Edelsteine, und die Nixenkönigin, wie stolz und erhaben sitzt sie auf ihrem Thron, wie hoheitsvoll blickt sie umher! Schließlich erblickte die Nixenkönigin die Harfe in der Hand unseres Schiffers und bat ihn, etwas vorzuspielen. Schon schickt sich unser Held an, ihrem Wunsche zu willfahren, da flüstert ihm eine der Nixenjungfrauen leise in's Ohr: „Spiele nicht auf der Harfe, mein Lieber, denn sonst wird die Nixenkönigin zu jubeln und zu tanzen anfangen; die Wasser des Meeres werden dann brausen und zischen, das Meer wird aus den Ufern treten und eine große Flut wird mehr als die Hälfte der gesamten Erde bedecken und alle Lebewesen vernichten. Wenn die Nixenkönigin dich aber immer dringender bittet, ihren Wunsch zu erfüllen, dann ziehe die Saiten deiner Harfe so fest an, daß sie beim Spiel zerspringen."

Der Schiffer that, wie ihm geraten war, zog die Saiten fest an, und als er zu spielen begann, da zerrissen die Saiten. Mit dem Spiel war es nun vorbei.

Am Abend ging die Nixenkönigin zur Ruhe, was auch unser Held thun mußte, und zwar im Gemach der Nixenjungfrauen, welche ihm alle gut gefielen, vor allen aber die eine, welche ihm den guten Ratschlag gegeben hatte. Diese sprach zu ihm: „Man nennt mich den „Schwarzbach"; wenn du schläfst, dann kehre mir nicht dein Gesicht und deinen Mund zu, sonst wirst du sterben." Der Schiffer thut, wie ihm geboten, und schläft bald ein. Als er am Morgen erwacht, was sieht er? Er liegt im weichen Grase am Ufer des Schwarzbaches und neben ihm seine Harfe, unversehrt.

Mitgeteilt von N. K(rimberg) im Rigaer Tageblatt 1896, Nr. 181.

---

2. Das Ungeheuer in der Ostsee.

Einst sah man in der Ostsee einen Riesenfisch, dessen Flossen wie ein Wald aus dem Wasser emporragten und der so groß war, daß man das Ende seines Schweifes gar nicht erblicken konnte. Dieses Ungeheuer hatte auch ein Junges bei sich, das schon bis zur Mündung der Düna gekommen war, zum Glück aber nicht weiter, denn sonst würde Riga durch Wasserfluten zerstört worden sein. Viele Tage blieb der Riesenfisch in der Ostsee und verbreitete überall großen Schrecken; da beschloß man, ihn zu töten, zu welchem Zweck man eine ganze Kriegsflotte ausrüstete. Doch bevor diese auslief, erklärte ein alter Kriegsmann: „Rühret den Fisch nicht an, er wird mit dem Schweif um sich schlagen, die Krieger töten, die Wasser des Meeres aufwiegeln und eine zweite Sintflut wird die Welt verderben." Erschreckt durch die Worte des seekundigen Alten, beschloß man, das Ungeheuer in Ruhe zu lassen. Gleichsam als Dank für diese Koulanz gegen seine Person, beschloß der Fisch, aus der Ostsee zu weichen, verschluckte aber beim Fortschwimmen einen Fischer samt seinem Boote. Der Fischer kam lebend im Magen des Ungeheuers an, doch war es hier sehr dunkel und es hungerte ihn sehr. Da nahm er Holz aus seinem Boote, ein Messer und Feuerstein aus seiner Tasche, zündete ein loderndes Feuer an und begann Fleisch- und Speckstücke aus den Seiten des Fisches auszuschneiden, dieselben zu braten und zu essen. Doch das Ungeheuer, gequält von Schmerzen, spie den Fischer mit dem Boote

aus und wohlbehalten konnte dieser zu den Seinigen zurückkehren. Das Riesentier aber verschwand für immer aus der Ostsee.

Mitgeteilt von N. K(rimberg) im Rigaer Tageblatt 1896, Nr. 170. — Vgl. die Sage vom Riesenfisch, der in der Ostsee liegt und einmal die Düna hinaufschwamm, alles Wasser daraus verdrängend, Brihwsemneeks S. 160. —

3. Der Höllenteich bei Nigranden.

An der Windau beim Gute Nigranden in Kurland liegt ein tiefer Teich, der sogenannte Höllenteich. In alten Zeiten stand an der Stelle dieses Teiches eine prächtige Burg; hier lebte ein hartherziger, geiziger Herr mit seiner Tochter. Einstmals kam eine alte Frau in diese Burg und bat um ein Stück Brot; der Herr aber hetzte sie mit seinen Hunden hinaus. Die alte Frau aber war eine Hexe, sie streckte ihre dürre Hand aus und rief: „Möge die Burg mit allen ihren Bewohnern versinken!“ Und plötzlich versank die Burg und an ihrer Stelle entstand ein tiefer Teich mit einem Abfluß. Das ist der heutige Höllenteich.

Lerch-Puschkaitis, VI 204.

4. Die Kreuzquelle bei Amboten.

In der Nähe des Pastorats Amboten in Kurland befand sich früher eine Quelle, in der es wie ein goldenes Kreuz erglänzte. Bei diesem Quell fanden Blinde, Lahme und allerlei Krüppel Heilung. Einmal aber heilte ein Wandersmann auch seinen blinden Hund in jener Quelle. Wohl wurde das Auge gesund, aber die Quelle war so erzürnt darüber, daß man auch Tiere mit ihrem Wasser heile, daß sie den Ort verließ und sich nach Kalwarija in Litauen begab. Hier befinden sich neun heilige Hügel und dort ließ sich die Quelle nieder. An der Stelle, wo früher die Kreuzquelle sich befand, liegt heute ein Kirchhof und in dessen Nähe ein Krug, der noch jetzt der Kreuzbergkrug genannt wird.

Lerch-Puschkaitis, V 414.

5. Der Aklis-See.

Bei Sezzen in Kurland lebte einst in alten Zeiten ein grausamer Herr. Der wollte einmal den Kokfenschen See trocken legen und trieb die Bauern mit der Peitsche zur Arbeit. Ein alter Mann übernahm die Leitung der Arbeit. Aber kaum war der erste Graben gezogen, da erblindete der Alte. Das durch diesen Graben abgeleitete Wasser sammelte sich in einer Niederung und bildete einen neuen See; der Kokfensche See ist jedoch bis heute noch nicht trocken. Den neuen See nannte man „Aklis" (aklis-blind), weil der Alte erblindet war. Der Aklissee, sagt man, ist grundlos. Einmal wollte man seine Tiefe ausmessen. Man ließ einen Stein an einem zwanzig Faden langen Strick hinab, aber man erreichte den Grund nicht. Da zog man den Strick wieder nach oben, aber siehe da, statt des Steines fand man an seinem Ende einen kleinen roten Kessel angebunden. Ein anderes Mal ließ man ganze drei Knäuel Faden hinab, an dem ein Steinchen angebunden war. Auch diesmal erreichte man jedoch keinen Grund und als man den Faden wieder aufholte, fand man statt des Steines einen Widderkopf mit großen Hörnern und roter Zunge daran befestigt.

Brihwsemneeks, S. 20. Vgl. Nr. 35. 41,

---

6. Die Untiefe im Groß-Ekauschen Morast.

In den Wäldern bei Groß-Eckau in Kurland befindet sich eine Untiefe. Einst wollte man ihre Tiefe messen; man nahm einen langen Strick und band einen großen Stein daran, doch konnte man damit den Boden nicht erreichen. Als man den Strick nun wieder herauszog, fand sich an Stelle des Steines ein Hammelkopf angebunden mit folgender Aufschrift: „Beim Trödelmarkt erreichte er den Grund." In alten Zeiten ist nämlich hier eine Stadt versunken. Alle dreihundert Jahre erhebt sie sich wieder; einmal hat man sogar schon die Spitzen der Schiffsmasten erblickt, aber da niemand den Namen der Stadt erriet, so versank sie wieder.

Lerch-Puschkaitis, V 390.

7. Wie der Wasserfall bei Goldingen entstand.

In grauer Vorzeit, als die Liven noch an den Küsten Kurlands saßen, befanden sich die Letten in schwieriger Lage. Sie mußten, wollten sie auf den wenigen Flüssen das offene Meer erreichen, sich durch die livischen Wächter hindurchschlagen, so daß der Kämpfe zwischen beiden Völkern kein Ende war. Die Liven beteten böse Geister an, die Letten aber verehrten den Donnerer Perkon. Einst rüsteten sich die letzteren wieder zu einem Kriegszuge gegen ihren Erbfeind. Die Liven beteten zu dem Obersten ihrer bösen Geister (Teufel) und dieser beschloß den Windaufluß zurückzudämmen, auf daß er die Stadt Goldingen samt den umliegenden Niederlassungen der Letten überflute und von der Erde vertilge.

Um Mitternacht ging der Teufel ungefähr zwei Meilen längs dem Flusse hinauf, bis zur sogenannten Elenfurth, wo's viele Steine gab, und belud sich mit einem ungeheuren Steinhaufen. Schon hatte er diesen unmittelbar bei der Stadt in den Fluß abgeladen und eilte nach einem zweiten — als ein furchtbarer Donnerschlag den Häuptling der Letten aus dem Schlaf weckte. Er trat aus seinem Hause und sah, daß der Fluß zur Hälfte schon eingedämmt war. Das konnte nur mit Teufelskünsten zugehen! Schnell entschlossen lief der Häuptling zum Hühnerstalle und fing an, wie ein Hahn zu krähen. Davon erwachte der Haushahn und antwortete mit heller, kräftiger Stimme. Als das der Teufel hörte, ließ er den zweiten Steinhaufen vor Schreck dicht am Ufer fallen und entfloh. Aus dem ersten Haufen entstand der Wasserfall*) bei Goldingen, der noch heute zu sehen ist, der zweite aber lag solange am Ufer, bis die Steine zu Gips wurden.

Brihwsemneeks, S. 22. Vgl. die Anm. — Andrejanoff, Lettische Märchen, S. 18.

---

8. Wie die Windau bei Pilten ein neues Bett erhielt.

Als die Liven mit den Letten wegen der Schifffahrt und des Fischfangs auf der Windau Krieg führten, verdarb der lettische

*) „Die Rummel", lettisch rumba.

Zauberer Lapsin mit seinen Zauberkünsten beide Ufer des Flusses so sehr, daß die Liven bei der starken Strömung im Frühjahr ihre Schiffe nicht flußaufwärts ziehen konnten. Dem Unglück abzuhelfen beschlossen die Liven ihrem obersten Beschützer Piktul im Osin-Morast ein Opfer darzubringen. Aber während die Liven in dunkler Nacht im Morast schwarze Böcke opferten, verbrannten die Letten bei der Abau oberhalb Piltens ihre Schiffe, die nur von wenigen Leuten aus Oesel bewacht wurden. Die an der Abau lebenden Letten bemächtigten sich auch noch der Pferde der Liven; auf jeden von ihnen kamen drei Pferde; damit machten sie sich dann auf den Heimweg. Piktul aber senkte einen so dichten Nebel auf sie herab, daß sie weder mit den Böten auf dem Flusse, noch mit den Pferden längs dem Ufer vorwärts kommen konnten. Da betete Krams, der Häuptling der Letten, zu Gott, und Perkon erhörte das Gebet; er donnerte und ließ seine Blitze so häufig aufleuchten, daß die Letten ihren Weg fortzusetzen und sich vor den Liven in einen befestigten Ort an der Abau zu retten vermochten. Doch auch hier hätten die Abau-Letten sich nicht lange halten können, wenn nicht ein anderer lettischer Häuptling, der von Goldingen, mit seinen gehörnten Flößen und Böten zum Entsatz herbeigeeilt wäre. Nun wurden die Liven bis zu ihrer Hauptstadt Piltene zurückgedrängt und die Letten umzingelten die Stadt und schlugen ihr Lager am anderen Ufer der Windau auf. In einer dunklen Nacht aber gelang es den Liven die lettischen Flöße mit den Hörnern und die Böte in Brand zu stecken. Während nun der Kampf hier bei den Flößen und Böten tobte, grub der Livengott Piktul im Rücken der Letten der Windau ein neues Flußbett, so daß sich die Letten plötzlich wie auf einer Insel zwischen dem alten und dem neuen Flußlaufe befanden. Die Liven schickten sich jetzt an, die Letten ganz und gar zu vernichten; aber der Lettenhäuptling aus Goldingen rettete sie. An der Stelle, wo der neue Flußlauf sich vom alten abzweigte, stürzte er die Ufer ins alte Bett und dämmte den Fluß gänzlich ab, so daß die Letten beim Morgengrauen schon wieder aus der Falle befreit waren. Sie trugen nun am andern Ufer der Windau die Häuser ab, rissen die Zäune nieder, stapelten bis zum nächsten Morgen das Holz rings um die Burg der Stadt Piltene auf und setzten sie so in Brand. Ein Teil der Liven erstickte und verbrannte dort, die andern entflohen. Von der Zeit an fließt die Windau, die früher an Pilten vorüberfloß, in ihrem neuen Bett etwa zwei Werst von der Stadt entfernt. Um das neue Bett zu graben, hatte Piktul eine vielastige Tanne ausgerissen, die Äste bis zur Hälfte abgebrochen und, ihn

an der Spitze erfassend, den Baum bei der Windung des Flusses quer über Land gezogen, so daß hinter ihm ein tiefer Graben entstand, in den das Wasser des Flusses hineinströmte.

Brihwsemneeks, S. 21 ff.

---

9. Der Wiedelsee bei Dondangen.

Ungefähr tausend Schritt vom Ufer des Meeres entfernt lag im Dondangenschen Gebiet ein großer Landsee, der durch seinen Fischreichtum berühmt war. Die Letten nannten ihn Deewa-esars, d. h. Gottessee und erzählten von seinem Entstehen folgende Sage. Vor uralten Zeiten war an Stelle des Wiedelsees ein fruchtbarer Landstrich, und als in einem heißen Sommer die Leute eben beschäftigt waren, die Frucht der Felder einzuerndten, da erschien plötzlich Altvater (Wezz-tehws) auf einer weißen Stute reitend und rief ihnen zu: „Rettet euch schnell, meine Kinder! Mein See kommt!" Und kaum hatten sie Zeit gehabt bei Seite zu eilen, so kam der See mit dumpfem Rauschen durch die Lüfte heran und erfüllte den ganzen Raum.

(G. Seesemann), Erinnerungen an Dondangen, (Mit. 1872), S. 12. — Kruse, Urgesch. d. estn. Volksstammes, S. 189, Anm. (kurz). — Der Wiedelsee wurde 1837 abgeleitet, vgl. Inland 1839 Sp. 273 —

---

10. Die Dschuhkste und der Leelmesch-Morast.

In alten Zeiten lebte in Siuxt in Kurland ein starker Riese. Als es einst Krieg gab, trug man dem Riesen auf, die Feinde vom Strande fernzuhalten. Er war auch bereit dazu. Eines Tages, als er am Strande bei Kemmern auf und abging, übermannte ihn der Schlaf. Er legte sich nieder auf die linke Seite, streckte seine riesigen Füße ein gutes Stück über die Düne hinüber und schlief ein. Da stiegen aber die Feinde ans Land und fielen über die Leute her. Nur einige von ihnen blieben am Strande zurück, um die Böte zu bewachen. Da bemerkte einer von ihnen plötzlich die Füße des Riesen; keiner konnte begreifen, was für Klötze das eigentlich seien. Endlich ging einer hinzu und versuchte mit einem

Beil ein Loch hineinzuhauen. Der Riese erwachte und dachte bei sich, was ist denn das für eine Fliege, die mich so stark beißen kann? Er streckte seine Hand aus, um die Fliege zu erdrücken, doch an ihrer statt erwischte er einen der Feinde. Nun erst bemerkte er, daß nicht alles in Ordnung sei; er sprang auf, tötete alle die da waren und begab sich dann auf die Suche nach den andern. Die Leute jedoch hatten unterdessen in ihrer Angst und Verzweiflung den Riesen bei Allvater verklagt und der war so erzürnt auf diesen, daß er Blitz und Donner auf ihn schleuderte. Der Riese aber entwurzelte eine gewaltige Eiche, um sich damit gegen das Unwetter zu wehren. Diese Eiche war so groß, daß eine Wurzel sich bis zur Aa hinstreckte und dort Feuchtigkeit für den Baum aufsaugte. Da, wo der Riese diese Wurzel herausriß, sank die Erde ein und es entstand hier das Sinxteflüßchen (Dschuhkste). Als Allvater den Riesen mit der Eiche in der Hand bemerkte, erzürnte er noch heftiger; er schleuderte einen Blitz auf ihn, so daß der Riese mit der Eiche in die Erde versank, und an dieser Stelle entstand der Leelmesch-Morast zwischen Kemmern und Sinxt.

Lerch-Puschkaitis, II 85.

11. Der Kemmernsche See.

In alten, alten Zeiten lebten die Menschen mit einander in Eintracht und in Frieden, niemand belog den andern, niemand beneidete den andern, niemand überhob sich seines Standes, überall herrschte Glück und Zufriedenheit. Die Sonne schien damals sieben Mal so hell vom Himmel herab als jetzt, die Bäume sprachen, die Steine wuchsen und durch die Welt wehte ein linder Hauch, der alles belebte und kräftigte. Auch der „Alte" (der Göttervater) wohnte damals inmitten der Menschen; oft zeigte er sich als alter grauer Mann, der dem einen half und dem andern kluge Ratschläge erteilte. Doch die große Masse des Volkes erkannte ihn nicht und achtete nur wenig auf seine Lehren.—

Dort wo jetzt der See von Kemmern liegt, stand einst eine Ritterburg. Der Ritter war immer glücklich, da er die Ratschläge des „Alten" befolgte und alles nach dessen Willen that. Einst erfuhr der Alte, daß sich der Teufel gegen ihn empört hätte, deshalb wollte er selbst gegen ihn ziehen, um ihn zu bekämpfen. Doch bevor er fortging, schärfte er dem Ritter seine Befehle ein und sagte: „Behüte das Opferfeuer, daß es nicht verlischt, denn, wenn es einmal erloschen ist, wird es

sich nicht wieder entzünden.“ — Der Alte reiste fort und der Ritter saß unter der Eiche beim Opferfeuer zusammen mit seinen Mannen wie in früheren Zeiten; wie früher, so flehte er auch jetzt zu den Göttern. Doch bald kamen fremde Leute aus fernen Landen, mit denen der Ritter kämpfen mußte. Er hätte sie überwunden, doch die Fremdlinge brachten Zwietracht, Neid und alle Laster mit sich, deshalb konnte der Ritter sie nicht besiegen. Letzterer mußte nun mit den Fremden zusammen leben, und bald gefiel es ihm bei diesen besser als bei den Seinigen. Unter der Eiche auf der Anhöhe von Kemmern brannte nicht mehr das heilige Feuer, niemand besuchte die geweihte Stätte. Der Ritter fiel mit seinen Leuten ab vom väterlichen Glauben; Kriege und Blutvergießen zerstörten die Eintracht und das Wohlergehen des Volkes und alle Laster walteten frei.

Da dachte der „Alte“ wieder an Livland und befragte die Sonne über das, was sie in jenem Lande sehe. Die Sonne erzählte weinend vom Abfall des Ritters und von der Gottlosigkeit in Livland. Da fing der „Alte“ an zu grollen und zu zürnen, so daß die Erde erbebte. Er warf sein Geschoß (den Blitz) in die Burg des Ritters, so daß sie zerbarst und in Flammen aufging; der Donner rollte, der Sturm heulte und zornig rief der „Alte“ aus: „Das Opferfeuer, des Volkes Glauben hast du nicht bewahrt, deshalb mußt du so lange in der Finsternis seufzen, bis die Sonne zu Mittag untergeht und um Mitternacht wieder aufgeht!“ Als der Alte dieses gesprochen, da verschlang die Erde die Burg und den Ritter; zusammen mit der Burg versank auch die heilige Eiche; der Opferberg bedeckte sich mit Wasser und es entstand so ein See. — Der Kemmernsche See, welcher sich an der Stelle ausbreitet, wo die Burg gestanden, soll noch heutzutage zu sehen sein. Still und geheimnisvoll liegt der See da, nur zur Mittagszeit, wenn Hirt und Herden im Schatten ruhen, wenn der Gesang der Vögel auf einen Moment verstummt ist, dann, aber nur alle hundert Jahre ein Mal, beginnt das Wasser des Sees sich zu regen, zu brausen, zu zischen und gewaltige Wellen zu werfen. Der versunkene Ritter erhebt sich dann plötzlich aus der Tiefe des Sees und erscheint an der Oberfläche des Wassers. Er sieht dann aus wie ein ewig alter Greis; mit langem Moos und mit Wassergräsern ist sein Bart bewachsen, eine große breite Mütze hat er auf dem Kopfe, auch sie ist bedeckt mit Schilf, Rohr und Wasserblumen. Der Ritter erhebt das Haupt und schaut betrübt nach der Mittagssonne hin, denn er will sehen, ob sie nicht untergeht. Darauf wendet er sich gen Westen, denn sehen will er, ob nicht die Morgenröte aufgeht und ob nicht endlich

die Erlösungssonne in jener Gegend ihm erscheint. Da er aber die Sonne dort nicht erblickt, so weint er und heiße Zähren befeuchten seine tiefgefurchten Wangen. Ächzend und wimmernd sinkt er wieder in das Wasser hinab und aus der bodenlosen Tiefe erschallen die mit wehmütiger Stimme gesprochenen Worte: „Vielleicht geht mir nach hundert Jahren die Erlösungssonne auf!“ —

Durch R. Krimberg im Rig. Tagebl. 1893 Nr. 147.

12. Der Teufel und die Düna.

Einst wollte der Teufel die Düna an mehreren Stellen unpassierbar machen. Dazu brauchte er natürlich eine Menge Steine. Einen solchen Stein rollte er auch aus dem Aronflüßchen heraus und trug ihn über Seßwegen, die Kokenhusensche Straße entlang bis zur Mündung der Ewst. Doch kaum war er bis zum Truschlu-Gesinde bei Marzen im Versonschen Kirchspiel gekommen, als der Hahn krähte. Da warf der Teufel den Stein zur Erde und machte, daß er davon kam. Den Stein kann man noch heute dort sehen.

Lerch-Puschkaitis, V 383.

13. Der Teufel und die Dünaflösse.

Einst kam dem Teufel in den Sinn, große Steine in die Düna zu werfen, um die herabkommenden Strusen und Flöße zu vernichten. Eilig lief er am Pargis-Krug vorbei nach Neuhof. Beim Kruge ist noch heute seine Spur auf einem Steine in einer Schlucht zu sehen und die Schlucht heißt noch jetzt Welna-peda, die Teufelsspur. In Neuhof ergriff der Teufel einen ungeheuer großen Stein, trug ihn bis zum Balod-Gesinde und warf ihn dort in die Düna. Da aber die Düna an dieser Stelle ziemlich breit ist, so lief der Teufel noch einmal, um einen zweiten riesigen Stein herbeizuholen. Er ergriff ihn und ging dies Mal über Sezzen und den Greblu-Berg zum Balod-Gesinde an der Düna. Kaum aber war er auf dem Berg angelangt, da krähte im benachbarten Gesinde der Hahn. Der Teufel wollte seinen Zweck doch noch erreichen und warf den Stein aufs geratewohl zum Fluß. Doch in der Eile hatte er ihn nur mit dem kleinen Finger erfaßt und daher flog der Stein nicht bis zur Düna, sondern fiel am linken Ufer, etwa sechseinhalb Werst unterhalb Kokenhusens zu Boden, wo noch heute eine Schlucht mit

steilen Felswänden zu sehen ist. Nun ging der Teufel hin, um sein Werk zu betrachten, doch ärgerte er sich schrecklich, als er seinen Mißerfolg erkannte. Da beschloß er, in der Schlucht zu bleiben, die Leute zu schrecken und zuzusehen, wie die Strusen und Flösse an den Steinen zerschellen würden und die Menschen ertrinken. Dort wohnt er auch noch heute und äfft die Leute um Mittagszeit und um Mitternacht; manchmal weint er wie ein kleines Kind, manchmal ruft er wie ein Mensch um Hilfe; bisweilen läuft er wie ein Hase oder ein Reh, doch wehe dem, der hinter ihm herjagt, den stürzt er unfehlbar ins Verderben.

Brihwsemneeks, S. 23 Anm. —

14. Die Entstehung der Oger.

In alten, grauen Zeiten lebte an der Düna ein starker Mann, welcher einst im Alter plötzlich verschwand und nirgends aufzufinden war. Die Leute glaubten, er sei getötet worden, was aber nicht der Fall war, da er gesund und munter im Waldesdickicht lebte. Von diesem Mann hörte auch der Teufel, lief zu seiner Mutter, die in einer Höhle hauste, und sprach zu ihr: „Was meinst du, der Riese, welcher am Dünaufer lebte, ist verloren gegangen; vielleicht ist er irgendwo gestorben. Wenn man ihn finden könnte, dann würde seine Seele unser Eigentum sein.“ Die Teufelsmutter sprach: „Du weißt ja, wer auf einer freien Fläche stirbt, den kann man leicht finden, aber wenn jemand im Walde verreckt ist, so kann man einen solchen nicht so leicht erblicken. Deshalb durchsuche die Wälder, vielleicht findest du den Riesen.“

Der Teufel lief durch Wälder, Felder, Moräste und fand endlich unseren Riesen lebend in einem Häuschen mitten im Walde; zu der Zeit war er aber nicht zu Hause. Da ergriff der Teufel einen großen Stein, kroch in den Ofen und erwartete die Ankunft des Vermißten, der am Abend heimkam. Vom Ofen aus warf nun der Teufel seinen Stein nach ihm, doch wegen der großen Hitze im Backofen traf er nicht das Ziel. Nun warf der Riese: von dem schweren Wurf zerbröckelte das Häuschen und der Teufel versank auf der Flucht in den Erdboden, wodurch sich ein tiefes Loch bildete, das sich mit Wasser füllte. Hundert Jahre später kam der Teufel, nachdem er sich von seinem Schreck erholt hatte, mit einer großen, dicken Stange an die Oberfläche der Erde, um wiederum den Riesen

zu suchen, der aber nicht mehr aufzufinden war. Voller Zorn warf er seine lange Stange zu Boden und verschwand. Dort, wo die Stange zu Boden fiel, da sank die Erde ein, es entstand ein Gewässer, dem später der Name Oger beigelegt wurde.

Das Loch, in welches der Teufel versank, als er von unserem Riesen den Steinwurf erhielt, soll noch jetzt sichtbar sein; an jener Stelle befindet sich heutzutage der Pakul-See.

Lerch-Puschkaitis, V 388 Nr. 177, 178; VI 202. Über eine Riesin, die an der Oger erschlagen wurde, vgl. ebenda S. 201. — Darnach N. K(rimberg), Rigaer Tageblatt 1896, Nr. 181. — Livlands Sagen geben dem Teufel nur ausnahmsweise eine Großmutter.

15. Wie die Ewst entstand.

Der König Inus hatte einen Sohn Aiwis, einen frischen fröhlichen Jüngling; als der herangewachsen war, verliebte er sich in die Tochter des Nachbarkönigs, Ranapura. Um dieselbe Zeit kam aus Litauen ein mächtiger Riese herüber, der war zwölf Fuß hoch. Eines Tages, als Aiwis wieder zu Ranapura ging, begegnete er unterwegs dem litauischen Riesen. Der fragte ihn: „Wohin gehst du?" „Ach", antwortete Aiwis, „ich gehe nur hier in die Nähe". „Ach so", sagte der Riese, „ich weiß wohl, du gehst zu Ranapura. Die willst du heiraten; aber das wird nicht geschehen, denn noch lebt Aiwis und das bin ich, verstanden! Mir gehört sie." „Aiwis?" erwiderte Aiwis zornig, „ich bin Aiwis, nicht du!" „Ei sieh'!" sagte der Riese, „ist das nicht zum Lachen! Solch ein Dummkopf will Aiwis sein! Doch höre! Wenn du so hartnäckig bist und mir die Ranapura nicht geben willst, dann laß uns kämpfen!" Der Riese dachte dabei, daß Aiwis sich fürchten werde. Doch der erschrak nicht, sondern sprang sogleich auf den Riesen zu und versetzte ihm mit seinem stählernen Schwert solch' einen Hieb über den Kopf, daß er genug hatte. Der Riese fiel zu Boden und aus seiner Wunde floß soviel Blut, daß ein See entstand, den Aiwis Lubahn nannte. Eines Morgens trat Aiwis aus seiner Burg heraus und bemerkte, daß das Blut des Litauers an der Burg vorbeigeflossen und daraus ein großer Fluß geworden war. Vom See aber war nur eine Vertiefung nachgeblieben. Später ist in diese Vertiefung ein See aus den Kangarbergen hineingekommen. Dem neuen Flusse gab Aiwis den Namen, indem er sagte: „Dieser Litauer wollte

Aiwis sein; daher wollen wir den Fluß, der aus seinem Blut entstand, die Aiweekste (=Ewst) nennen." Aiwis aber heiratete die Ranapura und beide lebten sehr glücklich.

Lerch-Puschkaitis V 390. Vgl. Nr. 32. 86. —

16. Der Schlangenkönig im Plikais-Morast.

Im Selburgschen Kirchspiel in Kurland liegt der Plikais-Morast. In früheren Zeiten gab es da schrecklich viel Schlangen. Legten sie sich alle zusammen und der König obendrauf, dann war es ein Haufen, so groß wie ein Heuschober. Beim Schlangenkönig sah man immer eine sehr schöne Krone auf dem Kopf; niemand aber durfte sie antasten, sonst verfolgten ihn die Schlangen, indem sie den Schwanz in den Mund nahmen und sich wie Räder fortbewegten. — Einst bestieg ein Ritter ein rasches Pferd, galoppierte an dem Schlangenhaufen vorbei, riß dem Schlangenkönig die Krone vom Kopfe und gelangte glücklich in seine Burg zurück. Froh, daß sein Ritt ihm gelungen, stieg er ab und striegelte seinen schnellen Renner. Da schoß aber plötzlich aus dem Schweife des Pferdes ein Schlangenkopf hervor und stach den Reiter in die Hand. Die Schlange war am schnellsten von allen der Königskrone nachgeeilt und hatte sich im Pferdeschweife versteckt, um Rache zu nehmen. Die Rache gelang, denn der von ihr verwundete Ritter starb. Noch im Tode sprach er die Worte: „Diese Burg ist stark, und die Burgleute sind tapfer, sogar den Schlangenkönigen nehmen sie ihre Kronen ab. Aber einst wird die Zeit kommen, wo die Burg in Trümmern liegen und man über sie lachen wird!" Und was er prophezeite, das erfüllte sich auch.

Lerch-Puschkaitis VI 203.

17. Der Gnehwissee.

Drei Werst von Stockmannshof liegt ein großer Morast, namens Gnehwis. Vor vielen Jahren befand sich an der Stelle des heutigen Morasts ein See. Aber diesem See gefiel der Name Gnehwis nicht; deshalb machte er sich eines Sommernachmittags auf und begab sich als schwarze Wolke brausend und sausend durch die Luft nach Sauken in Kurland, wo er noch heute ist. Die Hofsarbeiter

waren gerade beim Pflügen; das heftige Unwetter warf ihnen sogar die Pferde zu Boden. Als es aber vorüber war, fanden sie eine Menge Fische auf der Erde liegen. — Als der See durch die Luft zog, riefen ihm zwei Frauen, die Kleider wuschen, zu: „Gnehw, Gnehw!“ Sogleich aber stürzte der See zur Erde und man nannte ihn den Sauken'schen („Ruf“)-See.

Lerch-Puschkaitis VI 199.

18. Die Mühle am Wessetbach.

Im Gebiete von Festen in Livland entspringt aus dem Wessetsee das Flüßchen Wesset. In alten Zeiten erbaute man beim Jahnit-Gesinde am Wessetbach eine Mühle, von der man noch jetzt eingerammte Eichenbalken sehen kann. Die Mühle war schon beinahe fertig, als einem Nachbarn träumte, eine junge Frau tanze auf der Mühle und sänge dabei:

Die Vorfahren haben hier nicht gemahlen,
Die Nachkommen werden hier nicht mahlen.
Wie das Flüßchen einst geflossen,
So wird es ewig fließen.

Bald darauf hat das Wasser die Mühle weggerissen.

Lerch-Puschkaitis, VI 215.

19. Uhdenite.

Beim früheren Gerin-Gesinde am Wege von Neu-Kalzenau nach Annenhof in Livland liegt im Wessetbach ein Stein. Da lebte in alten Zeiten die Uhdenite. Vom Steine aus führten Wege nach ihrer Burg, die sich in der Quelle der Wesset befand. Uhdenite war eine Jungfrau mit langen goldenen Haaren, die ihr bis zu den Fersen herabhingen; in ihren blauen Augen spiegelte sich der Himmel und alles was das Herz rühren kann wieder. Wer sie einmal angeschaut hatte, der konnte sie niemals mehr vergessen. Sie nahm auch Teil an den Spielen der Mädchen und verschwand dann, wenn diese bemerkten, daß sie von der Uhdenite beschenkt worden waren. Einst bemerkte vom Ufer des Aronbachs*) aus ein Jäger

*) Ein Nebenfluß der Wesset.

— es war zur Zeit des dritten Mondviertels — die Jungfrau, wie sie auf dem Steine saß und ihr Haar mit einem goldenen Kamme kämmte. Beim Mondenschein erschien ihre Gestalt noch viel schöner. Dem Jäger wurde so eigen zu Mute; nie verließ er mehr das Ufer der Wesset und vergaß darüber seine schwarzäugige Geliebte. Oft hörte man ihn dort sprechen, seine Liebe beteuern und seiner Sehnsucht Ausdruck geben; doch nie konnte man bemerken, mit wem er sprach. Und nach einigen Wochen da stürzte er sich ins Wasser und nie hat man ihn wiedergesehen. Seine frühere Geliebte aber klagte ihr Leid der Wesset-Mutter und die verbot der Uhdenite, sich wieder auf der Erde zu zeigen. Nun lebt sie unten in ihrem Palast und noch heute, wenn man dem Murmeln des Baches lauscht, kann man sehnsuchtsvolle Laute vernehmen; das ist Uhdenite, die sich nach den Sonnenstrahlen sehnt. Der Jäger aber ist nicht ertrunken; er fand Aufnahme in Uhdenites Palast. Manches Mal jedoch überkommt ihn die Lust zu jagen und dann begiebt er sich in Gestalt einer Otter in die Wesset. Sein liebstes Jagdrevier ist bei dem Stein bei Gerin, wo mancher Jäger ihn bemerkt hat; doch man schießt nicht auf ihn, da man sein Schicksal kennt.

Jelgawas beedribas Rackstu krajums II 23.

20. Ahla die Perlensucherin.

In Fehteln und Kalzenau mag man noch jetzt Männer finden, die sich der alten Ahla (Adelheid) erinnern werden, der langen hageren Frau mit den schwarzen feurigen Augen. Als die Perlensucherin in der Wesset war sie nicht nur in dieser Gegend, sondern auch bei den Juden in Jakobstadt und Friedrichstadt bekannt. Der Preis für eine Perle war ein Lof Roggen. — Mancher Winter war dahingegangen, bis Ahlas Haar gebleicht war. In ihrer Jugend war sie wie die schönste Blume in einem Rosengarten gewesen und auch noch jetzt im Alter bewiesen das ihre Augen. Alte Frauen wußten zu erzählen, daß es ihr an Freiern nicht gefehlt habe; aber sie machte sich über alle bloß lustig. Einst hatten sich wieder Freier eingestellt; doch Ahla wies sie ab. Beim Nachhausereiten hielt einer von ihnen an, drehte sich nach allen vier Himmelsgegenden und zerschellte, sich an die Windmutter wendend, eine Flasche Meth an einem Stein, indem er ausrief: „Mögen alle Gedanken, die Ahla zu freien, so

in alle Winde gehen, wie diese Flasche in Stücke zersprang!" Dann ritt er nach Hause und legte seinen Sattel umgekehrt auf den Ofen. Die Winde hörten das, sie trugen es überall hin und bei Ahla sprach seit dieser Zeit kein Freier mehr vor. Jahre gingen dahin und Ahla saß einst am Ufer der Wesset und sann über ihr Schicksal. Die Gedanken kamen und gingen, wirbelten durcheinander wie Rauch in der Luft, und nahmen Gestalt an und Ahla sah wie ihre Freier zusammenritten; sie erkannte ihre Gesichter und hörte ihre Stimmen. In ihrem Herzen aber war sie bis in den Tod betrübt. „Ach Wessetmutter, erbarm Dich meiner!" stöhnte sie und wollte eben in die Wesset springen, da bemerkte sie plötzlich die Wessetmutter selbst in Gestalt einer Frau im Wasser und lief entsetzt zurück. Als sie sich endlich gefaßt hatte, ging sie wieder zu der Stelle zurück, doch erblickte sie nur ihren eigenen Schatten im Wasser und auf dem Grunde der Wesset eine Muschel. In ihren Ohren aber erklang es, als sage ihr jemand, sie möge die Muschel aufheben, denn die Wessetmutter habe sie ihr zurückgelassen. Sie watete hinein, holte die Muschel heraus und betrachtete sie. Von außen war nichts besonderes an ihr zu bemerken, sie sah aus wie jede andere Muschel, doch als sie sie öffnete, fand sie eine prächtige Perle darin. Nun wurde sie Perlensucherin und wohl noch manche schöne Perle hat ihr die Wessetmutter geschenkt. Der Tutenn Peter aber erzählte, daß Ahla eine ganz besondere Kunst besessen habe. Einst habe er ihr selbst von einem Gebüsch aus zugesehen, wie sie eine Muschel geöffnet und etwas, es schien ein Kieselstein zu sein, hineingelegt, die Muschel dann wieder geschlossen und sie ins Wasser zurückgeworfen habe. Nach einigen Jahren habe sie die Muscheln an derselben Stelle wieder herausgeholt und dann sei eine Perle darin gewesen. So benutzte sie die Muscheltiere, um Perlen zu züchten. Woher sie diese Kunst habe, das hat sie keinem erzählt. Vielleicht von der Wessetmutter.

P. Allunan in Jelgawas beedribas Rakstu krajums II 24.

21. Die Wasserjungfrau im Roten See.

Bei Kosenhof im Schujenschen Kirchspiel in Livland unweit des Roten Sees (Sarkann-See) stand früher auf dem Leela-kalns eine Burg. Hier wohnte Urban, ein junger Ritter. Einst war er auf dem Roten See auf der Entenjagd; da hörte er auf einmal

einen schönen Gesang. Er lauschte; der Gesang ertönte immer näher und näher, dann teilten sich die Wellen und eine schöne Jungfrau mit goldblonden Haaren und einer demantnen Krone auf dem Haupte entstieg dem Wasser und sagte: „Fürchte dich nicht, ich bin die Wasserjungfrau, eine Nymphe. Schon lange lebe ich hier; kannst du mich aber aus dieser kalten Tiefe erlösen? Wir haben keine Seele; nur dann erhalten wir eine, wenn ein Mensch, der eine Seele besitzt, uns liebt.“ „Schon gut“, antwortete Urban, „aber ich kann dich nicht lieben.“ Kaum aber hatte er das gesagt, da fing die Wasserjungfrau wieder an zu singen und er merkte, wie er immer tiefer und tiefer hineingezogen wurde, bis er ganz versank und verschwand.

Lerch-Puschkaitis, IV 198.

---

22. Der See bei Lauternsee.

Früher befand sich in Berson an der Stelle des jetzigen Mahlu-Morasts ein See. In seiner Nähe befanden sich damals die Hofsfelder und die Riegen des Guts. Der See aber konnte es nicht vertragen, daß die Leute in den Riegen Tag und Nacht mit schwerer Arbeit gequält wurden. Daher erhob er sich wutschnaubend und ließ sich bei Lauternsee nieder. Bald darauf aber gab es Krieg. Die Feinde standen auf beiden Seiten des Sees; da überfiel ein Heer in der Nacht unerwartet das andere, es entstand eine schreckliche Schlacht; das Blut floß in Strömen und brachte das Wasser des Sees zum Steigen. Gegen Morgen hatten sich beide Heere gegenseitig so niedergemetzelt, daß nur noch wenige am Leben waren. Man begrub die Toten alle auf dem Kapukalns (Gräberberg) und hängte zum Gedächtnis der gefallenen Krieger an einem Pielbeerbaum eine Glocke auf. Später aber wurde der Gräberberg unter den Pflug genommen und darüber erzürnte sich die Glocke und rollte in den See hinein. Noch lange Zeit darnach konnte man am Sonnabend Abend die Glocke im See traurig tönen hören. — Man erzählt auch, daß in der Nacht während der Schlacht ein Feldherr in seinem Wagen in den See hineingefahren sei, um sich dem Feinde nicht lebendig zu ergeben. Noch jetzt kann man die Räder des Wagens im See liegen sehen.

Lerch-Puschkaitis, V 392.

---

23. Wie die Salitze entstand.

In der Trikatenschen Gegend in Livland lebte früher ein sehr strenger Herr und auf dem Teufelsberge lebte damals ein Zauberer. Der verwünschte den strengen Herrn, so daß dieser sich zu Grunde richten mußte. Dem Zauberer selbst aber schwebte folgendes Schicksal drohend über dem Haupte: wenn ihm einmal jemand in dem Augenblick, wo er zauberte, ein böses Wort zurufen wird, dann muß er sterben. Auf den bösen Herrn war nun ein guter gefolgt, der von allen geliebt wurde. Der Zauberer jedoch rühmte sich, daß er auch diesen verzaubern werde. Den Leuten gefiel das nicht; sie suchten und fanden auch eine alte Frau, die dafür sorgen sollte, daß der Zauberer dem guten Herrn keinen Schaden zufüge. Eines Morgens schickte der Zauberer sich wieder an zu hexen. Da meinte die alte Frau, vielleicht verzaubere er eben jetzt den Herrn und rief daher gerade in dem Augenblick, als er zauberte: „Du selbst wirst umkommen!" Und sofort ergriff ihn der Teufel und verschwand mit ihm tief in die Erde in den Teufelsberg hinein. Aber im Tode noch verwünschte und verhexte der Zauberer die alte Frau und sie wurde in die Salitze*) verwandelt.

Lerch-Puschkaitis, V 415.

24. Die Stromschnelle in der Aa.

Etwa vierzehn Werst oberhalb Wolmars bildet die Aa eine ziemlich starke Stromschnelle, die dadurch bemerkenswert ist, daß sowohl ober- wie unterhalb die Aa ihre gewöhnliche langsame Strömung hat und weiter bis zur Mündung keinen derartigen Fall mehr aufweist.**) An dieser Stelle liegen im Flusse sehr viele Steine, von denen einige besonders groß sind und das Holzflößen nur im Frühjahr erlauben. Über diesen Fall erzählen sich die Leute: Einst habe der Teufel gewettet, daß er die Aa aufstauen werde, so daß sie nicht mehr fließen könne. Andere sagen, er habe das thun wollen, um den benachbarten Gutsherrn zu ärgern. Er machte sich also an die Arbeit und begann eines Nachts Steine herbeizuschleppen. Glücklich brachte er auch einen Schoß voll herbei und warf ihn da ins Wasser, wo jetzt die Stromschnelle ist. Mit dem zweiten Schoß

*) Ein Beifluß der Aa.

**) Der Fall beträgt auf einer Strecke von 200 Schritt etwa 10 Fuß.

voll jedoch gelangte er nicht bis dahin, da der Hahnenschrei ihn auf dem Wege übereilte; den warf er daher einige Werst vor dem Ziele zu Boden. Und wirklich ist auch in einem Birkenwalde zwischen dem Keischu- und Muischneek-Gesinde ein großer Steinhaufen zu sehen, der eben jener zweite Schoß voll Steine sein soll, die der Teufel fallen ließ. Später hat der Teufel seine Wette nicht mehr ausmachen dürfen.

Rig. Rakstu krajums, III 90.

---

25. Der Burtneksche See.

In alten Zeiten, als die Seen noch wanderten, trug ein riesiger Ochse den Burtnekschen See auf seinem Rücken und wollte ihn beim Konaberg niederlegen. Als der Ochs mit großen Schritten den Berg hinaufstieg, erdröhnte die ganze Erde und der See schnaubte und brauste und stieg immer niedriger und niedriger herab, so daß sogar die Fische herabfielen. Die Leute sahen ihren Tod vor Augen, sie riefen und schrieen, aber niemand konnte den See beschwören, indem er seinen Namen erriet. Plötzlich jedoch rief ein Säugling: „Der Astjärw kommt!" Da erhob sich der See sogleich wieder in die Luft, begab sich mehr nach Süden und ließ sich auf die Burtneksche Kirche, wo gerade Gottesdienst war, nieder. Noch heute soll man auf dem Grunde des Sees eine Kirche erblicken: Vor der Kirche steht eine Kalesche mit vier schwarzen Pferden mit dem Kutscher auf dem Bock; der Pastor ist eben auf die Kanzel gestiegen und hält seine Predigt. Wenn der Pastor seine Predigt einmal enden und Amen sagen wird, dann wird sich der See wieder erheben und fortziehen. Dann kommen die Kirchgänger alle wieder heraus und gehen nach Hause; denn ihnen kommt diese jahrelange Kirchzeit gar nicht so lange vor, wie sie uns erscheint, sondern sie dünkt ihnen nicht länger als uns die gewöhnliche Kirchzeit des Sonntags.

Lerch-Puschkaitis, VI 213. — Nach andrer Version (ib. V 408) gräbt eine schwarze Sau, die Herrscherin des Sees, in sieben Jahren das neue Bett des Sees, in dem der See braust, bis jemand seinen neuen Namen Burtneck ausspricht, worauf er sich beruhigt. — Eine andere Sage erzählt von diesem See, er sei früher bei Luhde-Pastorat gewesen, wo jetzt ein Sumpf ist. Ein Mädchen warf ihr ungetauftes Kind hinein, da zog der See weg. Rig. Rakstu krajums III 114. — Vgl. auch Pabst, Bunte Bilder II 30 (kurz); Hupel, Topogr. Nachr. I 230, wonach im See ein Schloß versunken ist.

26. Der Quell auf dem Blauberg.

Auf dem Gipfel des Blaubergs in Livland war früher ein nicht gar großer Quell, der sogar in der heißesten Zeit nicht austrocknete. Das Wasser dieses Quells half gegen alle Krankheiten. Später fingen die Frauen sogar an, ihre kleinen Kinder darin zu baden, damit sie stark und gesund heranwüchsen. Das aber gefiel dem Quell nicht und er verschwand. Noch heute kann man die Stelle sehen, wo er sprudelte. Doch haben Schatzgräber den Ort recht unkenntlich gemacht.

Lerch-Puschkaitis, VI 209.

27. Der Schwarzteich.

Wenn ich nur vom Kriege anhebe — lieber Gott, das war eine böse Zeit! Floh da ein reicher großer Herr vor dem Getümmel von Werro die Aa entlang eilig, eilig gen Walk. Sechs Rosse zogen die Kutsche, all sein Hab und Gut, Frau und Kind hatte er bei sich. Aber da kam ihnen plötzlich auf dem Wege der Krieg grad entgegen. Wohin nun noch sich wenden mit den müden Rossen? Da wär er wahrlich mit den Seinen und all den Schätzen in Feindes Hand gefallen. Nun war am Wege unten am Abhang ein langer tiefer Teich, mit schwarzem und kaltem Wasser, den nannten die Leute den Schwarzteich. Allsogleich hieß der Herr den Kutscher hinein treiben. In einer Hast riß der die Rosse vom Wege ab, schwang sich selber vom Sitz und so stürzten sie in das schwarze Wasser. Schwer wog das Silber und Gold und vergrub alles in die Tiefe, die Menschen und Wagen und Rosse.*)

Aber solch ein Ende kann freilich nicht mit rechten Dingen

*) Ähnlich auch eine Sage vom Suddalsee, nördlich von Alt-Schwaneburg in Livland: Einst wurde ein böser Herr, Jost Dunter, mit Pferden und Wagen in den Suddalsee gestürzt und ertrank. Alljährlich aber in der Nacht vor Peter-Pauli erblickt man dort eine grauenhafte Erscheinung. Von keuchenden Rossen gezogen jagt eine alte grüne Kalesche mit roten und weißen Rädern unhörbar über die Oberfläche des Sees hin und drinnen sitzt der alte grausame Jost Dunter und sein letzter Schreckensruf tönt weithin über die Fluten des Sees. (Nach Bertram, Balt. Skizzen III 28, wo sich jedoch nicht gut unterscheiden läßt, wieviel Zusatz Bertram's ist.) — Vgl. auch die Sage vom Walgum-See bei Tuckum in Kurland, in den eine Kutsche mit vier Pferden, zwei Herren und dem Kutscher durch Räuber hineingestürzt worden sei. Sitz:Ber. d. Kurl. Ges. 1887, S. 41. —

zugehen. Schau, wenn du abends vor dem Hahnenschrei am Schwarzteich vorübergehst, da giebts immer Spuk und Gespenster. Bisweilen kriecht ein schwarzer Hund den Abhang hinauf, die Jungen hinterdrein; Katzen springen über den Weg, oder es erscheint in allerlei Vogelgestalt. Einst war einer am Ufer des schwarzen Wassers eingenickt. Da sei er hastig am Bein gepackt und wie im Sturm nach unten gezogen. Doch erwischte der Mann zum Glück noch ein Wacholdersträuchlein, das am Ufer wuchs, und so kam er davon. Wieder einmal sah er Jungfrauen auf dem Wasser, wie sie plätscherten und badeten, und waren weiß wie Schwäne. Plötzlich seien sie auf ihn zugekommen, die eine ganz nah, und hätte nur so gekichert. Dem Mann wäre eine Angst angekommen und wie er sich erschrocken bekreuzigt, da seien sie wieder ins Wasser gesprungen und still geblieben. Einmal habe ein Fischer einen schwanzlosen Hecht im Schwarzteich gefangen. Da habe man abends die Stimme des alten Edelherrn auf dem Wasser gehört wie er gerufen: „Ist das ganze Rüsselvieh beisammen?“ Da hätte eine Stimme geantwortet: „Der alte schwanzlose Eber fehlt!“ *)

Noch kürzlich sei da einer auf dem Fischfang gewesen und da sei ein großer Reifen von den Kutschenrädern aufs Wasser gekommen, scharf wie eine Axtschneide, und das ist wahrhaftig wahr, viele habens selbst gesehen.

Jannsen, Estn. Märchen und Sagen I 16. —

28. Der Ilgawa See.

Im Oppekalnschen in Livland bei Laitzen unweit des Wisla-Gesindes liegt der Ilgawa-See. Er ist etwa eine Werst lang und liegt eingebettet zwischen recht großen Hügeln. In alten Zeiten wollte einst der Teufel sich in diesem See eine prächtige Burg erbauen. Schon hatte er das Fundament gebaut und eine Brücke, auf der man zur Burg gelangen könnte. Die Arbeit ging sehr rasch von statten, obgleich der Teufel nur in der Geisterstunde zwischen 11 und

*) Vgl. dazu auch die norddeutsche ähnliche Sage, wo die zweite Stimme ruft: „Die einäugige Sau fehlt“, oder die Anklänge einer von Rußwurm mitgeteilten Sage aus Worms (Inland 1852, Sp. 222). Vgl. überhaupt darüber Pabst, Sagen und Kuriosa, Inland 1852, Sp. 222 ff., 298 ff. und über den mythischen Gehalt Kuhn, Nordd. Sagen, S. 472. — Vgl. auch die lett. Sage von den Fischen im Burtneckschen See und in der Düna, Brihwsemneeks, S. 20. —

12 Uhr nachts arbeitete. Die Steine schleppte er in Hosenflicken herzu. Da verspätete er sich einmal beim Sammeln der Steine und konnte die Burg nicht mehr zur rechten Zeit erreichen. Der Hahn krähte und im selben Augenblick rissen die Flicken entzwei und die Steine fielen alle am Ufer des Sees zu Boden. Noch heute liegen an jener Stelle sehr viele Steine und im See, wo der Teufel sein Fundament gebaut hatte, kann man auch noch viele Steine sehen.

Lerch-Puschkaitis V 416.

---

29. Der Gottesring.

In alten Zeiten lebte im Rosgawaschen Walde ein sehr starker Mann, der oft schon Drachen und Sumpfteufel bekämpft und besiegt hatte. Darüber wurde er stolz und prahlte, daß er sogar Gott besiegen könne. Eines Abends spät trat ein alter Mann in seine Hütte und bat um ein Nachtlager. Der Riese gewährte es ihm. Als der Alte nun seine zerrissenen Kleider auszog, bemerkte jener an seinem Finger einen Ring, der so hell glänzte wie die Strahlen der Sonne. Diesen Ring verlangte es den Riesen zu besitzen und als der Alte eingeschlafen war, erschlug er ihn, zog ihm den Ring vom Finger, brachte die Leiche an den Schwarzbach und warf sie dort in den Tschubineek-Strudel. Den Ring hatte er an seinen Finger gesteckt und wollte wieder nach Hause gehen, als sich plötzlich ein schrecklicher Sturm erhob. Furchtbar rollte der Donner und zuckten die Blitze; erschreckt blieb der Riese stehen. Da rief ihm eine drohende Stimme zu: „Unglücklicher, was hast du gethan?" Der Riese warf einen Blick auf den Ring und bemerkte zu seinem Schrecken, wie er sich in eine riesige Kette verwandelte. Mit aller Kraft versuchte er sich von ihr zu befreien und zu entfliehen; er konnte es nicht. Die Glieder der Kette zogen sich immer fester und fester zusammen und unsichtbare Geister zogen ihn in den Strudel hinab, wo sie ihn auf dem Grunde an einen Stein anschmiedeten. Der ermordete Alte trat auf ihn zu und sagte: „Des Ringes wegen hast du mich ermordet, daher sollst du ewig sein Hüter sein, bis einmal jemand ihn von dir entgegennimmt!" — Seitdem liegt nun der Riese schon viele Menschenalter dort im Strudel und wartet auf seine Erlösung. Alle hundert Jahre steigt er einmal aus der Tiefe empor und zeigt sich den Menschen. Bis jetzt hat er noch niemand getroffen, der den Ring von ihm entgegengenommen hätte.

Zuletzt hat ein junges Mädchen ihn gesehen. Es hütete am Ufer des Flusses Kühe; auf einmal begann das Wasser des Strudels sich zu heben und empor tauchte ein großer Mann in glänzenden Kleidern und mit einer Kette um den Hals. Traurig flehte er das Mädchen an, seine Hände ausstreckend, und bot ihm den Ring an; aber das Mädchen verlor vor Schreck das Bewußtsein. Dann hörte es das Klirren von Ketten und ein Geräusch, wie wenn ein Körper ins Wasser fällt. Als es aber hinschaute, erblickte es niemand mehr. — An der Stelle, wo der Riese angekettet ist, treibt das wirbelnde Wasser beständig Blasen und jeder, der sich der Stelle nähert, wird in die Tiefe gerissen. Die Leute der Gegend, die die Sage genau kennen, baden nie an dieser Stelle und streng verbieten die Mütter ihren Kindern, sich in die Nähe des Strudels zu wagen.

J. Krehslin, Latw. teikas is Maleenas. Hrsg. von Behrsinsch I (Riga 1888) S. 14. —

---

30. Die Schädelquelle und der Stein der Weisen.

Nicht weit von der Stelle, wo die Sulupite in den Schwarzbach mündet, erhebt sich ein kleiner Hügel. An einer Seite dieses Hügels befinden sich Vertiefungen und Vorsprünge, die ihm das Aussehen eines riesigen Totenkopfes geben. Aus einer dieser Höhlungen, dem sogenannten Munde, entspringt ein kleiner Quell. Über diesen Quell erzählt die Sage:

In alten, grauen Zeiten war die Anhöhe von einem dichten Hain bestanden, in dessen Mitte sich eine uralte Eiche befand, die innen hohl war. In dieser Höhlung wohnte ein Einsiedler, ein kluger Greis, der die Naturkräfte erforscht hatte und alle Geheimnisse kannte. Er wußte, wieviel Sterne am Himmelsgewölbe funkeln, er wußte, in wie viel Tagen man zum Allvater gelangen kann, er wußte, was einem jeden Menschen die Zukunft bringt. Der Weise kannte den Augenblick, an dem die Bäume lebendig wurden und zu sprechen anfingen; dann, in der stillen, mondhellen Nacht, unterredete sich der Alte mit ihnen. Auch mit Tieren, mit Erd- und Wassergeistern pflog er Rat, welche ihm alles verkündeten, was sie wußten. Wegen seiner Klugheit und seiner großen Güte liebten und verehrten ihn alle Leute, denn von nah und fern eilten sie herbei, um sich von ihm Rat und Hilfe zu holen. In

der Nachbarschaft lebte ein sehr böser Häuptling, der den Eremiten zu töten beschloß, da die Verehrung, die alle Welt dem Alten zollte, ihm mißfiel. In seiner Burg versammelte der Häuptling in einer Nacht alle Zauberer und Hexen der Umgegend, um über den Tod des Einsiedlers zu beraten. Nach langem Hin- und Herreden kam man zu dem Schluß, daß sich im Gehirn des Alten „der Stein der Weisen“ befinden müsse, ein Stein, der kostbarer sei als alle Königreiche der Welt, ein Stein, der seinen Besitzer zum glücklichsten Menschen auf dem Erdenrunde mache. Als der Häuptling solches gehört, gab er den Zauberern und Hexen reiche Geschenke, entließ sie nach Hause und beschloß, auf jeden Fall selbst den Eremiten zu töten, um sich so den kostbaren Stein aneignen zu können. In einer Nacht versteckte sich der Häuptling im Haine, überfiel und tötete den Einsiedler, als sich dieser mit den Bäumen zu unterreden begann. Nachdem er den kostbaren Stein aus dem Gehirn des Alten genommen, begrub er den Kopf am Abhange der Anhöhe und wollte fortgehen, doch der Stein begann so hell zu leuchten, daß der Mörder von dem Schein ganz geblendet wurde. Er schaute zurück nach der Stelle, wo er den Kopf begraben; dieser erhob sich aus der Erde und rief ihm zu: „Entsetzlich, Unglücklicher, den Stein der Weisen hast du zwar gefunden, doch Ruhe wirst du auch im Grabe nicht finden.“ — Plötzlich begann ein Sturm zu wüten, Donner krachten, Blitze zuckten; den Händen des Mörders entfiel der Stein und rollte dorthin, wo sich der Kopf gezeigt hatte. Allmälig versank der Kopf, der Erdboden schloß sich wieder, doch aus dem Steine entstand eine Quelle, die leise murmelnd dahinfloß. Der Sturm tobte immer ärger, der Donner rollte immer lauter, die Blitze zuckten immer heftiger, sie zerschmetterten die Bäume des heiligen Haines. Die Rieseneiche fiel mit großem Getöse zu Boden, bedeckte den Mörder mit ihrem Stamm und zermalmte ihn. Die Seele des Übelthäters fand keine Ruhe, sondern irrte rastlos in der Welt umher; zu bestimmten Zeiten liegt sie auf dem Boden der Quelle, wo sie dann hundert Jahre lang Wasser trinken muß. — Die Leute beweinten den Einsiedler eine lange, lange Zeit, wuschen sich Gesicht und Augen mit dem Wasser der Quelle und fanden, daß es heilkräftig sei, denn die Kranken wurden gesund, die Dummen—klug, die Alten—jung. Als die Herren (die Deutschen) nach Livland kamen, da wollten sie die heilkräftige Quelle nach Deutschland versetzen, doch diese verlor ihre Heilkraft und ihr Wasser unterschied sich von der Zeit ab in nichts vom gewöhnlichen Wasser. In Frühlingsnächten ist es nicht ratsam, in der Nähe besagter Quelle

zu schlafen, denn furchtbar tobt der Sturm in den Bäumen; um Mitternacht beginnen sie zu sprechen und erzählen dann vom schrecklichen Tode des Einsiedlers. Dann beleuchtet der Mond mit seinem bleichen Schein die Quelle, dann hebt sich der Kopf wieder aus der Erde empor, dann beginnt er zu reden, zu reden wie in jener Mondnacht. Der Mensch aber, der solches hört, wird stumm für sein ganzes Leben. Am Ende der Welt wird der Weise auferstehen und von neuem zu leben anfangen, dann wird auch die Sünde dem Mörder vergeben werden, denn er ist entsühnt durch das Trinken des heiligen Wassers.

J. Krehslin, Latw. teikas is Maleenas. Hrsg. von Behrsinsch. I (Riga 1888), S. 12. — N. Krimberg, Rig. Tagebl. 1893, Nr. 177.

31. Der von der Stelle gerückte See.

Wenn man von dem Städtchen Werro nach Pleskau zu geht, so liegt hinter dem siebenten Werstpfahl links von der Landstraße in einer tiefen engen Schlucht ein kleiner See zwischen Kieshügeln. Eine halbe Werst weiter, wenn man hinter der Senkung wieder bergauf kommt, liegt ebenfalls links vom Wege eine kleine runde von Kieshügeln eingefaßte Schlucht, welche an ihrem Nordrande erkennen lassen, daß Wasserwellen einst hier durchgeflossen sind und die Hügelwand eingerissen haben. Gegen Südost wächst jetzt am Abhange der Schlucht ein hübsches Birkenwäldchen und es werden in demselben ein paar kleine Bauerhöfe sichtbar, jenseits welcher am Rande des Waldes vor einigen Jahrzehnten ein Schulhaus aufgeführt worden ist. An den hier beschriebenen Ort führen uns alte Sagenspuren, von denen wir nachstehendes melden wollen, wie es der Volksmund erzählt.

Vor einigen hundert Jahren lag in der eben bezeichneten Schlucht ein kleiner See mit klarem silberfarbigen Wasser zwischen grünen Ufern; wo jetzt der Birkenwald steht, erhob sich auf der Stelle des Ufers ein prächtiger Eichwald in dessen Schatten ein einzelner schöner Bauerhof lag, dessen Aussehen schon von weitem einen wohlhabenden Wirt verriet. An Stelle der umliegenden Höfe, welche jetzt zu beiden Seiten der Straße hie und da dem Wanderer sich zeigen, stand in alter Zeit ein ausgedehnter Laubwald. Aber kehren wir jetzt zu dem kleinen See zurück, in dessen Fläche beim Sonnenschein Eichwald und Bauerhof sich spiegeln und dessen Wellen selten ge-

kräuselt sind, weil ihn zwischen seinen hohen Ufern das Spiel von Wind und Wetter wenig berührt. Die Bewohner des Hofes holten täglich aus dem See das nötige Trink- und Kochwasser und im heißen Sommer erfrischten sie ihre erschlafften Glieder im See. — Der höchste und herrlichste Schatz des Hofes aber war des Wirts einzige Tochter, die wie ein Kleeblümchen mit fünf kräftigen Brüdern zusammen aufwuchs und aufs schönste erblühte, so daß weit und breit kein Mädchen zu finden war, das ihr gleich kam. Ihr frommes und unschuldiges Herz glich auch darin einer Blume, daß sie selbst nicht wußte, welche Freude sie durch ihren Liebreiz den andern, besonders jungen Männern, machte. Freier meldeten sich oft genug und von allen Seiten, aber sie hatte gar kein Verlangen sich so früh das Ehejoch auf den Nacken legen zu lassen. „Zum Heiraten habe ich noch Zeit genug!“ sprach sie lachend zu ihren Eltern und Brüdern, wenn die Freier nach vergeblicher Werbung wieder davonritten.

Eines Tages geschah es, daß ein junger Ritter von vornehmer Geburt auf dem Wege von Schloß Kirumpä nach Schloß Neuhausen am Hofe vorbeiritt und die schöne Jungfrau am Ufer des Sees erblickte. Dieser Augenblick weckte in seinem Herzen ein solches Verlangen, daß er fortan Nacht und Tag das Mädchen nicht mehr aus dem Sinne bringen konnte. Als er deshalb nirgends Ruhe fand, schlug er unter dem Vorwande verschiedener Geschäfte oftmals den Weg zum Bauernhofe ein, wo dann der Wirt und seine Söhne sich wohl mit ihm unterhielten, das Mädchen ihm aber niemals zu Gesicht kam. Da diese List nicht anschlug, so nahm der junge Ritter zu einem andern Mittel seine Zuflucht. Er schlich tagelang heimlich um den See herum, bis er einmal den Augenblick fand mit der Jungfrau allein zu reden und ihr seines Herzens Wünsche kund zu thun. Obwohl nun die Jungfrau nicht die geringste Liebe für ihn fühlte, so wagte sie doch nicht den ungestümen vornehmen Jüngling rundweg abzuweisen, der, wenn er sich so verschmäht sah, ihren Eltern und Brüdern viel Böses zufügen konnte. Notgedrungen mußte sie also die Liebeswerbung des Ritters ertragen, wiewohl sie ihm nicht die geringste Annäherung gestattete, welche ihre jungfräuliche Ehre hätte beleidigen können. Als die Eltern und Brüder die Festigkeit des Mädchens sahen, hatten sie auch nichts mehr dagegen, daß der vornehme Fremde fast täglich auf ihren Hof kam; er hoffte wohl doch noch einen Augenblick zu erhaschen, wo er das Mädchen in seine Liebesnetze verstricken könnte. Auf des Ritters Flehen gab die Jungfrau stets zur Antwort: „Geehrter! zu eurer Gemahlin taugt meinesgleichen nicht, denn ihr seid ein hochstehender Deutscher, ich

nur eine geringe Bauerntochter, und euer Kebsweib zu werden habe ich nicht die mindeste Lust. Es wäre darum nach meinem Dafürhalten das Beste, daß ihr mich vergäßet und zu euren Standesgenossen zurückkehret."

Eines Tages saßen sie wieder beisammen am Ufer unter einer mächtigen Eiche, als der Ritter ihr das alte Lied von seiner heißen Liebe wieder in die Ohren sang und versicherte, er würde, wenn es möglich wäre, lieber zehn Mal sein Leben hingeben, als sich vom Liebchen trennen. Das Mädchen flehte dagegen: „Spottet meiner nicht länger! ich darf und will euern Beteuerungen nicht glauben; es ist eine Laune, die euch angeflogen ist und ebenso wieder verfliegen wird. Mit euch Freundschaft zu halten widerstrebt meiner Seele. Ihr könnt nimmer Macht über mich gewinnen, denn ich kann euch der Wahrheit gemäß sagen, eher lasse ich mir das Leben nehmen, als meine Ehre beschimpfen. Zwischen uns darf nicht länger Freundschaft sein." Der Ritter erwiderte: „So gewiß wie dieser klare See vor uns seinen Platz nicht verlieren oder von hier an eine andere Stelle rücken kann — eben so gewiß soll meine Liebe zu dir ewig unveränderlich bleiben." —

Auf diese Weise hatte er noch bis in den Abend hinein das Mädchen an sich zu ziehen gesucht, bis er endlich unmutig nach Hause ging, erzürnt über sich selbst und das Mädchen, daß die Sache nicht besser abgelaufen war.

Nicht gering war am andern Morgen der Schrecken und das Erstaunen auf dem Bauerhofe, als die Leute beim Aufstehen vor die Thüre tretend den See nicht mehr vorfanden, sondern an Stelle desselben nur Schlamm und Schmutz auf feuchtem Sandgrund. Das Mädchen hob, der gestrigen Beteuerung des jungen Mannes gedenkend, die Augen gen Himmel, da der alte Vater (der Himmelsvater) ihr ein so deutliches Zeichen gegeben. Der Ritter aber wagte seitdem nicht mehr seinen Fuß auf den Seehof zu setzen, wo die Macht des Himmels seine Beteuerungen so zu Schanden gemacht hatte.

Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud. S. 342. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II 158. —

32. Der Peipus-See.

Vorzeiten herrschte einmal bei uns zu Lande ein mächtiger und ruhmvoller König mit Namen Karkus. Damals hausten noch grimmige Bären und Ure in den dichten Wäldern, Elentiere und wilde Pferde durchbrachen schnellfüßig das Gestrüpp. Noch waren

aus fernen Landen weder Kaufherren auf ihren Schiffen, noch Kriegsheere mit scharfen Schwertern zu uns gekommen, um das Kreuz des Christengottes aufzurichten, und noch lebte das Volk in voller Freiheit.

Das Haus des Königs Karkus war aus köstlichen, funkelnden Steinen erbaut und leuchtete fern hinaus wie Gold in der Sonne. Des Königs Schloß lag vor dem heiligen Hain, wo drei gute weiße und drei schwarze böse Götter wohnten. Allda lebte der König mit seinem Hofgesinde. Die Feinde fürchteten ihn sehr, sein eigenes Volk aber liebte ihn wie einen leiblichen Vater.

Obgleich der König Gold und Ehre die Fülle besaß, fehlte ihm doch etwas an seinem vollen Glücke, denn sein Weib hatte ihm kein Kind geschenkt. Da gelobte er den weißen Göttern unermeßliche Opfer, wenn sie sein Gebet erhörten und seinen Wunsch erfüllten. Und siehe, nach sieben Jahren ging sein Gebet in Erfüllung. Die Königin gebar ihm ein Kinderpaar, einen Knaben, so rasch und klug wie der Vater, und ein Töchterchen mit goldenem Haar und Augen wie die blauen Primeln, das schon in der Wiege der Mutter entgegenlächelte. Voll Freuden gab der König den weißen Göttern große Opfer nach seinem Gelöbnis. Die schwarzen Götter aber, die sich auch aller Ehren wert hielten, ergrimmten in ihrem Herzen, weil der König sie so verachtet hatte. Darum gingen sie hin zum Geist des Todes und reizten ihn, den Königssohn mit seinen bösen Blicken anzuschauen und zu verderben.

Indessen gedieh der Knabe zusehends und ward die Freude seiner Eltern. Wie er aber schon die ersten Worte lallen konnte, da traf ihn der böse Blick des Todes. Von Stund an welkte er hin und mußte endlich sterben. Sein Schwesterchen aber, mit Namen Rannapuura, blieb am Leben und blühte wie ein Röschen auf, zur Freude ihrer Eltern, deren einziges Kind sie jetzt war.

Aber der Haß der Bösen war von dieser halben Rache nicht gesättigt. Darum wußten sie es anzustellen, daß die Königstochter, als sie sieben Jahre alt geworden, in die Gewalt der bösen Hexe Peipa fiel. Die Hexe führte Rannapuura mit sich fort in ihr schreckliches Haus, das in Ingermannland unter einem hohen Bergrücken mitten in einem Felsen lag. An diesem schrecklichen Orte mußte das arme Königskind zehn Jahre seines Lebens vertrauern. Wie hart ihm aber auch sein Leben unter der rauhen Hand der Hexe war, so gedieh es doch und wuchs auf, bis es zur Jungfrau gereift war. Da sah man auf der ganzen Welt keine, die so schön gewesen wäre wie Rannapuura. Wie die Morgenröte in der

Frühe des Tages tief an den Grenzen des Himmels rötlich erglänzt und ein heiteres Wetter verkündet, so strahlte ihr sanftes Gesicht in stiller Ruhe und aus ihren Augen konnte man merken, daß sie eines Engels Herz in der Brust trug.

Der König wußte wohl, wo seine Tochter gefangen saß; das hatte ihm ein guter Geist verkündet. Aber wie mächtig er auch war, konnte er doch nichts gegen die List und Bosheit der Peipa ausrichten. So gab er schon die Hoffnung auf, seine Tochter aus dem Ort ihrer Qual zu befreien. Endlich erbarmten sich die weißen Götter des Königskindes und seiner Eltern, denn der König flehte sie gar beweglich an und brachte ihnen reichliche Opfer. Aber auch die Götter wagten es nicht, gegen die mächtige Peipa offen auszuziehen. Darum versuchten sie es mit List. Sie sandten heimlich eine Taube, die im himmlischen Dienste stand, zu Rannapuura mit einem Silberkamm, einer Hechel, einem großen Apfel und einem schneeweißen Linnen und ließen ihr sagen: „Hebe die vier Gaben der weißen Götter wohl auf und fliehe aus deinem Kerker, so bald du nur kannst! Wenn dich aber die Peipa verfolgt, so rufe die weißen Götter an und wirf zuerst den Kamm hinter dich; wenn das nichts hilft, so laß die Hechel fallen, achtet sie aber auch dessen nicht und bleibt dir auf der Ferse, so wirf den Apfel und endlich das Linnen hinter dich. Merke auch wohl auf beim Werfen, daß du die Gaben nicht vertauschest!"

Rannapuura gelobte der Taube alles zu behalten, was sie thun sollte, dankte den weißen Göttern und sandte die Taube heim.

Als die Peipa am ersten Dienstag nach Neumond um die Mitternachtsstunde rittlings auf einen alten Besen sprang, wie es die Hexen in Ingermannland und bei uns alljährlich am dritten, sechsten, neunten und zwölften Neumond zu thun pflegen, und so von Hause stob, schlüpfte die Jungfrau früh vor dem Morgenrot aus ihrer Kammer und nahm die vier Gaben der Götter mit sich auf den Weg. Sie lief gerade den Weg nach ihres Vaters Schlosse vorwärts, so schnell sie konnte. Zu Mittag, als sie schon ein gut Stück Weges gegangen war und einmal umblickte, sah sie mit Schrecken, daß die Hexe Peipa ihr nachsetzte. In der Rechten schwang sie drohend eine eiserne Rute und ritt auf einem ungeheuren Hahn, der dem Königskinde bald auf der Ferse war. Da rief es laut die weißen Götter an und warf den Silberkamm hinter sich. Augenblicklich ward aus dem Kamm ein brausender Strom, tief und breit und viele Meilen lang. Peipa schielte zornig der Fliehenden nach, die auf dem jenseitigen Ufer des Stromes leichten

Fußes weiter eilte und sie weit hinter sich zurückließ. Aber nach einer Weile fand die Hexe eine Furt durchs Wasser, eilte hinüber und war bald wieder hinter der Jungfrau her. Nun ließ Rannapuura die Hechel fallen und sieh, daraus wuchs ein Wald, so dicht und hoch, daß auch die Hexe auf ihrem Höllenroß nicht gerade hindurch konnte und also einen ganzen Tag um den Wald herum reiten mußte.

Zwei Nächte und einen Tag war die arme Königstochter schon gewandert und hatte noch keinen Bissen Brot genossen und kein Stündchen geschlummert. Da ging es mit ihrer Kraft zu Ende und schon war ihr am zweiten Tage die Hexe dicht auf der Ferse, als sie in ihrer Not den Apfel niederwarf. Daraus stieg ein unermeßlich hoher Granitberg auf. Ein schmaler Pfad, wie von einer Schlange gezogen, wand sich bis an seinen Gipfel hinauf und wies der Hexe den Weg. Bevor sie aber drüben anlangte, war wieder ein Tag vergangen. Doch die Königstochter war nur eine kurze Strecke weiter gekommen, denn der Schlaf hatte ihr müdes Auge geschlossen und als sie wieder erwachte und schon von fern das Schloß ihrer Eltern erblickte, da war ihr auch die Hexe schon so nah, daß sie nimmer zu entrinnen vermeinte. Voller Angst warf sie eilig das Linnen hinter sich zu Boden. Breit fiel es hin, fing an zu rauschen und schwoll auf zu einem mächtigen See, dessen schäumende Wogen die Hexe wild bedrängten. Ein brausender Sturm warf Wasser und Gischt der Hexe in's Angesicht; ihre Bosheit konnte sie nicht retten und auch nicht ihr Roß, der Höllenhahn. Wohl streckte er den Hals hoch aus dem Wasser, riß den Schnabel auf und schlug die Flut mit seinen Flügeln, doch es half ihm nichts, er mußte elendiglich ertrinken. Peipa aber rief mit Flüchen alle Höllengeister zu Hilfe, doch keiner von ihnen erschien und heulend sank sie in die Tiefe.

Dort unten tobt sie noch heute in Qualen und Schmerzen. Hechte und andere schreckliche Tiere der Tiefe nagen an ihr und peinigen sie ohn' Ende. Sie schlägt mit Händen und Füßen um sich und reckt und streckt die Glieder in ihrer großen Not. Daher kommt es, daß der See, der heute nach ihr der Peipus heißt, immer Wellen schlägt und stürmende Wogen wälzt.

Rannapuura gelangte glücklich in ihres Vaters Schloß und ward bald darauf eines Königsohnes Gemahlin. Aber des Königs Karkus Namen trägt heute noch die Kirche zu Karkus und nach Rannapuura ist das Gut Rannapungern genannt, das nördlich am Peipus auf der Grenze zwischen Livland und Estland liegt. Der Fluß, der aus dem Silberkamm entstand, ist der Pliha-Fluß

mit seinem glänzenden Wasser. Wer ihn heute kennt, begreift wohl seine Entstehung. Graden Lauf mag er nicht nehmen; er springt nach rechts und links auf und ab wie die Zinken an einem Doppelkamm, ergießt sich in die Narowa und fällt mit ihr vereint in's Meer. Auch der Hechel-Wald hat lange gestanden, bis vor zweihundert Jahren die Schweden mit den Polen in's Land kamen und Krieg führten. Die Polen verbargen sich im Walde, aber die Schweden zündeten ihn an und brannten ihn nieder. Der Berg aber, der aus dem Apfel der Königstochter aufwuchs, steht heute noch; nur sein Granit ist in Bruchstein verwandelt.

Eisen, Esiwanemate warandus S. 7 ff. — Jannsen, Märchen und Sagen II 69 ff. vgl. die Anm. S. 183. — Rigaer Tageblatt 1893 Nr. 171 durch R. Krimberg. — Jelgawas beedr. Rackstu krajums IV (1894) S. 30 ff. (lett.) — Lerch-Puschkaitis VI 197 ff. —

33. Die vier Gaben des Wassergeistes.

Vier Kinder saßen und spielten eines Sonntags am Ufer des Peipussees. Da trat ein alter Mann mit langem grauen Bart und Haupthaar heran, schaute ein Weilchen ihrem Spiel und Treiben zu und sprach: „Kinder, ich habe recht meine Lust an euch, daß ihr euren Tag heute so kindlich hingebracht. Wenn ihr aber aufwachset und groß seid, sollt ihr des Sonntags zum Gotteshause gehen oder daheim ein nützliches Buch lesen, nie aber dürft ihr werktägige Arbeit thun. Ich habe auch jedem von euch eine kleine Gabe mitgebracht, kommt und wählt euch selbst!“ Die Kinder liefen um den Alten zusammen, der hatte sich auf einen Stein niedergelassen und trug da in seinem Schoß einen kleinen Kahn, einen kleinen Hammer, eine kleine Pflugschar und ein kleines Buch.

„Was sollen wir denn damit anfangen?“ fragten die Kinder. — „Wählt nur,“ sprach der Greis, „so will ich euch hernach schon sagen, wie ihr's anzufangen habt.“

Die Kinder wählten nun jedes ein Ding. Da erhob sich der Alte, schaute sie mit durchdringenden Blicken an, daß es den Kindern ordentlich Angst wurde, und sprach: „Hütet diese Gaben wohl und verletzet oder verliert sie nicht! Wenn ihr nun Männer werdet, so soll wer den Kahn empfing ein Fischer sein, und wer den Hammer ein Schmied; wer die Pflugschar, soll pflügen und den Acker be-

bauen, wer aber das Buch, soll ohne Unterlaß forschen in den Schriften. Es soll aber jeder sein Amt, das ich ihm verliehen, in Ehren halten, so wird es ihm wohl gehen und werdet alle alt und reich und von allem Volk geehrt werden. Ich bin aber der Wasserneck." Darauf verschwand der Alte vom Stein und eine Weile brauste und rauschte es mächtig im See aus der Tiefe. Die Kinder aber verbargen ihre Gaben im Busen und liefen heim; es sprach keines ein Wörtchen von seinem Besitz.

Der Knabe mit dem Hammer war der älteste von ihnen. Er ging zu einem Schmied in die Lehre und seine Arbeit war reich gesegnet. Er hieß aber Mustpea, Schwarzkopf. Als er nun ein fertiger Meister war, ließ er sich am Peipussee nieder, dort wo der Sööra-Fluß in den See mündet und schon einige Hütten von Fischersleuten standen, und übte daselbst sein Amt untadelhaft. Überall her von den Edelhöfen und Schlössern trug man ihm Arbeit zu und das ganze Dorf ward nach ihm Mustwesi, Schwarzwasser, genannt und ist heute schon ein kleines Städtchen geworden.

Wie dann der Knabe mit dem Kahn groß geworden, zog er weiter von Mustwesi gen Osten, baute sich ein Haus und ward ein Fischer. Es geriet ihm aber so wohl, daß er ganze Kirchspiele mit seinen Fischen versorgte. Er hatte blondes Lockenhaar, darum nannten ihn die Leute Kasepea, Birkenkopf, und noch heute trägt diesen Namen ein großes Dorf der Esten am Peipusstrande.

Der die Pflugschar empfangen, wuchs auf und wanderte vom Peipus gen Norden. Er kam in einen Wald an einen herrlichen Ort, da legte er sich unter einen großen Fichtenbaum zur Ruh. Den andern Morgen hub er an Bäume zu fällen, machte das Land urbar und schuf Äcker und Felder. Bald zogen noch andere Leute aus seinem Volk zu ihm und nannten ihr Dorf Ulwi*). Es trägt noch heute den Namen und blüht da ein gar fruchtbares Land unter des Kaisers Schutz. So ward aus diesem ein reicher Ackerherr und beschloß sein Leben im hundertsten Jahr, geehrt von dem ganzen Kirchspiel.

Dem aber das Büchlein verliehen war, lernte lesen unter seiner Eltern Obhut, ging wandern in die Welt lange Jahre, redete vielerlei Sprachen, kannte allerlei Schrift, ward gesandt nach Deutschland, kam in der Türken Land als ein Dolmetsch, kam nach Rußland als ein Friedensstifter. Ward endlich König, schlug die Schweden, schlug die Dänen in ihrem Land, ward ein Richter

*) Ulwimois oder Oehrten bei Maholm in Estland.

über alle und half zum Recht den Gerechten. Zu seines Namens Ehr und Gedächtnis ward gegründet im Herzen des Landes zwischen den Ufern der Ostsee und des Peipus ein neues Kirchspiel und ward Johannis genannt und trägt den Namen bis auf unsern Tag.

Jannsen, Märchen und Sagen I 67 ff. — Eisen, Esiwanemate warandus S. 83 ff.

---

34. Der Brunnen des Töredasteines.

Der Brunnen des Töredasteines oder kurz der Steinbrunnen (Kiwikaew) liegt im Tormaschen Kirchspiel an der Grenze von Flemmingshof. Nach der Volksüberlieferung soll der Brunnen „zur Kriegszeit" gebaut worden sein und muß, wie noch jetzt zu sehen ist, seiner Zeit ein bedeutendes und schönes Bauwerk gewesen sein. Die Sage erzählt von diesem Brunnen mancherlei. Zur Kriegszeit hat man in ihn reines Gold- und Silbergeld, ein silbernes Ochsenjoch und andere kostbare Gegenstände versenkt und große Reichtümer harren desjenigen, dem es glückt, diesen Schatz zu heben. Das soll gar nicht so schwer sein. Der Schatzsucher muß nur folgende drei Dinge beobachten. Zuerst muß er einen Rock, der von drei Personen getragen worden ist, als sie zum ersten Mal zum Abendmahl gingen, zum Brunnen bringen; zum zweiten einen Trauring tragen, der einer und derselben Person dreimal bei der Trauung gedient hat; schließlich muß er noch die Zauberformel hersagen, die den Schatz von dem über ihn verhängten Bann lösen kann. Wenn alles so gethan worden ist, dann steigen verschiedene Sachen auf die Wasserfläche, die der Reihe nach abgenommen werden müssen. Einen solchen Versuch kann nur ein Furchtloser mit Erfolg unternehmen; ein Furchtsamer aber könnte nie etwas ausrichten, wie die folgende Geschichte beweist. Ein Mann, der das dort versenkte Geld begehrte, brachte alle nötigen Sachen zur Stelle und sagte die vorgeschriebene Zauberformel her. Da begann der Brunnen zu tosen und das Wasser sprudelte und stieg höher und höher. Nach dem letzten Worte der Zauberformel schaute der Mann in den Brunnen, um den Schnitt, der an die Oberfläche gestiegen war, abzunehmen und dann das Aufsteigen des Geldes abzuwarten. Als er aber hineinschaute, gewahrte er zwei Hähne auf einem silbernen Ochsenjoche, die wütend auf einander hackten. Der Mann wagte nicht sie herauszunehmen

und aus Furcht, daß das Wasser, welches schon aus dem Brunnen herausströmte, ihn überfluten würde, floh er eiligst davon.

Ein anderes Mal war eine Menge Knaben am Brunnen. Sie hatten Steine in den Brunnen geworfen und dabei (in korrumpiertem Russisch) gerufen: „Sort pladi dengi! Sort pladi dengi!“ das ist: Teufel gieb das Geld her! Mit einem Male hatte der Brunnen zu tosen und zu brummen angefangen. Als die Knaben dieses gesehen und gehört, waren sie eilends davongelaufen, indem sie schrien: „Sort tuleb, sort uputab!“ das ist: Der Teufel kommt, der Teufel ersäuft uns! Nachher soll sich niemand mehr getraut haben, den Teufel bei seinem Wachtposten zu stören oder von ihm Geld zu verlangen. So soll denn der große Schatz noch heutzutage in diesem Brunnen stecken.

J. Jung in Sitz:Ber. d. gel. estn. Ges. 1886, S. 113.

---

35. Die blaue Quelle bei Lais.

Im Westen von der Kirche zu Lais liegt ein Bergrücken, dessen östlicher Teil im Volke der Willina-Berg heißt. Er fällt gegen Abend steil in's Land und der Paß, der über ihn hinführt und den höchsten Punkt aufsucht, wird von den Fuhrgäulen schwer erklommen. Auf den anderen Seiten steigt er aber sanfter an und ist voller Klüfte und sumpfiger Gründe, aus deren Tiefe auch im heißen Sommer das Wasser nicht ganz verschwindet. Von den Gründen ist einer der größte, siebenzig Klafter lang und fünfzig Klafter breit und steht beim Volke von Alters her in Ehren. Ein junger Erlenwald umgiebt ihn, Blaubeeren bewachsen seine Ufer und Moos bedeckt seine Oberfläche, die unter Regengüssen schwillt und schaukelt wie eine Wiege.

Aus diesem Sumpf entspringt eine Quelle und heißt nach ihrer Farbe die blaue Quelle. Von ihr glaubte das Volk, daß sie nach Gefallen Regen oder Dürre und also Mißwachs oder Erntesegen geben könnte. Wenn Dürre im Lande herrschte, so mußten drei Witwen gleichen Namens am Sonntag zur Zeit des Gottesdienstes hingehen, die Quelle reinigen und ihre Mündung breiter machen. Jede trug einen Spaten, Rechen, Haken, einen Brotlaib und ein Gesangbuch mit sich. Wenn aber zu oft Regen fiel, ward die Quelle bis auf einen kleinen Spalt zugeworfen und das half sogleich.

Einmal rissen drei Witwen Anna die Quelle gar zu weit auf und gleich kam ein schrecklicher Regen über das Land. Darüber hatten die Weiber viel zu leiden, denn jedermann im Volke verfolgte sie. Ein anderes Mal wanderten drei andere Weiber von fern her zur Quelle, um sie zu reinigen, als sie aber noch auf dem Wege waren und gegen Sootaga gelangten, verließ das Volk gerade die Kirche und kam ihnen entgegen. Also war ihre Reise vergeblich. Auch drei Witwer gleichen Namens hatten sich einst zur Quelle aufgemacht. Da sie aber früh morgens ausgezogen und schon vor dem Gottesdienste angelangt waren, gedachten sie im Kruge zu Sootaga die Zeit zu erwarten. Hier begannen die Männer zu zechen und trieben es so arg damit, daß sie die günstige Stunde versäumten.

Einst wollten die Leute wissen, wie tief die blaue Quelle wäre. Sie knüpften lange Seile an einander, banden einen Stein an's Ende und ließen das Seil in die Tiefe fallen. Als sie es wieder aufzogen, war der Stein verschwunden. Nun senkten sie einen Kessel hinab, der mit Steinen gefüllt war, wanden ihn nach einer Weile auf und nahmen mit Entsetzen wahr, daß an dem Seil ein blutiger Menschenkopf hing. Als sie es von neuem versuchen wollten, rief eine Stimme aus der Tiefe: „Wenn ihr es noch einmal thut, so müßt ihr alle versinken!“ So geschah es, daß die Tiefe der blauen Quelle unbekannt blieb.

Jannsen, Märchen und Sagen II 76. Vgl. die Anm. ebenda S. 185 ff. — Vgl. Nr. 5. 41.

36. Jutta, die Jungfrau vom Endlasee.

Einst wandelte der Liedergott Trübes sinnend am Ufer des Endlasees und seine Harfe erklang von dem, was ihm das Herz bewegte. Da erblickte er von ungefähr ein Kindlein vor sich im Grase, das streckte ihm die beiden Händchen entgegen. Schaute der Gott sich emsig um, ob er auch des Kindes Mutter fände, sie war aber nicht zu sehen. Da hob er das liebliche Mägdlein auf, ging hin zu Allvater und bat, ihm das Kindlein zu eigen zu geben. Allvater willfahrte ihm und wie er gnädig auf die Tochter blickte, da erstrahlten ihre Augen gleich den Sternen und ihr Haar erglänzte wie lichtes Gold. Unter der himmlischen Hut wuchs sie auf und ward aus dem zarten Kinde die Maid Jutta. Der Gott

der Lieder lehrte ihr die süße Kunst der Rede und Ilmarine verlieh dem Pflegling einen Schleier, gar wunderbar gewebt aus silbernen Fäden. Wer nur durch den Schleier blickte, der sah vor seinem Auge, als ob es wirklich geschehe, alles was die Jungfrau sprach. Am Endlasee soll sie aber gewohnt haben, wo man sie häufig sah, wie sie die Züge der Wandervögel ordnete und ihnen den Weg wies, auch wie sie am Ufer des Sees einherwandelte und den Tod des Endla beweinte, ihres Geliebten. Nahm sie aber den wunderbaren Schleier um und schaute in die selige Vergangenheit, dann ward sie glücklich, denn sie vermeinte zu besitzen was ihre Augen sahen. Auch sterblichen Menschen habe sie ihren Schleier geliehen und daher komme es, daß bei Sang und Sage Vergangenes in uns lebendig wird.

Verhandl. d. gel. estn. Ges. II 4,74. — Blumberg, Quellen und Realien des Kalewipoeg, S. 28. — Jannsen, Märchen und Sagen I 70. — Jutta ist Wanemuinens des Liedergottes, Pflegetochter, Endla oder Endel der Sohn Ilmarinens, des berühmten Schmiedes der finnischen u. estn. Mythologie. Der Endlasee liegt bei Kardis in Livland dicht an der estländischen Grenze. — Ein estn. Gedicht über den Endlajärw von A. Jürgenstein in Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat. 1889, III 23. —

37. Emmujärw und Wirtsjärw.

Nachdem Allvaters Güte dem Menschengeschlecht hier zu Lande Wohnsitze bereitet, den Boden gesegnet, daß er ihnen Frucht bringe, die Wälder mit Vögeln und Vierfüßern angefüllt hatte, schuf er auch einen See mit klarem, kaltem und erquickendem Wasser, aus welchem die Menschen jederzeit einen stärkenden Trunk holen konnten. Am hohen Ufer des Sees wuchsen grüne Eichen und Lindenwälder, in deren Schatten die schönsten Blumen blühten, während in den Wipfeln der Bäume morgens und abends Vogelgesang ertönte, so daß eitel Wonne und Jubel das Menschenherz erfüllen mußte. Solch' ein glückliches Loos hatte Allvaters Wille seinen Kindern bereitet. Aber dies Glück war nicht von langer Dauer, denn die Menschen wurden übermütig, thaten was ihr böses Herz ihnen eingab und wurden endlich so verderbt, daß Allvater länger kein Wohlgefallen an ihnen haben konnte; die Ohren sausten ihm, da er immerfort von ihrer Bosheit hören mußte. Da sprach Allvater eines Tages: „Ich will meine entarteten Kinder für ihre Ruchlosigkeit züchtigen und zwar dadurch, daß ich das erquickende Wasser mitsamt dem See ihnen entziehe, vielleicht, daß die Qual des

Durstes sie bessert und allmählich auf den rechten Weg zurückführt." Und siehe, eines Tages stieg im Süden eine schwarze, drohende Gewitterwolke auf und zog näher und näher, bis sie über dem See stand, wo sie gleichsam ausruhte und ihren Rand säulenartig zum See hinabstreckte. Plötzlich begann das Wasser des Sees zu zischen und zu steigen und sich solange aufzublähen, bis es, die Wolkensäule berührend, mit ihr sich vereinigte: dergestalt verschwand in wenig Augenblicken alles Wasser aus dem See bis auf den letzten Tropfen.

Die schwarze Gewitterwolke schwebte mit ihrer Ladung weiter und entschwand vor Abend den Blicken der Zuschauer. Das vormalige Becken des Sees war leer und es war nur ein sumpfiger Schlamm für Frösche zurückgeblieben, aber auch diesen trockneten nach einigen Tagen die Sonnenstrahlen und der Wind aus. Jetzt erhob sich groß Geschrei und Wehklagen unter den Leuten: der Durst quälte sie, weil sie nirgend mehr ein anderes Trinkwasser fanden, als was der Regen in Vertiefungen des Bodens sich ansammeln ließ. Allmählich füllten zwar Regenschauer und die Schneeschmelzen des Frühlings den früheren Raum des Emmujärw wieder bis zum Rande, aber es war weiches Pfützenwasser, was weder den Durst hinlänglich stillte noch den Körper zu erquicken vermochte. Die Leute legten dem See wie zum Schimpfe den Namen Wirtsjärw (Pfützensee) bei und dieser Name ist ihm auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Die schönen hohen Ufer mit den grünen Laubholzwaldungen und den blühenden Blumen sind aus der Umgebung des Sees längst verschwunden, an ihrer Stelle bildeten sich Moräste, in denen nicht viel andres wächst, als einige kränkliche Kiefern.

Als späterhin des Durstes Pein die frevelnden Menschen etwas gebessert hatte und ihre Klagen und Bitten mit jedem Tage wehevoller zu Allvaters Ohr emporstiegen, erweichte er sein Herz und erbarmte sich ihrer wiederum. Gleichwohl wurde ihnen der frühere See nicht wieder zurückgegeben, sondern Allvater ließ überall schmale unterirdische Rinnsale entstehen, goß das vormalige Wasser des Emmujärw hinein und befahl zugleich dem Wasser so zu fließen, daß es hie und da aus dem Boden hervorsprudele damit die Menschen ihren Durst löschen könnten. Damit aber die unterirdischen Wasseradern im Winter nicht zu kalt und im Sommer nicht zu heiß würden, ordnete Allvaters Weisheit an, daß im Frühling ein Kältestein in die Quellen gelegt werde, der im Herbst herausgenommen und zum Winter mit einem Wärmestein vertauscht wird, wodurch

bewirkt wird, daß die Quellen niemals gefrieren können — wie sonst Bäche, Flüsse und Seen sich mit Eis bedecken. —

Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud. S. 348. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II 165. — Inland 1852, Sp. 907. — Jannsen, Märchen und Sagen I 64. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 101 Anm. — Mag. f. Lit. d. Auslands 1867, S. 390. — N. Dörptsche Ztg. 1867, Nr. 180. — Globus, Bd. 41 Nr. 4. — Vgl. Inland 1853, Sp. 137. — [Nah verwandt damit ist die Sage vom See Eim, zuerst in Versen von Fr. Thiersch im Taschenb. f. Liebe und Freundschaft, 1809 und Illustr. Reval. Alman. 1856, S. 93. — H. R(euß) im Inland 1847, Sp. 1024. — Jannsen, Märchen und Sagen II, S. 184. — Vgl. Grimm, D. Mythol., 1. Aufl., S. 339.] — Vom Wirtsjärw erzählt eine andere Sage, er sei früher bei Luhde-Großhof gewesen, wo jetzt der Kaisersumpf ist. Aber eine Frau wusch Kinderwäsche in ihm, daher zog er fort mit allen seinen Bewohnern. Rig. Ratstu trajums III 113. — Noch eine Sage weiß, daß späterhin eine Frau auf dem Wirtsjärw ihr Kind mit einem Fisch abwischte; daher erhob sich ein Teil des Sees und zog nordwärts fort nach Soosaar. Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1889, III. Beil. S. 58. —

38. Der Korküllsche oder weiße See (Walgjärw).

Die ganze Gegend von Helmet, Ermes und Walk hatte um die Zeit als die Deutschen sich in Livland ansiedelten, einen Herrn, dessen Erben ein Sohn und eine Tochter waren. Nach des Vaters Tode kehrte der um einige Jahre ältere Bruder von Reisen zurück, und entbrennt in heftiger Liebe zu seiner Schwester. Er sucht beim Papst um Dispensation zu der unerlaubten Verbindung nach und erhält sie. Der Hochzeitsfeier wohnte ein naher Verwandter*), von Aderkas genannt, bei, der sich vergeblich dieser Heirat widersetzt hatte. Gegen Abend nach der Trauung wird er von seinem Diener aus dem Hochzeitshause abgerufen, weil ihn jemand sprechen wolle. Doch findet er draußen niemand, sondern hört nur eine Stimme, die ihm zuruft: „Eile und rette dein Leben!“

Er wirft sich auch sogleich aufs Pferd und reitet mit seinem Diener davon. Kaum ist er fort, so stürzt ein Wolkenbruch herab, das Schloß mit allen, die darin waren, versinkt und an seiner

*) Nach einigen der Mutterbruder.

Stelle entsteht der See. Niemand ist gerettet, als Aderkas, der nun mit der Schreckensbotschaft zum Pfarrer*) eilt, der die Trauung vollzogen. Kaum aber hört dieser von dem geschehenen Unglück, als er zu Boden stürzt und von der Erde verschlungen wird. — Noch in unsern Tagen will man die Trümmer des versunkenen Schlosses tief unter dem Wasserspiegel des Sees gesehen haben und um Johannis jeden Jahres soll in der Nacht eine schwarz gekleidete Dame den Fluten entsteigen, mitunter in Begleitung einer schwarzen Kuh; sobald sie aber Menschen gewahr wird, flieht sie in das Wasser zurück.

Angeblich nach einer jetzt verlorenen Chronik des Domherrn Sigebert von 1489. Hupel, Topogr. Nachr. III 331. — Rig. Stadtbll. 1815, S. 339 — Neue Inländ. Bll. 1818, S. 200. — Masing in Maarahwa nädala leht. 1821, Nr. 38, 39. — Loewis, Denkmäler a. d. Vorzeit Livl. II 45. — Kr(eutzwald) im Inland 1838, Sp. 630. — J. Jung, Sakala maa (=Kodumaalt Nr. 7. Dorp. 1878), S. 66 ff. — Eisen, Esiwanemate warandus. S. 16. — Jung, Sitz: Ber. d. gel. estn. Ges. 1885, S. 268, der nach mündl. Bericht allein von der schwarzen Dame erzählt. — Jannsen, Märchen und Sagen II 75. — N. Krimberg im Rig. Tagebl. 1893, Nr. 69. — Lerch-Puschkaitis VI 210. — Vgl. dazu über bauliche Reste im See: Rig. Stadtbll. 1867, S. 193; Treffner, Sitz: Ber. d. gel. estn. Ges. 1869, S. 59 und Prof. Grewingk ib. 1880, S. 53; die estn. Zeitung „Olewik" 1884, Nr. 40. — Vgl. die ganz ähnliche Sage vom Seeburger See bei Göttingen, Grimm, Deutsche Sagen 2. Aufl. II 174.

39. Die Entstehung des Euseküllschen Sees.

Der Euseküllsche See soll in alten Zeiten nicht in Eusekül (Öisu) in Livland, sondern in Oisu, im Kirchspiel Turgel in Estland**) gestanden haben, wo sich gegenwärtig noch ein ebener Morast findet, der genau dieselbe Form hat, wie der Euseküllsche See. Dieser See soll nun in Gestalt einer schrecklichen schwarzen Wolke, die ein furchtbar großer schwarzer Ochs geleitet haben soll, zu seiner gegenwärtigen Stätte gelangt sein. Bei dem Fellin-Kersel'schen Kruge soll der Ochs angehalten und einige Mal mit dem Fuße gescharrt haben, wobei große Vertiefungen daselbst nach-

*) Nach der Jung'schen Version hieß der Pfarrer Aderkas, der beim Fortgehen von der Trauung sich in einem Bache die Hände gewaschen habe, der noch heute den Namen „Handwasch-Bach" (Kätemösu oja) führt.

**) Die Entfernung zwischen beiden ist 10 Meilen.

geblieben, indem der Ochs ursprünglich dort den See habe niederkommen lassen wollen. Dabei sollen Fische aus den Wolken herab auf die Erde gefallen sein. Zu dieser Zeit war aber unten im Thale im Schilfe des Baches ein alter weiser Mann verborgen, der aus diesem dem Ochsen zurief: „Oisust tuleb, ja Öisu lähäb härjake!" „Aus Oisu kommt und nach Öisu geht das Öchselein!" — worauf hin der Ochs mit großem Gebrüll ans Kersel fortzog und den See in Öisu niederließ. Es war gerade die Zeit des Heumähens und die Arbeiter hatten soeben ihr Heu zusammengeharkt. Als sie die schwarze Wolke heranziehen sahen, ergriffen sie alle die Flucht. Eine junge Frau aber wollte ihre Halskette und das Kopftuch, die sie auf eine Heusaade gelegt, vor dem Regen retten, wurde dabei aber von dem herabströmenden See ereilt und fand in ihm den Tod. Diese Frau soll sich nun alle Jahre einmal zeigen und jedesmal einen Menschen sich zur Gesellschaft mitnehmen; daher soll auch jedes Jahr ein Mensch in den Wellen dieses Sees seinen Tod finden. Gegenwärtig noch nennt man das tiefe kesselartige Thal am Südende des Kersel'schen Kruges „Härja-org," das Ochsenthal. Ebenso erzählt man auch in Oisu, daß der See von dort nach Öisu gezogen sei. Auch wird dort am Morastrande, wo einst der See gestanden, ein großer hoher Steinblock gezeigt, der als „Schürzenbandtroddel der Seemutter" bezeichnet wird. Der Stein hat die Größe und Form einer Heukuje, oben und unten spitz und schmal und in der Mitte breit und dick.

Inland 1853, Sp. 136. — J. Jung, Sakala maa (=Kodu-maalt Nr.[1] 7. Dorp. 1878), S. 64 ff. — J. Jung, Sitz: Ber. d. gel. estn. Ges. 1886, S. 210. — Eisen, Esiwanemate warandus S. 15. — Darnach Jannsen, Märchen und Sagen II 74; vgl. Anm. S. 184.

40. Die Irrlichter im Parika-Moor.

Ein Bauer fuhr an einem Winterabend von der Stadt Fellin nach Hause. Als er auf das Parika-Moor gelangt war, nahm er wahr, daß etliche Schritte seitwärts vom Wege eine kleine blaue Flamme brannte.

Der Bauer wußte wohl, daß mit solchen Dingen nicht zu spaßen sei, und gab seinem Gaul die Peitsche, um nur rasch von der Stelle zu kommen. Doch der Gaul ging nicht um einen Schritt mehr vorwärts. Er bäumte sich aber auf, als stände er vor einem Graben.

Jetzt war der Bauer in arger Not. Mit gesträubtem Haar saß er da und ein kalter Schauder lief ihm über den ganzen Leib.

Was blieb ihm übrig? Er mußte vom Schlitten herunter und nachsehen, was es gäbe. Da lief nun freilich kein Graben über den Weg, sondern eine offene Grube. Was jetzt? Der Bauer hätte die Grube umfahren, fand aber zu beiden Seiten tiefes Wasser. Als er sich umschaute, sah er das blaue Feuer groß wie eine Pechfackel aufflammen. Und sieh, da erhob sich ja noch ein zweites, ein drittes Feuer und auf einmal tanzten viele, viele Feuer auf dem Moor! „Vater, Sohn und heiliger Geist! Was geht denn heute Nacht hier vor?" rief der Bauer aus.

Sobald er das gesagt, sprang der Gaul wie von einer Nadel gestochen vorwärts. Kaum gelang es noch dem Bauer sich auf den Schlitten zu werfen und fort ging's in sausendem Galopp.

Von Glück konnte der Bauer sagen, daß ihm der Name Gottes zur rechten Zeit eingefallen war!

Jannsen, Märchen und Sagen II 145. — Ähnliche Sagen sehr häufig auch an vielen anderen Stellen. —

---

41. Der Nõia-järw.

Im Lõhmus-Walde bei Holstfershof in Livland liegt ein kleiner See oder richtiger, die Stelle eines Sees, weil er ganz zugewachsen und seine Ufer vermoost sind. Man nennt ihn Nõia-järw, der See des Zauberers. Er ist, sagt man, so tief, daß noch niemand seinen Grund erreicht hat. Wirft man einen Stein ins Wasser, so hört man nach langer Zeit einen Ton, als fiele der Stein auf den Boden eines kupfernen Kessels, und dann bewegt sich die Oberfläche des Sees, als ob jemand sich zornig auf seinem Grunde schüttele. Einst an einem Sonnabend Abend gingen die Männer des Laki-Dorfes an den See, banden einen langen Strick an einen kleinen Grapen (Kessel), in den sie einen Stein legten und ließen ihn hinab. Als bereits einige Dutzend und hunderte von Faden des Strickes abgelaufen waren, bemerkten die Männer plötzlich, daß sich der Strick von selbst bewegte. Nun zogen sie den Grapen wieder herauf; aber wie erstaunten sie, als sie an Stelle des Grapens einen blutigen Ochsenkopf erblickten. Sie erschraken sehr, warfen den Ochsenkopf wieder ins Wasser und eilten fort nach Hause. —

In der Nähe des Nõia-järw liegt der Linna-See, der seinen

Namen wahrscheinlich daher hat, daß in ihm jedes Jahr viel Flachs geweicht wird. Einmal befanden sich eine Menge Flachsweicher am Linna-See, die ihren Flachs hineinlegten oder herausnahmen. Auf einmal hörte man aus dem Walde lautes Schreien: Ai! Ai! Und immer lauter schallte es vom Nõia-järw herüber: Ai! Ai! „Wollen wir doch hingehen und nachsehen, was es am Nõia-järw giebt!“ riefen mehrere Männer. „Ich werde nicht gehen.“ „Ich auch nicht.“ „Ich auch nicht,“ antworteten mehrere andere. Endlich machten sich drei entschlossene Männer doch auf den Weg. Als sie am See anlangten, erblickten sie ein nacktes Weib, das am Ufer stand und mit der Hand das Wasser rings um sich spritzte und dabei rief: Ai! Ai! Sobald sie aber der Männer ansichtig wurde, sprang sie in den See und verschwand.

J. Kunder, Eesti muinasjutud (Rakweres, Wesenberg 1885), S. 30. — Vgl. Nr. 5. 35.

42. Die Seejungfer bei Pernau.

Einige Fischer von Dagö fuhren nach Pernau und lagen an einem Mittag im Boot, um sich auszuruhen. Da hörten sie auf dem Grunde der See eine Stimme: „Kai, to mulle jua!“ Käthe, bring mir zu trinken! Einer der Fischer rief, halb im Schlaf: „To mulle koa!“ Bring mir auch! Bald darauf erschien ein hübsches Mädchen und bot ihm in einer hölzernen Kanne Bier an. Erschrocken wies er den Trunk zurück, sie aber ermunterte ihn, dreist zu trinken, da es ihm nicht schaden werde, worauf er und nachher alle andern von dem vortrefflichen Bier tranken. Dann fragte einer der Fischer: „Woher kommst Du?“ Sie antwortete: „Wir wohnen hier gerade unter euch und euer Anker ist unter unserer Thürschwelle; kommt nur mit es anzusehen! Das Wasser wird euch nicht schaden! Wir könnten ihn leicht so fest halten, daß ihr ihn nie wieder bekämet.“ Darauf sank sie ins Meer, löste den Anker und jene beeilten sich, ihn wegzunehmen, wagten aber nicht hinunterzusteigen.

Rußwurm, Sagen a. Hapsal S. 23.

43. Die Leiche bei Fickel.

Im Schlosse Fickel in Estland herrschte einst eine sehr reiche, aber böse Frau, die ihre Leute mit Arbeiten schwer drückte. Als

eine Arbeit zu Ende war, dachte sie sich eine neue aus, die die Leute lange Zeit beschäftigen sollte. Sie ließ einen sehr tiefen, eine viertel Werst langen Teich graben und Inseln darin herstellen und auf einer Insel ließ sie zwölf Mühlensteine übereinander stapeln, setzte sich darauf und sah dann von oben herab der Arbeit der Leute zu. Als der erste Teich fertig wurde, ließ sie an seinem einen Ende einen zweiten, runden Teich graben, in dessen Mitte man eine kleine Insel aussparte. Schon war die Arbeit ziemlich weit gediehen, als die Frau eines Tages zu den Arbeitern kam, auf die Insel ging und von dort aus dem Graben zuschaute. Die Arbeit ging aber nach ihrer Meinung recht langsam von statten; da fing sie an, laut zu zanken und zu schelten und bedrohte die Arbeiter mit einer noch schwereren Arbeit. Wenn dieser runde Teich fertig würde, wolle sie noch einen dritten Teich graben lassen, der dreimal so lang, so breit und so tief, wie die beiden ersten Teiche zusammen werden solle. Wie sie nun so mit den Arbeitern zankte, kam plötzlich eine Kupferschlange aus der Erde hervor, stach die Frau und verschwand wieder. Die Frau konnte sich nicht mehr von der Stelle rühren und in wenigen Augenblicken war sie tot. Und dortselbst auf der Teichinsel, wo die Schlange sie gestochen hatte, wurde sie begraben. Auf ihrem Grabe errichtete man einen Gedenkstein, auf dem eine geringelte Schlange ausgemeißelt wurde. Noch kürzlich war dieser Stein auf der Insel zu sehen, jetzt aber ist er vom Zahn der Zeit morsch geworden. Das Graben des Teiches wurde unterbrochen und daher ist dieser Teich auch nicht so tief wie der erste; der dritte Teich wurde aber gar nicht in Angriff genommen.

Eisen, Esiwanemate warandus S. 22.

---

44. Der See von Piersal.

In einem Walde bei Piersal in Estland ist ein kleiner See, von hohen Fichten umkränzt und von großer Tiefe. Nicht immer ist er an dieser Stelle gewesen, sondern er bedeckte früher einen weiten Raum in einer jetzt sumpfigen Niederung, wo man noch jetzt eine Vertiefung sieht, die man den „Weibersumpf" nennt. Hier breiteten sich früher die klaren Gewässer eines fischreichen tiefen Sees aus, die Ufer waren fruchtbar und ein wohlhabendes Volk wohnte auf den ergiebigen Fluren und den fetten Wiesen. Die Weiber aber der Anwohner des Sees waren gottlos und grausam,

sie quälten die Fische, welche die Flut ihnen gewährte und vergaßen undankbar den Geber aller Güter. Da ergrimmte der Geist des Wassers; in der Nacht erhob er sich mit dem ganzen See und seinen Fischen, stieg von sechs schwarzen Ochsen gezogen in die Luft und ließ sich am gegenwärtigen Orte wieder nieder.*)

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 100.

45. Das Maal im Jerkelschen See.

Im Jerkelschen See bei Reval, nicht allzunah am Ufer, liegen nacheinander, immer tiefer in den See hinein, einige Granitblöcke von nicht unbedeutendem Umfange, die über den Wasserspiegel emporragen. Von diesen Steinen erzählt der Volksmund folgende Sage:

Es war einmal eine reiche Bauerndirne, die hieß Tio. Sie war schön von Angesicht wie eine Apfelblüte, frommen Herzens und rein von Sitten, also daß die Freier in Scharen kamen und sie zum Weibe begehrten. Sie aber hieß alle gehen und erwählte einen

*) Die Sage von Seen, die als Wolken durch die Luft ziehen und sich niederlassen, wenn ihr Name gerufen wird, wird mit allerlei Abweichungen und Variationen außer von den in unserem Sagenbuch erwähnten — vgl. Nr. 9. 17. 22. 25. 31. 37. 39. 86 — noch von vielen andern Seen erzählt. Gedruckt sind noch folgende Sagen dem Herausgeber bekannt geworden:
1) Vom Tosmar-See bei Libau. Kruse, Urgeschichte, S. 188.
2) Vom Spahrenschen See. Jelgawas beedr. Rakstu krajums IV 58.
3) Vom Segen-See bei Willgahlen. Lerch-Puschkaitis V 391; Andrejanoff, Lett. Märchen, S. 52.
4) Vom Seppenschen See bei Hasenpot. Brihwsemneeks, S. 13.
5) Vom Usmaiten'schen See. Ebenda S. 14. Vgl. die Anm.
6) Vom Wixschen(?)-See. Ebenda S. 15.
7) Von einem See bei Doblen bei den Joden-Kalni, der fortgeht, weil Kinderwäsche in ihm gewaschen wird. Seine neue Stelle ist bei Olai. Rig. Rakstu krajums III 90.
8) Von einem See bei Behrshof, zwei Werst vom Gut auf dem Wege nach Tuckum. Jelgawas beedr. Rakstu krajums II 21.
9) Vom Schweine-See zwischen Talsen und Kandau. Ebenda II 23.
10) Vom Groß-Autzschen-See. Er läßt sich nieder, weil sein Name nich erraten werden kann. Vorher wächst als Unglücksvorzeichen auf einer Feuerstelle dreimal ein Schilfrohr empor. Lerch-Puschkaitis I 179.
11) Vom Greeschu-See, der von Tschutschumuischa fort nach Doblen zieht, wo er Gaura-See heißt. Ebenda VI 211; Jelgawas beedr. Rakstu krajums IV 23.

armen Jüngling zum Bräutigam. Darüber zürnten die verschmähten Freier, begannen Übles von der Dirne zu sprechen und rühmten sich ihrer heimlich empfangenen Gunst. Das kränkte den armen Bräutigam gar sehr und er sprach zu der Jungfrau: „Die Leute sagen dir das böseste nach und die jungen Burschen rühmen sich deiner Gunst!"

Die Dirne sprach: „Glaubst du denn, was sie reden?"

Er antwortete: „Ich glaube es wahrhaftig nicht, aber sie wollen nicht davon schweigen!"

Da sprach Tio festen Mutes: „Es ist mir zu wenig, daß du es nicht glaubst! Ihr sollt aber meiner Unschuld Zeugen werden, denn Gott wird mir helfen. Morgen ist Johannistag. Geh in's Dorf und sage den Leuten an, daß sie sich nach dem Gottesdienst am See versammeln. Da werden die bösen Mäuler zu schanden werden!"

So geschah es. Nach dem Gottesdienst waren alle Leute beim See versammelt, standen da, lachten und fragten: Was wird die feile Dirne thun? Tio aber trat vor die Menge hin und rief: „Ihr Verläumder meiner Ehre! Seht ihr den gewaltigen Felsblock, der hier am Ufer liegt? Keines Menschen Kraft kann ihn um

---

12) Vom Babitsee, der auf seiner Reise drei Tage lang in einem Sumpfe im Doblenschen gelegen habe und als man den Namen nicht erriet, weiter wanderte. Ebenda IV 57; Lerch-Puschkaitis I 179.

13) Vom Bersonschen See. Lerch-Puschkaitis, V 389; VI 213.

14) Vom Kudling-See bei Lodenhof. Ebenda VI 213.

15) Vom Plausche-See bei Sissegal. Ebenda VI 213; Brihwsemneeks, S. 15.

16) Vom See bei Libbien. Er begräbt ein Haus, das noch später zu sehen war. Rig. Rakstu krajums III 92.

17) Von einem See im Drostenhofschen beim Libbeet-Gesinde. Lerch-Puschkaitis, V 412.

18) Vom Wagula- und Tamula-See bei Werro. Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1889, III. Beil. S. 23.

19) Vom Kuningwere- oder Halli-See und vom Mustjärw. Ebenda 1879, S. 47 ff.; Körw, Eesti rahwa muiste jutud ja wanad kõned (Fellin 1881), S. 36.

20) Vom Pakso-See bei Lehowa. Der verschwindet, weil eine Frau Kinderwäsche dort wäscht. Inland 1853, Sp. 136.

21) Vom Kahala-See, fünf Meilen von Reval. Der war früher beim Maarda-See. Die Geister beider Seeen zankten sich; sie klagen bei Allvater, der schließlich den Streit endgiltig schlichten will und den einen See in einer Wolke fortschickt. Unterwegs bleibt ein Teil zurück, das ist der „Turakakatk". Der See selbst zieht weiter bis zu seiner heutigen Stelle. Eisen, Esiwanemate warandus, S. 18.

eines Haares Breite von seinem Lager rühren! So ihr mich aber unschuldig gelästert habt, wird Gott meinem schwachen Arme Kraft verleihen, daß ich ihn allein hebe und weit in den See schleudere!"

Kaum hatte sie das gesagt, da ergriff sie den ungeheuren Block wie die Dorfbuben ein Schleudersteinchen, hob ihn hoch in die Luft und warf ihn in den See. Wild sprühte das Wasser auf und donnernd sank der Stein in die Tiefe, doch ragte er noch um eines Mannes Länge aus den Wellen hervor und steht so bis auf den heutigen Tag.

Da schrieen alle auf vor Entsetzen, liefen hin zu der Jungfrau und baten sie demütig um Vergebung wegen ihres schändlichen Geredes. Sie aber verzieh allen und kehrte mit ihrem Bräutigam glücklich in ihres Vaters Haus zurück, wo sie bald Hochzeit feierten.

Wenn nachmals in diesem Dorfe ein Bräutigam Mißtrauen faßte gegen seine Braut, soll es wohl geschehen sein, daß er von ihr den Steinwurf der Tio verlangte und haben auch viele Jungfrauen die Probe bestanden. Etliche aber weigerten sich und so ist die Sitte in Vergessenheit geraten.

R(euß) in der Esthona 1829, S. 416. Doch sind es hier drei Revalsche Nonnen, die die Probe ablegen. — Gf. Rehbinder im Inland 1851, Sp. 547. — Jannsen, Märchen und Sagen II 159, doch ohne Ortsangabe. — Der See heißt auch der Jerwekülľsche oder Obere See.

46. Die Jungfrau im Obern See bei Reval.

Am Obern See bei Reval hat man zuweilen eine schöne weiße und wohlbeleibte Jungfrau gesehen, die auf einem Steine saß und ihr langes schwarzes Haar kämmte und sich dabei immer niederbückte, wenn sie den Kamm ins Wasser tauchte. Wenn man in die Hände klatscht, so verschwindet sie in die Tiefe. An derselben Stelle kommen oft Menschen um, daher das Baden daselbst verboten ist.

Inland 1852, Sp. 615. Pabst nach Mitteilung Rußwurms aus Worms.

47. Das Fräulein von Borkholm.

Von einem wunderbaren Feuerschein, der fast allmitternächtlich auf dem Borkholmer Teiche in Estland zu sehen war, wußten die Leute der Umgegend in alter Zeit viel zu erzählen, wie sie es von den Wächtern vernommen hatten. Das Feuerchen schoß wie eine

brennende Kerze plötzlich aus dem Wasser in die Höhe und erlosch wieder nach Verlauf einer Stunde. Wiewohl aber dieses Teichfeuer schon von alters her den Leuten eine bekannte Sache war und viele Menschen dasselbe mit eigenen Augen gesehen hatten, so wußte doch niemand genauer anzugeben, wie es sich mit der Sache eigentlich verhielt. Endlich fand sich im Kirchspiel Halljal ein Alter, der in dieser Beziehung nähere Auskunft geben konnte. Seine Aussage lautete so: Viele hundert Jahre vor der Russenzeit lebte in dem Schlosse Borkholm ein tapferer Ritter, der als lediger Mann die Haushaltung mit seiner jungen Schwester führte. Der Ritter mußte als Kriegsmann häufig abwesend sein und so kam es, daß die Schwester mit einem jungen Manne eine Freundschaft schloß, die weiter führte, als beide voraussehen mochten. Als das Fräulein ihres Zustandes so weit inne wurde, daß sie einsah, der Frauenhaube nicht mehr entraten zu können, entschloß sie sich das geschehene Unglück ihrem Bruder zu bekennen.

Sie kam eines Tages in seine Kammer, warf sich ihm zu Füßen, gestand ihren Fehltritt und bat um Erlaubnis sich mit dem jungen Manne trauen zu lassen. Der Bruder stieß sie voller Wut mit dem Fuße fort wie einen Hund, ließ den Verführer seiner Schwester rufen, hieb ihm mit dem Schwerte den Kopf ab, so daß das Blut das Fräulein bespritzte, welches vor Entsetzen in Ohnmacht fiel. Dann befahl der Ritter, mitten im Teiche ein Loch ins Eis zu hauen, schleppte selber seine Schwester bei den Haaren dahin und stieß sie lebendig kopfüber unters Eis. Er selbst hielt so lange am Rande des Loches Wache, bis das unglückliche Geschöpf rettungslos verloren war. Da aber das unglückliche Fräulein unbußfertig einen gewaltsamen Tod hatte erleiden und ohne den Segen der Kirche in ihr nasses Grab sinken müssen, so konnte auch ihre Seele darin keine Ruhe finden, sondern der ruhelose Geist mußte allnächtlich als Licht auf dem Teiche schimmern.

Als dem Prediger diese Erzählung des alten Mannes zu Ohren gekommen war, begab er sich eines Tages auf einem Kahne an die Stelle des Teiches, wo der nächtliche Feuerschein aufzusteigen pflegte, segnete die Grabstätte mit den üblichen Worten ein und verrichtete ein langes Gebet, wodurch die Seele des Fräuleins der ewigen Ruhe teilhaftig ward. Späterhin hat keines Menschen Auge mehr auf dem Borkholmer Teiche nächtliches Leuchten gesehen.

Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud. S. 338. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II 154. — Die Sage erinnert an die wahre Geschichte von der Barbara v. Tiesenhausen. —

48. Der Weiberbach.

Im Karrisschen Kirchspiel auf Oesel, eine Werst von der Poststraße beim Tomba-Kruge fließt nach Osten über die Weide des Lausa (?) -Gesindes ein kleiner Bach, der im Sommer trocken ist, im Frühjahr und Herbst aber eine große Wassermenge ins Meer sendet, das er jenseits der Karrisschen Kirche von der Weide des Dorfes Linaka und dem Heuschlag von Öeste sammelt. Von diesem Bach erzählt sich das Volk: Einst zur Kriegszeit mußten alle Männer der Dörfer Öeste und Aruste mit in den Kampf ziehen; die Weiber begleiteten sie bis zu dieser Stelle und weinten dort so sehr, daß der Bach mitten im Sommer zu fließen begann. Am Ende der Brücke, die über den Bach führt, ist noch heute eine etwas vertiefte Stelle, die aber jetzt schon verschlammt ist. Das ist die Grube, die durch die Thränen der Weiber entstand. Daher ist der Bach der Weiberbach oder Naestewa genannt worden; vorher aber heißt er Kuulandi (?) -und Riihwa-Bach, wo er seine Quelle hat.

Eesti Kirjam. Seltsi aastaraamat 1889 III. Beil. S. 41.

49. Die Pädas-Quelle.

Im Karrisschen Kirchspiel auf Oesel findet sich auf einem Karrishöffschen Heuschlage eine große Quelle, die den Namen Pädas-Quelle führt. Über die Entstehung dieser Quelle weiß das Volk zu erzählen: Ein Wirt hatte einst eine Kuh, es war seine einzige. Nun kam er einmal aus dem Walde und sah wie neun Stiere gerade seine Kuh verfolgten. Die Kuh erkannte ihren Herrn und lief auf ihn zu, aber die Stiere zerstampften beide. Als Taara das sah, wollte er der wütenden Tiere böse That stark züchtigen; daher ließ er seinen Regen mächtig herabströmen und öffnete die Thür der Tiefe, so daß diese hineinstürzten und nur eine große Quelle nachblieb. Daß aber die Quelle immerfort sprudelt, das liegt daran, sagen die Leute, daß der Mann, der unten noch immer lebt, durch sein Atmen sie zum Übersprudeln bringt.

Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat. 1889. III. Beil. S. 37. — Ähnliches wird vom Karujärw (Bärensee) im Kirchspiel Kergel auf Oesel erzählt, wo Taara die kämpfenden Bären und Auerochsen ertränkt, wodurch der See entsteht. Ebenda S. 38. — Taara, auch Allvater, ist der höchste der Götter der alten Esten. —

50. Wie der Salmejöggi entstand.

In grauen Zeiten wohnten auf der Halbinsel Schworbe in Oesel sehr viele Zauberer. In jener Zeit, als der christliche Glaube in Oesel Eingang fand, wollte der Teufel die Leute auf Schworbe vor dem Christentum schützen und daher durch einen Fluß die Schworbe von Oesel trennen. Schon hatte er ein gutes Stück gegraben. Als die Sonne recht heiß schien, zog er die Hosen aus und arbeitete mit nackten Beinen. Plötzlich flog eine Biene herzu und stach dem Alten in den Schenkel. Das verursachte ihm so großen Schmerz, daß er das Graben abbrach und davonlief, indem er ausrief: „Biene, du Kribbelfuß, nie soll dein Geschlecht in Schworbe gedeihen, so lange mein Auge noch über die Schoßkinder der Leute von Schworbe wacht!“

Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1889, II. Beil. S. 39.

---

51. Der Johannistag.

In grauen Zeiten erblickte einst ein junger estnischer Volksältester (wanem) eine wunderschöne schwedische Königstochter, in die er sich sofort verliebte. Keine Ruhe hatte er mehr bei Tag und Nacht, denn immer mußte er an die schöne Jungfrau denken. Durch seine Knechte erfuhr er endlich, daß die Jungfrau ihm geneigt sei und ihn liebe. Nun beschloß er sogleich, nach Schweden zu ziehen und um sie zu werben. Der junge Mann hatte sich aber mit dem mächtigen Windzauberer verfeindet und dieser dachte, daß nun die richtige Zeit sei, ihn zu verderben. Kaum war der junge Fürst mit seinem Schiffe ins offene Meer gelangt, als der Windzauberer alle Stürme und Winde gegen ihn aussandte. Seine Schiffe aber waren aus festem Eichenholz und mit Blech wohl beschlagen, so daß weder Wind noch Sturm ihnen etwas anhaben konnten. Schon war der junge Mann im Begriff, glücklich in Schweden zu landen, da raffte der Windzauberer alle seine Kräfte zusammen und jetzt gelang ihm, was er vorher vergeblich versucht hatte. Ehe die Schiffsleute die nötigen Vorbereitungen zu treffen vermochten, entstand plötzlich eine fürchterliche Windsbraut und schlenderte das Schiff auf ein Felsenriff. Der junge Mann entging zwar glücklich dem Tode des Ertrinkens und rettete sich auf einen unbewohnten Felsen. Kaum aber war er dort, als er ein großes, mit vielen

Männern besetztes Boot herannahen sah. Er ahnte nicht, daß dies des Windzauberers Diener waren, die ihn zu verderben kamen. Froh trat er ins Boot, wohin die Männer ihn einluden, indem sie versprachen, ihn ans Festland zu bringen. Wohl führten sie ihn ans Land, doch nicht nach Schweden, sondern weit, weit weg auf eine unbewohnte Insel, wo keine Menschenseele zu finden war. Da setzten sie ihn aus und segelten davon. Fünf Jahre lang lebte nun der junge Mann auf der fernen Insel und harrte der Stunde der Erlösung. Sie kam, aber von einer Seite, von der er es gar nicht ahnen konnte. Die schwedische Königstochter hatte erfahren, daß unseres Landes junger Herrscher ausgezogen war, um sie zu werben, daß er aber unterwegs dem Feinde in die Hände gefallen und auf eine unbewohnte Insel gebracht worden sei. Sogleich beschloß das kühne und entschlossene Mädchen, den Bräutigam zu retten. Mit Hilfe der Weisen ließ sie sich an der schwedischen Küste ein silbernes Schiff erbauen und dieses mit solchen Kräften ausrüsten, daß keines Hexenmeisters oder Windzauberers Macht diesem Fahrzeug einen Schaden zufügen konnte. Selbst bestieg die Königstochter das starke Schiff, nahm viele Schiffe voll Begleiter mit und machte sich eilig auf den Weg. Vergebens versuchte der Windzauberer seine Kraft an dem Schiffe der Königstochter. Die in das Silberschiff hineingezauberte Kraft war größer als die seine. Glücklich langte die Königstochter auf jener unbewohnten Insel an, wo sie den Geliebten fand und rettete. Beide bestiegen das Silberschiff, ließen die Segel spannen und der junge Mann eilte heimwärts mit seinem teuersten Schatz. Der Windzauberer erkannte seine Schwäche und versuchte nicht mehr sie zu hindern. Von sanftem Winde getrieben flog das Silberschiff auf glatter Meeresfläche dahin und brachte das glückliche Paar unaussprechlich rasch an unser Ufer. Auf daß sie aber in Zukunft niemals wieder des Windzauberers Bosheit und Macht zu fürchten und zu fühlen hätten, ließen sie hier das silberne Schiff auseinander nehmen und zündeten die anderen aus Holz gebauten Schiffe an. Hier im Vaterlande des jungen Mannes lebten sie glücklich bis an ihr Lebensende, ohne daß irgend ein Feind sie je beunruhigt hätte. Dem Volke wurde die junge Frau bald ebenso lieb wie der Bräutigam, den sie oft auf den Händen getragen hatten. Zum Andenken an dieses merkwürdige Ereignis, daß ihr teurer Herrscher ihnen wieder zurückgekehrt war und eine herrliche und freundliche Gemahlin mitgebracht hatte, beschlossen sie, diesen Tag alljährlich feierlich zu begehen. Um aber den Anlaß so recht zu veranschaulichen, richteten sie große

Theertonnen her, stellten sie auf Pfosten und zündeten sie an. Das sollte das Brennen der Schiffe bedeuten. Die Rückkehr und das Verbrennen der Schiffe sei nun, sagt man, gerade am Johannistage geschehen. Um die Erinnerung daran festzuhalten wurde alljährlich die Feier begangen und daraus entstand der Johannistag.

Kohl, Ostseeprovinzen II 269 ff. — Pabst, Bunte Bilder I 60. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 41 ff. —

52. Die Burg bei Grösen.

Ungefähr eine Werst von der Stelle, wo die Waddax in die Windau mündet, liegt in Kurland der Rumsaberg. Einst hütete zu Pfingsten ein Junge hier die Pferde; deutlich konnte er den Gesang der Leute aus der Grösenschen Kirche herüberschallen hören. Auch er zog sein Gesangbuch hervor und sang das Lied mit. Auf einmal stand vor ihm eine Jungfrau in weißen Gewändern und mit goldblonden Haaren und sagte: „Höre, mein lieber Junge, ich habe eine Bitte an dich! Sieh', nur alle hundert Jahre einmal ist es mir vergönnt, mich auf der Erde zu zeigen. Vor mehreren hundert Jahren stand auf diesem Berge eine prächtige Burg; aber sie versank und wir dort unten, wir werden nie wieder die Sonne schauen dürfen, wenn du dich nicht unser erbarmst. Schlage in deinem Gesangbuch das Lied „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" auf, und gehe singend dreimal um den Berg herum; dann wird die versunkene Burg sich wieder aus der Tiefe des Berges erheben." Der Junge war dazu bereit. Er schlug das Lied auf und ging singend um den Berg. Als er einmal herumgegangen war, hörte er unten im Berge ein schreckliches Getöse. Beim zweiten Mal vernahm er einen solchen Knall, daß er sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte und hinfiel. Er nahm aber alle Kraft zusammen, stand auf und begann seine Wanderung zum dritten Mal. Schon hatte er ein gutes Stück Weges zurückgelegt, als er zum Unglück sich umwandte; aber im selben Augenblicke — schon war die Burg bis zur Hälfte aus der Erde emporgestiegen, so daß er die Türme und Schornsteine erblicken konnte — verschwand die Burg und versank noch viel tiefer in die Erde als vorher.

Lerch-Puschkaitis, VI 208.

53. Der Burgberg bei Ihlen.

In der Nähe des Spahrnu- (Flügel-) Sees bei Ihlen im Autzschen Kirchspiel in Kurland, der durch die Luft hergekommen sein soll, erhebt sich ein Berg. Hier stand in alten Zeiten eine schöne und prächtige Burg. Aber sie verschwand und versank in einer Nacht und am Morgen fand man auf dem Gipfel des Berges nur noch zwei mäßig große Löcher, aus denen Rauch aufstieg. Da versammelten sich die Leute an diesem Wunderberge in hellen Haufen; einige warfen Steine in die Löcher, andere gossen Wasser hinein, damit das Feuer gelöscht werde; andere wieder ließen sogar eine weiße Gans hinein, die aber mit versengten Flügeln im See wieder herauskam. Endlich beschloß man, nachzugraben. Aber, o Wunder! was man tags über ausgegraben sank in der Nacht wieder zusammen. Daher grub man nun Tag und Nacht und stieß zuletzt auf eine starke kupferne Pforte, bei der eine lange kupferne Peitsche hing. Alle staunten die Pforte und die Peitsche an und so bemerkten sie nicht, daß hinter ihnen blutdürstige Wölfe alle Pferde verschlangen, die da zum Abführen des ausgegrabenen Sandes standen; sie wurden es erst gewahr, als das letzte Pferd im Kampfe mit dem Wolf eine Deichsel zerbrach. Zornig machten sich nun alle an die Verfolgung der Wölfe, aber da fiel mit Krachen die ganze tiefe Grube wieder ein. Von nun an wagte niemand mehr, dort zu graben oder über den Gespensterberg zu gehen. — Viel später erst, als das Versinken der Burg und das Graben nach ihr schon in Vergessenheit geraten war, schickte eine Wirtin ein Mädchen in's Nachbargesinde nach einer Schafschere, und dieses hatte den Mut, gerade um Mittagszeit über den Berg zu gehen. Aber wie erschrak die Arme, als ihr plötzlich eine schöne Jungfrau entgegentrat. „Waisenmädchen, wohin gehst du denn jetzt so rasch?“ redete diese sie freundlich lächelnd an. Als sie nun sagte, wohin sie gehe, da beredete die freundliche Jungfrau sie, sich niederzusetzen und sich zu erholen, sie selbst werde ihr die Schafschere schon herbeischaffen. Und bereits nach einigen Augenblicken war sie mit der Scheere wieder zurück und gab sie dem Mädchen. „Dieses, Mädchen,“ sagte sie dabei, „schenke ich dir.“ Und nach diesen Worten war sie verschwunden als sei sie im Wasser untergetaucht. Die Wirtin aber glaubte der Erzählung des Mädchens nicht und schickte ein anderes ins Nachbargesinde, um sich zu erkundigen, wem die Nachbarsfrau die Scheere übergeben habe. Aber siehe da, diese beteuerte hoch und heilig, daß

sie weder das Mädchen noch die Jungfrau gesehen, noch auch irgend jemandem die Scheere gegeben habe.

Als einst viele Edelleute zum Besuch nach Ihlen gekommen waren, begaben sie sich an den Spahrnu-See zum Fischen. Da sie nun beim ersten und zweiten Zuge nicht einen Stint herauszogen, wurden sie ärgerlich und schalten die Fischer. Als jedoch das Netz zum dritten Mal herausgezogen wurde, war es so schwer, daß man es kaum ans Ufer bringen konnte. Im Netz befand sich eine ungeheure Menge Fische und — ein glänzender goldener Kasten mit einem Schlüsselbunde im Schloß. Die Fische waren leicht herausgeholt, den Kasten aber herauszuheben war unmöglich. Endlich versprachen die Edelleute den Bauern, daß alles, was im Kasten sei, ihnen gehören solle, wenn sie ihn nur herauszögen. Mit Anspannung ihrer letzten Kraft gelang es endlich den Bauern, den Kasten ans Ufer zu rollen. Er wurde nun geöffnet und da erglänzte das ganze Ufer des Sees von den herrlichen Diamanten und Goldsachen, die darin lagen. Aber als nun die Edelleute sich weigerten, den Bauern die versprochenen Sachen zu geben, indem sie riefen: Das sind herrschaftliche Sachen! — rollte der Kasten wieder schwer in den See zurück.

Lerch-Puschkaitis, I 176. Der Burgberg ist Sparnene castrum, vgl. Bielenstein, Grenzen d. lett. Volksstammes S. 115, 138. Eine Beschreibung von Döring, Sitz: Ber. d. Kurl. Ges. 1868, S. 321. — Ähnliches vom Klosterberge bei Talsen, ebenda I 177. — Der letzte Teil ganz ähnlich vom See bei Buschhof in Kurl.; da sind es drei Pastoren, die die Geldtonne heraufziehen lassen und dann den Arbeitern das Versprechen nicht halten, vgl. Jelgawas beedr. Rackstu krajums IV 43. — Ähnliches auch vom Strickenschen See in Kurland, ebenda S. 66.

54. Der Burgberg von Grünhof.

Auf dem Burgberge von Grünhof im Mitauschen Kirchspiel in Kurland befand sich früher ein tiefes Loch; die Leute nannten es einen Schornstein. Einstmals warfen Hirtenjungen einen Stein in dieses Loch. Aber sogleich hörten sie ein großes Getöse und eine Jungfrau stieg aus der Öffnung empor. Ein anderes Mal ließen sie eine Ente hinein; aber die erschien nach einiger Zeit wieder in dem vorüberfließenden Fluß. Auf dem Berge, sagen die Leute, hat in alten Zeiten eine Burg gestanden.

Lerch-Puschkaitis, VI 204.

55. Der Rauschu-Berg bei Behrshof.

In der Nähe von Behrshof in Kurland bei den Christianshöfschen Fichten liegt der Rauschu-kalns. Auf diesem Berge standen früher eine Burg und eine Kirche. Den Teufel aber verdroß es, daß die Christen sich so mehrten; daher ließ er die Burg mit der Kirche, dem Pastor und den Kirchendienern in die Erde versinken. Dann aber erbarmte sich der Teufel und hob Burg und Kirche wieder ans Tageslicht empor. Eines Sonntags jedoch, als sich die Leute wieder in der Kirche versammelt hatten, um zu beten, wurde der Teufel abermals schrecklich zornig. Die Erde erbebte, ein Sturm wütete innerhalb und außerhalb der Kirche so fürchterlich, daß alle hinfielen und niemand mehr den Ausgang ins Freie finden konnte. Und die Kirche sank immer tiefer und tiefer und verschwand zuletzt mit allen Leuten im Schoße der Erde. Später aber haben die Leute allerlei Geister um den Berg laufen sehen, die unverständliche Worte ausriefen.

Lerch-Puschkaitis, VI 211.

56. Schloß Neuenburg.

Unweit des Schlosses Neuenburg in Kurland liegt eine Hügelkette, die Galgenberge (Kartau kalni) genannt, die durch ihre Waldungen und Schluchten der Gegend etwas romantisches verleihen. Hier stand einst, erzählt die Sage, in alten Zeiten ein großes mächtiges Schloß, lange bevor das neue Schloß Neuenburg erbaut war. Hier lebte ein reicher, mächtiger Häuptling, keine Thräne fiel unter ihm auf den Acker der Armen; überall war er mit Rat und That zur Hand und von weit und breit kamen die Leute zu ihm in den Zeiten der Not, er half allen. Das ist aber schon lange her. Dann kamen die Deutschen, die Felder deckten sie mit den Leichen der rüstigen und wehrhaften Männer, die Saat wurde von den Hufen ihrer Rosse zertreten, die Wälder ertönten vom Wehgeschrei der Weiber und Kinder — es kamen trübe Zeiten. Der gute Häuptling konnte nicht helfen, die Fremden belagerten seine Burg. Aber die himmlischen Mächte breiteten ihre Hände über ihn und seine Mannen, er durfte nicht hingeschlachtet werden, er, der edelste seines Volkes. Tief in den Berg hinein ward er versenkt mit allen seinen Mannen, mit seinem Schloß und seinen Schätzen. Und Jahrhunderte gingen über das Land hin, bis endlich ein

mächtiger Baum seine schattige Krone auf dem Hügel entfaltet hatte; er sproß aus dem Thor des alten Schlosses auf und seine Wurzeln haften tief im alten Gemäuer*) und in seinen Zweigen soll es oft gar wunderbar tönen und klingen. Dieser Baum haucht den still Lauschenden den vergessenen Namen des alten Häuptlings zu; schon Jahrhunderte rauscht und flüstert er ihn, doch keiner vermag ihn nachzusprechen. Einst aber wird er laut und deutlich sprechen, das lauschende Volk wird ihn hören und den Namen des alten herrlichen Häuptlings jubelnd durchs Land rufen. Dann sinkt die neue Burg hinab und die alte steigt, emporgezaubert, wieder an das Licht der Sonne. Der alte Häuptling ersteht dann auf in seiner alten Pracht und Herrlichkeit und zieht segnend durch die Gaue. Hier in seinem alten Schloß wird er dann wieder Recht sprechen, segnen, helfen und raten.

Nach Stavenhagens Alb. balt. Ansichten I. Neuenburg S. 2 und Inland 1859, Sp. 773 (nach der Erzähl. eines alten Letten).

57. Der Stein bei Kandau.

In der Nähe von Kandau in Kurland an dem Wege nach Zabeln rechts von der Poststraße liegt ein großer Stein von zwei Faden im Durchmesser. Früher befand er sich auf der Spitze eines Hügels, ist dann aber beim Grandgraben heruntergerollt. Von diesem Stein erzählt die Sage: Einst führte ein Burgherr des Teufels (welnu pils kungs) den Stein nach seinem Gute, um ihn verarbeiten zu lassen. Das ging sehr langsam von statten; das verdroß den Herrn, zumal er dabei viele Pferde zugrunde gerichtet hatte. Als er endlich einsah, daß kein Pferd imstande sei, den Stein zu schleppen, spannte er sich selbst davor. Aus voller Kraft zog er, doch der Stein kam nur sehr langsam vorwärts. Als er ganz müde geworden war, setzte er sich auf den Stein und bat, der Teufelskönig möge ihm helfen. Der kam auch herbei, doch legte er nicht selbst Hand an, sondern versprach in der nächsten Nacht seinen Knecht Borods herzusenden, der fast ebenso stark sei, wie er

*) Einst entdeckte ein Besitzer von Neuenburg auf dem Hügel ein Gemäuer, einem Schornstein ähnlich, aus dem Boden ragend und hieß einen Arbeiter in die Öffnung hinabsteigen, allein dieser kehrte erschreckt zurück und konnte nicht Kunde bringen von dem, was er gesehen, denn er war stumm geworden. Stavenhagen a. a. O.

selbst. In der Nacht war der Herr schon beim Stein, als Borods mit großem Getöse durch die Büsche und das Gestrüpp herankam. Er blieb stehen, besah sich den Stein ein Weilchen und hob ihn dann gleich auf; ihn auf die Schultern zu heben, ging jedoch recht schwer. Borods trug ihn ein gutes Stück Weges weiter, dann aber warf er ihn zu Boden, weil er zu müde geworden war. Zum zweiten Mal hob er ihn auf und warf ihn nach einer Strecke wieder hin. Gerade wollte er ihn zum drittenmal aufheben und weitertragen, da krähte der Hahn. Vor Wut darüber versetzte Borods dem Stein einen Fußtritt, daß er bis über die Hälfte in die Erde versank. Und so blieb er auch liegen.

Jelgawas beedribas Rakstu krajums II 18.

58. Der Burgberg bei Kandau.

Fünf Werst von Kandau in Kurland an der Poststraße nach Zabeln liegt ein hübscher mit niedrigem Gebüsch bewachsener Berg, der etwa wie ein Haus aussieht. Oben auf dem Berge erhebt sich ein Hügel, auf dessen Spitze sich ein mäßig großes Loch befindet, dessen Tiefe aber unergründlich sein soll. Mit langen Stricken hat man nicht einmal den Boden erreichen können. Einmal hat man Gänse dort hineingelassen, die dann in der dreiviertel Werst weiter vorüberfließenden Abau wieder herausgekommen sind. Jetzt soll das Loch fast ganz verwachsen sein.

In alten Zeiten stand eine Burg auf diesen Berge. Dort lebte ein gottloser Herr, der seine Untergebenen unmenschlich behandelte. Niemand durfte ihm widersprechen; that einer das, so wurde er getötet. Einst am Abend des ersten Weihnachtstages spielten der Herr und seine Freunde Karten, und hielten ein tolles Zechgelage. Da kam ein ganz alter Mann herein und sagte, sie möchten doch aufhören, aber sie jagten ihn hinaus. Bald aber kam der Alte wieder herein und sagte, sie sollten zu Gott beten und schlafen gehen. Nun wurden sie noch viel zorniger, jagten ihn abermals hinaus und bedrohten ihn, falls er nochmals kommen sollte, mit dem Tode. Darnach trieben sie es noch viel ärger. Nun kam der Alte zum dritten Mal und sagte ihnen, daß sie sterben müßten und die Burg versinken werde. Da ergriff der Herr seinen knorrigen Stock und wollte den Alten schlagen, aber er konnte seine Hand nicht mehr rühren; der Alte aber sagte: „Deine Burg

soll mit allen deinen Freunden in die Erde versinken deines schlechten Lebens wegen!" Und da versank und verschwand die Burg so plötzlich, daß niemand bemerkte, wie es geschah.

Jelgawas beedribas Rakstu krajums II 19.

59. Der Mühlenberg bei Kandau.

Etwa eine Werst von Kandau in Kurland auf dem Wege nach Tuckum liegt ein ziemlich hoher Berg. Über ihn erzählt man folgendes: In alten Zeiten stand auf diesem Berge eine Windmühle, die ein Jude gepachtet hatte. Das war ein häßlicher Mensch, der jeden betrog und bestahl, wo er nur konnte; keinen Sonntag feierte er, weder den der Christen noch seinen eigenen. Mit dem Teufel aber war er eng befreundet. Er hatte keine Kinder, obgleich er den Teufel gebeten hatte, er möge ihm eines geben; der aber hatte das nicht gethan. Gab es einmal keinen Wind, dann drehte der Teufel selbst die Windflügel der Mühle; aber dafür hatte er dem Juden gesagt, daß er für die Mühe des Drehens ihn selbst und die Mühle nehmen werde. Einst fuhr der Jude sehr betrunken nach Hause; da gesellte sich der Teufel zu ihm und verkündete ihm, daß er ihm nun folgen müsse, da er schon lange genug die Leute betrogen habe. Zwar wollte der Jude nicht; der Teufel aber riß ihn aus dem Wagen heraus, steckte ihn wie eine Heuschrecke unter seinen Arm und lief wie der Wind davon. Das Pferd blieb auf dem Wege stehen. Im selben Augenblick aber, als der Teufel den Juden holte, versank auch die Mühle. Noch lange konnte man auf dem Berge an christlichen Sonntagen das Geklapper der Mühle vernehmen. Einmal aber ging ein alter Mann, still vor sich hinmurmelnd, dreimal um den Berg herum und da blieb die Mühle stehen und das Geklapper war seitdem des Sonntags nicht mehr zu hören.

Jelgawas beedribas Rakstu krajums II 148. —

60. Der Damm in der Abau.

In alten Zeiten wetteten einst einige Herren auf sechs Külmit Gold, daß sie die Abau abdämmen würden. Einer baute am Damm und baute, aber, du lieber Gott, er konnte nichts ausrichten, denn was er am Tage aufgebaut hatte, war in der Nacht wieder fort-

gespült. Der Herr dachte nach, was er nun thun solle, denn so viel Geld verlieren wollte er nicht. Als er jedoch sah, daß sich nichts thun ließe, begann er auf seinen Gegner zu fluchen. Da kam des Weges, wer weiß woher, der Teufel und erbot sich, den Fluß abzudämmen, wenn man ihm die Seele eines Menschen geben wolle. In der folgenden Nacht begann der arme Wicht den Bau des Dammes; er nahm einen ganzen Schoß voll Erde vom Ufer und warf ihn in den Fluß. Aber wie weit kam er damit? Gott sandte Regen und das Wasser spülte beim Steigen alle Erde wieder fort. Der Teufel merkte nun, daß mit Erde hier nichts zu machen sei. Er ging daher nach Litauen nach Steinen; aber es war schon bald Mitternacht und als er diesseit Samiten war, merkte er, daß er heute mit dem Bau nicht mehr zu Ende kommen werde. Da krähte auch plötzlich der Hahn und der arme Teufel ließ alle seine Steine zu Boden fallen, eilte davon und ließ sich dort nicht mehr blicken.

Jelgawas beedr. Rakstu krajums II 147. — Eine etwas abweichende Sage darüber ebenda S. 149. — 1 Külmit = etwa $^1/_3$, oder in der Stadt $^1/_6$ Scheffel.

61. Das Pehrkon- und Riddel Wehde-Gesinde.

Bei Selgerben im Kandauschen Kirchspiel in Kurland liegt das Pehrkon- und das Riddel Wehde-Gesinde, die beide von einem Baumeister aufgeführt wurden. Als das erstere gebaut wurde, fand man stets, was tags über erbaut war, am andern Morgen auf einem Berge in der Nähe eines Morastes wieder. Man wußte nicht, was man thun solle. Zum Glück kam da ein Pole, der für ein gutes Stück Geld versprach, dafür zu sorgen, daß die Bauhölzer nicht mehr fortgeschleppt würden, sondern auf dem Bauplatze blieben. Er errichtete ein merkwürdiges Kreuz, und richtig, das Bauholz wanderte nun nicht mehr davon; das Haus wurde gebaut und steht noch heute auf derselben Stelle. — Das Riddel Wehde-Gesinde wurde zuerst ein gutes Stück entfernt von der Stelle erbaut, wo es heute steht. Als das Haus schon fast fertig war, entstand aus irgend einer Ursache im Hause Feuer, und die Feuerbrände wälzten sich nach der Stelle hin, wo jetzt das Haus steht. Als man dahin ging, fand man Asche und Kohlen und erbaute daselbst das Haus. Von den rollenden Feuerbränden aber ist das Gesinde „Wehde“ genannt worden.

Jelgawas beedr. Rakstu krajums II 157.

62. Der große Stein in der Abau.

Unweit des Irmlauschen Lehrerseminars liegt in der Abau ein großer Stein, den das Volk den „Bock der Abau" nennt. Unter diesen Stein hat der Lettengott Perkon Gold, Silber und andere Kostbarkeiten verborgen. Solcher Kostbarkeiten besaßen die alten Letten die Hülle und Fülle, doch kannten sie ihren Wert nicht. Als aber die Deutschen kamen, lehrten sie sie, diese Güter zu schätzen und infolgedessen begannen die Letten sich gegenseitig zu berauben. Da erzürnte Gott Perkon, nahm seinem Volke die kostbaren Sachen weg, versenkte sie in die Abau und legte einen großen Stein auf die Stelle, der auch noch heute dort liegt.

Brihwsemneeks, S. 26.

---

63. Mare kamber.

Im Abauthale unweit des Gutes Rönnen in Kurland befindet sich eine Sandsteinhöhle, die vom Volke „Mare kamber", Mariens Zimmer, genannt wird. In dieser Höhle wohnt eine Jungfrau mit ihren Mägden; deutlich hört man sie in stillen Nächten spinnen. Naht sich aber der Höhle ein Sterblicher, so verschwinden die geheimnisvollen Frauen. Wer in der Höhle gräbt und mit der Schaufel auf einen harten Gegenstand trifft, muß stark zustoßen, dann hat er eine der Nixen auf den Kopf getroffen und sie dadurch getödtet.

A. v. Heyking in Sitz: Ber. d. kurl. Ges. 1868 (2. Aufl.), S. 298. — Brihwsemneeks, S. 26. — Rigaer Tagebl. 1891, Nr. 212. —

---

64. Der Burgberg am Imulebach.

I.

In der Gegend von Mattkuln in Kurland beim Buse-Gesinde liegt am Ufer des Imulebaches (auch Asuppe), eines Nebenflusses der Abau, ein hübscher Berg, der sogenannte Pilskalns. Über ihn erzählt die Sage: Vor vielen Jahren weidete einst der Hirtenjunge des Buse-Gesindes auf dem Berge seine Schweine. Da erschien eines Tages ein wunderschönes Fräulein und brachte ihm köstliche

Speisen. Und das that sie dann jeden Tag. Die Hausgenossen wunderten sich, daß der Junge zu Hause gar nicht mehr aß und fragten ihn aus. Der Junge antwortete, er möge nicht. Denn das Fräulein hatte ihm streng anbefohlen, niemandem zu erzählen, daß sie ihm zu essen bringe, weil sie ihm sonst nichts mehr bringen und auch nicht aus der Erde steigen werde. An der Stelle, wo jetzt der Berg sich erhebe, so hatte das Fräulein dem Jungen dabei erzählt, sei eine Burg versunken und wenn der Junge fünfzehn Jahre alt geworden sei, dann werde die Burg emporsteigen, er werde der König und sie die Königin werden. Wohl überwachten die Hausleute den Jungen und wollten herausbringen, wer ihm das Essen gebe, aber wenn sie ihn bewachten, dann kam das Fräulein nicht. Da nahmen sie ihn einmal vor und drohten ihm mit Prügeln, wenn er nicht sagen werde, wer ihm das Essen bringe. Der Junge fürchtete die Prügel und erzählte nun alles, was er wußte. Aber nun brachte das Fräulein ihm keine Speisen mehr. Doch einmal noch kam sie weinend heraus und sagte: „Viele hundert Jahr hat meines Vaters Burg in der Erde gelegen und viele tausend Jahr muß sie nun noch unten liegen deines Ungehorsams wegen". Und von der Zeit an hat niemand mehr das Fräulein gesehen, weder der Schweinehirt noch sonst jemand.

II.

Eines Tages bestellte ein Bauer auf dem Berge sein Feld. Beim Pflügen stieß er auf eine große eiserne Thür. Er versuchte sie mit einem Hebebaum zu erbrechen, um hineinzugelangen; doch konnte er allein nichts ausrichten. Da rief er andere Leute zu Hilfe. Bei der Arbeit, die Thüre aufzubrechen, meinten sie, daß da sehr viel Geld drin sein werde und daß man damit alle Armen werde reich machen können. Schon war die Thür beinahe geöffnet, als einer der Arbeitenden rief: „Hier ist nicht mehr, als für uns allein ausreicht, für die Armen kein Groschen!" Doch kaum hatte er das gesagt, da verschwand die Thür und eine Stimme ließ sich hören: „Viele tausend Jahre habe ich hier gelegen, und viele tausend Jahre werde ich hier noch liegen müssen!" Von der Zeit an hat dort niemand mehr etwas gefunden oder aufgepflügt.

Jelgawas beedribas Rakstu krajums II 19. — Eine an II. anklingende Sage von einem Geldkasten bei Rönnen an der Abau vgl. bei Brihwsemneeks, S. 90. —

65. Die Burg bei Spirgen.

Vor alten Zeiten saß einst eine Mutter um Mittagszeit mit ihrem fünfjährigen Kinde im Garten der Burg zu Spirgen in Kurland und erzählte dem Kleinen schöne Märchen, während die Sonnenmutter freundlich lächelte. Plötzlich zog sich eine kleine Wolke am Himmel zusammen und blieb schnaubend gerade über der Burg von Spirgen stehen. Die Mutter, mit dem Kinde beschäftigt, bemerkte nicht sogleich das dumpfe Geräusch, bis das Kind sie fragte: „Mütterchen, hör' doch, was ist das für ein Geräusch? Sag', brüllt unser böser Stier oder blökt ein Schaf? Ich fürchte mich, laß uns ins Zimmer gehen.“ Die Wolke aber stand, während ein schrecklicher Sturm wütete, einen Tag und eine Nacht lang gerade über der Burg. Ihr Aussehen war verschieden und wunderbar: bald sah sie aus wie ein Haus, bald wie ein Mensch; bald erhob sie sich in die Höhe wie Rauch, bald schoß sie wieder mit großem Getöse zur Erde. Endlich wurde die schreckliche Wolke schwarz wie Kohle und fiel mit schrecklichem Getöse und großer Kraft gerade auf die Burg. Augenblicklich versank die Burg mit allen ihren Bewohnern und an ihrer Stelle entstand eine grundlose Tiefe, die noch heute gezeigt wird. Bei hellem Wetter und Sonnenschein konnte man in der Tiefe Schornsteine erblicken. Aber nicht bloß darüber hatten die Leute sich zu wundern, daß die Burg versunken war, sondern nach einigen Wochen wurde ihr Staunen noch vermehrt durch eine Steinsäule, auf der in fremder Sprache Buchstaben geschrieben waren. Diese Säule stieg aus der Untiefe empor und schwamm oben auf, gerade über der Stelle, wo man bei Sonnenlicht die Schornsteine sehen konnte. Wenn sich jemand finden werde, behauptete und verkündigte man, der die Schrift lesen könne, dann werde die Burg wieder emportauchen. Aber nach einiger Zeit versank die schöne Steinsäule wieder in der Tiefe und verschwand. — Viele Jahre später lebte in Spirgen ein junger tapferer Mann, der unternahm es die Untiefe zu untersuchen. An einem Seil angebunden ließ er sich in die Tiefe hinunter und fand im Vorzimmer der versunkenen Burg einen großen Schrank mit Geld. Als er noch damit beschäftigt war, den Strick um den Schrank zu binden, um sich mit diesem wieder nach oben ziehen zu lassen, erschien ihm eine große lange Frau mit feurigen Augen und langen Haaren und schickte sich an, den jungen Mann an Händen und Füßen mit rotem Garn an den Schrank zu binden. Der Arme zerschnitt in seiner Angst rasch die Knoten des Stricks und gab

das Zeichen, daß man ihn nach oben ziehen solle. Die Frau aber setzte sich auf den Schrank und sah mit drohenden Augen zu, wie jener hinaufgezogen wurde. — Das jetzige Gut Spirgen aber, erzählt man, soll sich allmählich zum Rande der Untiefe hin senken; wenn es im Laufe der Zeit den Rand erreicht habe, werde es auch dahinein versinken.

Lerch-Puschkaitis, I 175.

66. Die Burg am Usmaitenschen See.

Am Usmaitenschen See in Kurland liegt ein Berg, auf dem hat in uralter Zeit ein Schloß gestanden. Als einst bei Abwesenheit der Männer die Frauen beieinander im traulichen Gespräche saßen, sprengte urplötzlich ein Ritter auf weißem Rosse über den Burghof und rief ihnen zu: „Rettet euch, die Burg stürzt ein!“ und ehe noch die Frauen Zeit hatten, sich von ihrem Schrecken zu erholen und dem Warnungsruf des Ritters, der inzwischen eben so plötzlich, als er erschienen, wieder verschwunden war, Folge zu leisten, versank die Burg mit allem, was darin war, in die Erde. Eine Vertiefung auf dem Gipfel des Berges giebt noch heute davon Zeugnis.

A. v. Heyking in Sitz: Ber. d. Kurl. Ges. 1868. (2. Aufl.) S. 298. — Rigaer Tagebl. 1891, Nr. 212. —

67. Das versunkene Schiff bei Ugahlen.

Dicht an der Nordseite des seit einigen Jahrzehnten zum Erbbegräbnis der Majoratsherren von Ugahlen umgestalteten dortigen Burgberges liegt ein länglicher grabähnlicher Hügel von halber Höhe des Burgberges, nach allen Seiten hin steil abfallend, an den sich eine Sage knüpft, wenn sie auch in etwas unpräziser Form bis auf die Jetztzeit gekommen ist. Als das Meer noch bis Ugahlen reichte, erzählt man, versank hier einst ein Schiff und liegt nun unter dem Hügel, der aus diesem Grunde auch den Namen „das versunkene große Schiff“ (apgrimmuse discha laiwa) trägt. Dort unten liegt es mit all seinem Zubehör, wie es einst auf den Fluten des Meeres sich geschaukelt, bewacht von einem Bocke, der jede Neugier von ihm fernhält. Deshalb ist es nicht möglich, sich bis zum Schiffe durchzuarbeiten, wie überhaupt jedem Versuche dort Nachgrabungen vorzunehmen sich die größten Hindernisse in den

Weg stellen. Wohl hat man einmal diese soweit überwunden, daß man auf eine eiserne Thür gestoßen, doch als man sie öffnen wollte, da versank sie in die Tiefe und dasselbe geschah mit mancherlei anderen Gegenständen, die man dort gefunden.

Döring, in Sitz: Ber. d. Kurl. Ges. 1869, (2. Aufl.) S. 354. — Rigaer Tagebl. 1891, Nr. 212.

68. Der Burgberg bei Tuckum.

Auf dem Berge bei Tuckum in Kurland hat früher eine Burg gestanden. Aber sie versank eines Nachts mit allen ihren Bewohnern und an der Stelle, wo sie gestanden, blieb ein recht tiefes Loch nach. Nach einigem Suchen fand sich ein Mann, der es übernahm, sich unter der Bedingung, daß man ihm sein lebenlang freien Unterhalt gebe, in das Loch hinabzulassen. Der Mann ließ sich also hinab und fand unten eine prächtige goldene Pforte. Er öffnete sie und da schimmerten ihm Gold, Silber und Diamanten entgegen. Es fand sich dort aber noch eine zweite Pforte vor; als er auch diese öffnete, gelangte er in eine Gegend, die der Oberwelt ganz ähnlich war: Die Leute arbeiteten und es wimmelte von ihnen wie in einem Bienenkorbe. Bald traten die Menschen der Unterwelt auf ihn zu und befahlen ihm, hinauszugehen. Er gehorchte aber nicht, bis man ihm drohte, daß es ihm schlecht gehen werde, wenn er nicht gleich sich davon mache. Da erfaßte der Mann seinen Strick und gelangte mit dessen Hilfe wieder auf die Oberwelt. Zwar begann man nun sogleich nach den herrlichen Reichtümern zu graben, aber es war vergeblich; denn was man tagsüber gegraben hatte, stürzte nachts wieder zusammen.

Lerch-Puschkaitis, I 178.

69. Der Teufelsdamm bei Dondangen.

Bei Dondangen in Kurland liegt der Blauberg oder Sliterberg, ein Teil der längs der Meeresküste fortlaufenden Hügelkette. Hier findet sich im Sande des Bergabhanges nach der Küste zu ein Steinhaufen von ungeheurem Umfang. Der ist so entstanden: Der Teufel wollte einst den Rigischen Meerbusen von der Ostsee durch einen großen Damm trennen. Er bat um die Erlaubnis dazu und erhielt sie auch unter der Bedingung, daß er die Arbeit

in einer Nacht vollende. Nun trug er Steine zusammen; doch der arme Teufel ward vom Morgen überrascht; der Hahn krähte und die Steine fielen ihm aus der Hand.

(Schlippenbach) in Mitausche wöchentl. Unterhaltungen II (1805) S. 346.

70. Der Burgberg bei Mesoten.

In alten Zeiten lag auf dem Burgberg bei Mesoten in Kurland eine starke Burg. Eines Nachts versank sie. Einmal aber wird sie wieder emporsteigen, doch wann, das weiß man nicht. — Einst um Mittagszeit ging ein junger Mann über den Burgberg; dort erblickte er eine wunderschöne Frau, die bat ihn, er möge sie anrühren. Dieser Dummkopf aber erschrak und that es nicht. Da stürzte sich die Frau, in die dicht vorüberfließende Aa, daß das Wasser hoch aufspritzte, indem sie sagte: „Hättest du mich angerührt, so wäre ich in einen glänzenden Geldhaufen verwandelt worden.

Lerch-Puschkaitis, V 397. Vgl. Nr. 90. —

71. Der Burgberg von Bauske.

Einst fuhr der Wirt des bei Mesoten in Kurland gelegenen Mahrkuwen-Gesindes mit Roggen nach Bauske. Als er am Burgberge vorüberfuhr, trat eine Jungfrau da heraus, weinte und redete ihn an: „Verkaufen sie mir doch ein Lof Roggen." „Warum denn nicht?" antwortete er. Sie gab ihm für das Lof Roggen einen Hundertrubelschein. Er nahm das Geld entgegen und wollte den Sack eben vom Wagen heben, als sie ihm sagte: „Sie könnten mir den Roggen auch hereinbringen." Da dachte der Wirt, wo soll man denn hier hineingehen, ist doch alles nur Fels und Erde? und er fragte daher: „Wo ist denn hier der Eingang?" „Kommen sie nur mit," antwortete ihm die Jungfrau, „ich werde ihnen den Weg schon zeigen." Sie schritten nun durch ein prächtiges Thor, gelangten in einen schönen Garten und erreichten dann ein kleines, hübsches Zimmer, wo alles in der besten Ordnung war. Dort legte der Wirt den Sack auf die Diele und wurde dann von der Jungfrau wieder hinausgeleitet. Als er aber hinaustrat, hörte er ein dumpfes, trauriges Geräusch und alles, das prächtige Thor, der Garten und das Zimmerchen war verschwunden.

Lerch-Puschkaitis, VI 214.

72. Der Pilwern-Burgberg bei Wallhof.

Der Burgberg liegt im Mikas-Morast in Kurland. Dieser Morast war früher sehr feucht und an der Stelle des jetzigen Berges befand sich eine Untiefe. In dieser hatte der Teufel seine Burg; mit seinen Nachbarn stand er auf sehr freundschaftlichem Fuß, in seine Burg aber ließ er niemand hinein. Einst begannen die Leute jene Untiefe zu verschütten. Der Teufel bemerkte das erst, als sie schon fast ganz gefüllt war. Da stampfte er zornig auf den Boden, so daß die Burg von diesem Stoße tief, sehr tief hinabsank; an Stelle der Untiefe aber entstand ein Berg, den man den Burgberg nannte. — Lange, lange Jahre hernach fuhren einst Holzfäller früh an einem Wintermorgen hier vorbei und erblickten auf dem Gipfel des Berges eine prächtige Burg; aus der Burg aber erklang eine Simme: „Erratet den Namen der Burg, erratet den Namen der Burg!“ In ihrer Angst errieten die Holzfäller nichts und die Burg versank wieder mit großem Getöse und verschwand.

Lerch-Puschkaitis, I 185.

---

73. Der Burgberg bei Alt-Sauken.

Beim Kuhlin-Gesinde bei Alt-Sauken in Kurland befindet sich ein alter Burgberg, von dem man erzählt, daß Schloß und Kirche, die einst da gestanden, vom Gipfel des Berges in den Schoß der Erde hinabgesunken sind. Durch den nachgebliebenen Schacht konnte man tief im Innern der Erde eine bleiche Prinzessin erblicken, zu deren Füßen ein schwarzer zottiger Hund lag.

Am Saukenschen See liegt noch ein Hügel, auf dessen Gipfelplateau sich eine Vertiefung befindet. Einst konnte man aus dieser tiefen Grube deutlich das Schnurren eines Spinnrades herauftönen hören.

Bielenstein in Balt. Monatsschr. Bd. XXIX 584; 586.

---

74. Die Jungfrau im Stuplakalns.

In der Nähe von Ilsenberg im kurischen Oberlande ragt aus kleinen Hügeln, schon von weitem als Burgberg erkennbar, der Stuplakalns hervor. Vor langen Zeiten, erzählt von ihm die Sage, hat auf diesem Berge ein Hof gestanden. Der ist versunken und Wald hat

weit und breit das Land bedeckt. Da zog einst ein Schloßherr mit seinem Jagdgefolge hier vorüber und auf dem Stuplakalns glitt ihm ein Jagdhund in den Schacht. Der Herr band seinem Piqueur einen Strick um den Leib und ließ ihn ins Loch hinein, damit er den Hund suche. Mehrere Faden tief unter der Erde aber erblickte der Piqueur eine Jungfrau, die saß auf einem eisernen Stuhl und kämmte ihr blondes Haar. Diese Jungfrau sagte ihm, der Hund sei nicht wieder zu bekommen, er sei zu tief hinabgefallen; sie selbst aber werde nach so vielen Jahren, als seit der Sintflut bis jetzt verflossen, aus dem Berge hervorkommen und dann als Göttin auf goldenem Throne sitzen.

Bielenstein in Balt. Monatsschr. Bd. XXIX 616. Daselbst noch eine zweite, künstlicher gemodelte und gefärbte Version.

75. Die Jungfrau bei Swenten.

Im kurischen Oberlande in der Nähe des Gutes Swenten liegt ein alter, jetzt mit schönen Kiefern bestandener Burgberg. In alten Zeiten hat man öfters eine schön gekleidete Jungfrau aus dem Berge herauskommen sehen. Sie führte einen Hund an der Kette neben sich und bat die ihr Begegnenden dringend, sie aus dem Berge herauszuziehen, zu retten, sie werde dann den Retter reich belohnen, womit er nur wolle. Niemand aber hat es gewagt, sie zu retten, aus Furcht vor dem Hunde. Auch in einem Buche lesend hat man die Jungfrau gesehen.

Bielenstein in Balt. Monatsschr. Bd. XXIX 632.

76. Der Saules-kalns.

Im Lindenschen in Kurland auf dem Saules-kalns (Sonnenberg) weidete einst ein Hirtenmädchen ihr Vieh. Sie schlief ein; da träumte ihr, daß eine Frau an sie herantrete und ihr leise ins Ohr sage: „Zwei Wölfe werden hergelaufen kommen, Mädchen, und deinen Stier anfallen. Sprich jedoch kein Wort dazu, dann wirst du glücklich werden.“ Als sie erwachte sah sie, daß wirklich zwei Wölfe den Stier niederzureißen suchten. In ihrer Angst vergaß sie natürlich ihren Traum und schrie auf. Da blickte sie seitwärts und sah, wie eine große Kiste mit Geld klingend in die Tiefe versank und hörte eine Stimme, die ihr dumpf zurief: „Hundert

Jahre habe ich hier gelegen und noch hundert Jahre werde ich hier liegen müssen." Die Wölfe aber waren nicht mehr zu sehen und auch der Stier stand unversehrt da.

Lerch-Puschkaitis, V 397.

77. Der Pergruba-kalns.

In Kurland im Jakobstadtschen Kreise, da wo sich jetzt der Pergruba-Berg erhebt, stand in alten Zeiten auf ebener Fläche eine Kirche. Die Gemeinde, die zu dieser Kirche gehörte, lebte sehr friedlich. Aber an einem Sonntag während des Gottesdienstes brachte der Teufel einen großen Sack voll Erde herbei und schüttete ihn gerade über der Kirche aus. An der Stelle der Kirche entstand so ein Berg und auf dem Berge erwuchs eine Fichte; man sagt, sie erhebe sich gerade über dem Altar. Früher hörte man aus dem Berge Kirchengesang und Glockengeläut heraufschallen.

Brihwsemneeks, S. 27.

78. Selburg.

Einstmals befanden sich unter den Ruinen der alten Burg von Selburg zwei Keller. Einige tapfere Männer beschlossen diese zu durchsuchen. Einen von ihnen banden sie daher an einen Strick und ließen ihn in den Keller hinab. Dieser fand unten eine geheime Thür und dahinter ein prächtig ausgestattetes Gemach; in der Mitte stand ein großer Tisch und darauf eine große Glocke. Der Mann wollte die Glocke anfassen, doch kaum hatte seine Hand sie berührt, als es im Gemache stockfinster wurde. Aber sobald er seine Hand zurückzog, wurde es wieder hell. In einem Winkel erblickte er einen großen Kasten, auf dem ein großer schwarzer Hund lag. Der Mann hatte jedoch nicht den Mut den Hund anzufassen, und so wurde er ohne etwas erreicht zu haben wieder herausgezogen. Manche wollen um mittagszeit den Hund bei den Kellern haben laufen sehen, der dann immer plötzlich wieder verschwand.

Lerch-Puschkaitis, I 185.

79. Die versunkenen Schiffe bei Neuhof.

Bei Neuhof im Jakobstadtschen Kreise in Kurland liegt ein Teich; in ihm sind die Schiffe versunken, auf denen die Deutschen einst nach Lettland gekommen sind. Die Deutschen haben die Letten sehr gequält und diese haben zu ihren Göttern gebetet. Perkon aber jammerte seines Volkes und er sandte seinen Regenbogen, daß er mit dem Wasser des Meeres auch die deutschen Schiffe auffauge. Und der Regenbogen hob mit dem Meerwasser auch die Schiffe in die Höhe und ließ sie in diesen Teich wieder hinab. Noch heute kann man in ihm die Masten und Schiffstrümmer, die von den deutschen Seeleuten auf dem Grunde des Teichs erbauten Häuser und allerlei Hausgerät erblicken. Früher hörte man auch Gesang und Glockengeläut heraufschallen. Vor zehn Jahren zog ein Bauer einmal einen Mast mit einem eisernen Ring an der Spitze aus dem Wasser heraus. Aber kaum hatte er den Mast besehen, da sank er wieder auf den Grund zurück; und später konnte er ihn auf keine Weise wiedererlangen.

Brihwsemneeks, S. 19. — Vgl. daselbst Anm.: Eine ähnliche Sage wird von einem Sumpfe bei Sezzen in Kurland erzählt. —

---

80. Der Teufelsstein in der Düna. (Livl. Loreleisage).

In alten Zeiten stand inmitten der Düna ein großer Stein, auf dem ein Teufel Tag und Nacht saß und seine Haare mit einem goldenen Kamm kämmte. Während er so dasaß, erdachte er mancherlei Übelthaten, denn, sobald ein Boot vorüberfuhr, zertrümmerte er es vollständig; sobald ein Fischer in seiner Nähe Fische fing, trieb er mit ihm seinen Mutwillen oder tötete ihn. Einst nahm sich der Gott Perun vor, den Teufel für solche Übelthaten zu strafen, doch konnte er ihm nicht beikommen, denn sobald Perun sich in einer Wetterwolke nahte, verschwand der Teufel im Wasser und kam nicht wieder an die Oberfläche desselben, so lange Perun da war. Darüber erzürnte der Gott sehr, kam zu einem einfachen Mann, einem Fischer, und sprach zu ihm: „Nimm mich in dein Boot auf und rudere mich zum Teufelsstein; doch erschrick nicht, wenn ich Blitze zu schleudern beginnen werde, denn dir werde ich kein Leid anthun, doch dem Teufel wird es übel ergehen."

Nachdem der Gott so gesprochen hatte, ruderte der Fischer langsam, ganz langsam zum Teufelsstein.

Der Teufel kämmte gerade sein Haar und der goldene Kamm glitzerte in den Sonnenstrahlen. Plötzlich bemerkte der Teufel den Bootsmann, legte den Kamm bei Seite auf den Stein und fing an den Fischer mit bösen Blicken zu betrachten. Da erhob sich Gott Perun inmitten des Bootes und schleuderte auf die Brust des Teufels Blitze, glühende Blitze. Der Teufel sperrte zwar seinen Mund auf, um den Gott mit seinem giftigen Atem zu betäuben, doch umsonst — er mußte sterben. Perun aber verschwand und zeigte sich nicht mehr dem Fischer, welcher den goldenen Kamm des Teufels zu sich nahm und ein reicher Mann wurde, ob seines Mutes sehr gerühmt von den Anwohnern der Düna, denn diese waren nun befreit von der Hinterlist des Teufels.

N. K(rimberg) im Rigaer Tagebl. 1896, Nr. 170. — Lerch-Puschkaitis V 383. — (Perun = Perkon).

81. Die Felsspitze bei Stockmannshof.

Am kurländischen Ufer der Düna unweit Stockmannshof ragt eine riesige Felsspitze empor; die wollte der Teufel absägen und in der Düna versenken. Die Arbeit mußte aber bis zum Himmelfahrtstage beendet sein. Als die Kurländer bemerkten, daß die Arbeit dem Teufel nicht gut von statten ging, fingen sie schon eine Woche vor Himmelfahrt an, in allen Kirchen zu läuten. Da dachte der Teufel, daß Himmelfahrt schon da sei, und machte, daß er davonkam. Die Felsspitze steht noch heute da; die Kurländer aber und die Stockmannshöfer beginnen in der Zeit von einer Woche vor bis eine Woche nach Himmelfahrt keine größere Arbeit und das zum Andenken daran, daß es dem Teufel nicht gelang, die riesige Felsspitze in die Düna zu werfen.

Lerch-Puschkaitis, VI 214.

82. Der Stabburags.

Beim Gute Stabben am kurischen Ufer der Düna erhebt sich eine hohe und breite Felswand, die in der Mitte ein wenig vorspringt. Auf ihrem Scheitel entspringt eine Quelle, die beständig in unzähligen Tropfen, feinen Fäden und Strahlen am Felsen

herabrieselt. Unten haben sich Grotten und Höhlen gebildet, in denen Moose, Farne und andere Pflanzen üppig gedeihen. Das ist der Stabburags, das Horn von Stabben. An ihn knüpfen sich mancherlei Sagen.

I.

In dem Felsen haust ein Greis, doch nur um Mitternacht finden Sterbliche den Eingang zu ihm durch eine dort befindliche Vertiefung. Bei seiner Lampe sitzend teilt er dem Flehenden von seinen Schätzen mit, die aber nur bei guten Werken Segen bringen. — Andere erzählen, eine Jungfrau sitze des Abends am Felsen und bade sich und ihr langes Haar im klaren Quell.

II.

Die Leute der Gegend sehen in der Hauptgrotte, aus der das verkalkende Wasser am reichsten strömt, bei Tage eine Jungfrau, die für das arme Landvolk spinnt, wenn es, zu hart von der Herrschaft gedrückt, nicht fertig werden kann; in der Nacht aber sitzt ein Mönch in der Grotte und studiert beim Schein der Lampe.

III.

Sagenspuren: Die Mutter des Felsens hat Söhne und Töchter, Arbeiter und goldenes Ackergerät; Stabbensche Leute werden Söhne des Stabburags genannt. —

IV.

Es tranken kurze Zeit drei Männer von dem Wasser des Quells und sanken in tiefen Schlaf, aus dem sie sich kaum erholten. — Einst sahen Fischer aus dem Felsen eine Ziege springen, die sich in den Fluten der Düna verlor.

V.

Ein Rittersmann von Kokenhusen liebte einst ein Stabbensches Burgfräulein. Aber auf seiner Fahrt zu ihr wurde er vom Feinde erreicht und an den Ufern des Stabburags erschlagen. Da verwandelte sich die Geliebte in den Felsen und weint jetzt ihre Thränen auf das Grab ihres Buhlen.

VI.

In alten Zeiten fuhr einst ein Jüngling in einem Boote auf der Düna um zu fischen. Seine Braut blieb am Ufer. Plötzlich aber erhoben sich große Wellen, das Boot schlug um und der

Bräutigam ertrank. Die arme Braut weinte am Ufer Tag und Nacht und flehte die Düna an, sie möge ihr doch den Geliebten wieder aus der Tiefe zurückgeben. Und weinend verwandelte sich das Mädchen zuletzt in einen Felsen — den Stabburags.

Kruse, Urgeschichte S. 169 (II). — (Stender), Der Stabburags (Mit. 1850) S. 9. (I, III. V). — Stavenhagen, Alb. balt. Ans. I; mit Abbildung (I—V). — J. und S., Führer durch d. Dünathal (1887) S. 28 (I. II. V). — Lerch-Puschkaitis, V 408 (VI). — Manteuffel, „Napi Rog" im Przeglad powszeetny VI 199 ff. und Sep: Abdr. Krak. 1885 mit Abbild. — Alte lett. Verse, wohl ein Bruchstück, bei Kruse und (Stender) a. a. O. mit Übers. — Eine bessere Übers. bei Stavenhagen. — Zwei deutsche Gedichte zu V von v. Schlippenbach und A. v. W(ittorff) bei (Stender) und Stavenhagen. —

83. Klauenstein.

In der Nähe von Kokenhusen an der Düna liegt an der Landstraße zwischen Klauenstein und dem Kalna-Kruge ein großer, jetzt in zwei Teile gespaltener Felsblock. Von dem erzählt die Sage: In alten Zeiten stand dort, wo jetzt der Stein liegt, eine kleine Hütte; darin hauste ein böses altes Weib, eine Hexe, die allen nur Schaden zu bereiten trachtete. Als nun ihr Nachbar, ein frommer Rittersmann, sich ein Schloß baute, da wollte die Hexe sich ebenfalls eins bauen; aber allein konnte sie es nicht. Eines Tages saß sie vor ihrer Hütte; da kam ein kleines graues Männlein in einem Nachen über die Düna gefahren und versprach ihr, ein Schloß für sie zu erbauen, wenn sie ihm nur ihre Seele geben wolle. Das war der Teufel. Das Weib erschrak wohl, aber endlich schloß sie mit dem Teufel doch den Vertrag ab und schon in der nächsten Nacht sollte der Teufel den Bau beginnen. Der Ritter aber hatte alles, hinter einem Baume stehend, mit angehört. Erschreckt eilte er heim und sann nach, wie dem teuflichen Anschlag zu begegnen sei. Nun wohnte da im Persethale ein weiser und frommer Klausner; zu dem begab sich der Ritter, um seinen Rat zu vernehmen. Der Klausner riet ihm aber, um Mitternacht seinen Haushahn unter seinen Mantel zu nehmen und zur Hütte der Alten zu gehen; käme dann der Teufel herbei, müsse er den Hahn hervorholen, der durch die teuflischen Flammen*) irregeführt und

*) Nach der einen Version, sollte der Ritter ihm eine Blendlaterne vorhalten.

glaubend, es sei schon Morgen, laut krähen werde. Das werde dann auch den Teufel verjagen. Und so geschah es. Der Hahn krähte und der überraschte Teufel ließ den mächtigen Grundstein, den er eben für das neue Schloß in seinen Klauen herbeigebracht hatte, fallen und eilte davon. Der Stein aber stürzte gerade auf die Hütte herab und zerschmetterte diese mitsamt der alten Hexe; dabei barst er in zwei Teile und die sind mit den Spuren von des Teufels Klaue noch heutigen Tages daselbst zu sehen.

Inland 1857 Sp. 753 ff. (in Versen). — J. und S., Führer durch d. Dünathal (1887) S. 32.

84. Die Eicheninsel in der Düna.

Einst nahm der Teufel beim Weldobe-Krug unweit Römershof eine große Last Sand auf, weil er die Düna versanden lassen wollte. Bei Friedrichsstadt warf er seine Last in die Düna und so entstand die Eicheninsel (Osolsala). Dann holte er sich eine zweite Last; aber beim Römershofschen Pukat-Gesinde wurde er vom Hahnenschrei überrascht. Da warf er seine Last nieder und eilte davon. An dieser Stelle ist noch heute ein Berg zu sehen.

Lerch-Puschkaitis, V 408.

85. Der Muldenstein bei Ascheraden.

Nicht weit von der Ascheradenschen Forstei in Livland beim Mulden-Morast befindet sich ein muldenartig ausgehöhlter Stein. Damit hat der Teufel früher aus dem Muldensee Wasser geschöpft und sich darin gewaschen. Mit der Zeit aber wurde der See ausgeschöpft und verwandelte sich in einen Sumpf; daher ging der Teufel nun an eine andere Stelle. In früheren Zeiten opferten die Bewohner auf diesem Steine alljährlich die Erstlinge des Getreides oder auch Speisen.

Lerch-Puschkaitis, V 408.

86. Die Kangarberge und der Lubahnsche See.

An der Landstraße, welche die Rittergüter Lubahn und Seßwegen mit der Stadt Riga verbindet, etwa fünfzig Kilometer von der letzteren entfernt, liegen auf einem von den großen Kangar-

bergen gen Südosten sich erstreckenden Abhange zwei Hügel, etwa hundert Schritt voneinander entfernt. Von diesem Orte erzählt man sich folgende Mär: Einst lebte daselbst ein Riese, dessen Schlafstelle der zwischen beiden Hügeln belegene Raum war. Auf dem westlichen Hügel ruhte sein Haupt, gegen den östlichen aber stützte er seine Füße. Er besaß ungeheure Kräfte und ging sehr schnell. Wenn seine Mutter den Kessel aufs Feuer setzte, um Mittag- oder Abendbrot zu kochen, machte er sich nach Riga auf und brachte, bevor noch die Speise fertig war, in jeder Hand ein paar Zentner Salz von dort mit.

Damals gab's in jener Gegend weder Berge noch Sümpfe, nur einen großen See, welchen alle nach Riga Reisenden oder von dort Kommenden in Kähnen durchfahren mußten. Der See aber verlangte von jeder Schar Reisender ein Menschenopfer. Wenn man ihm ein solches nicht darbrachte, ward er zornig und vernichtete alle Hinüberfahrenden.

Eines Tages erging sich der Riese am Seeufer und sah dem bewegten Leben der hin- und herfahrenden Böte zu. Diesmal erhielt der See kein Opfer — und geriet darob in unbändige Wut. Dieses eigennützige Gebaren verdroß den Riesen und er beschloß einen Weg mitten durch den tückischen See zu bahnen. Er*) füllte seinen großen Sack mit Erde, nahm ihn auf den Rücken und begann die Flut zu durchschreiten. Das untere Ende des Sackes war offen, so daß der Sand langsam herausrieselte und in den See fiel, bald in größerer, bald in geringerer Menge. So entstanden die Kangarberge, auf welchen alle Reisenden ungefährdet das Wasser überschreiten konnten.

Darob ergrimmte der See und wütete drei Tage und drei Nächte lang, konnte aber die Berge nicht zerstören; darum beschloß er, sich ein anderes Bett zu suchen. Er erhob sich**) in die Luft und zog als Wetterwolke, gerade dem Flüßchen Ewst zu, wo in schöner fruchtbarer Gegend viele reiche Bauernhöfe standen. Mägde, welche am Flußufer Wäsche trockneten, erblickten die Wolke und hörten ein starkes Knistern. Da riefen mehrere: „Das knistert ja als würden Schalen verbrannt!" — eine aber sagte: „Diese Wolke ist nichts weiter, als ein großer See." Kaum hatten sie so gesprochen, als die Wolke zur Erde herabrauschte und die ganze schöne

*) Nach der andern Version — der Teufel.

**) Dabei vergaß er, nach der andern Version, in der Eile zwei Teller auf dem Speisetisch, das sind die beiden kleinen Seen bei den Kangarbergen. Nach andern sind das die Augen des Lubahnschen Sees.

Gegend überflutete. Nur diejenigen Mädchen, welche das Rätsel der Wolke und den Namen des Sees erraten hatten, wurden von den Wellen ans Ufer geworfen und also gerettet. Der See aber heißt bis auf den heutigen Tag der „Lubahnsche.“*)

Brihwsemneeks, S. 16, 17. — Andrejanoff, Lettische Märchen, S. 17. — Eine zweite, etwas abweichende Version Lerch-Puschkaitis, V 384 ff.; VI 207. — Darnach R. K(rimberg) im Rigaer Tageblatt 1896 Nr. 176.

87. Der Elkaskalns bei Eschenhof.

Beim Gute Eschenhof im Schuienschen Kirchspiel in Livland liegt der 800 Fuß hohe Elkaskalns. An seiner Stelle befand sich früher eine mit dichtem Walde bewachsene Ebene und mitten im Walde lebte eine alte Frau, Namens Elka. Das war eine große Zauberin und that den Menschen viel übles an. Einstmals aber ärgerte sie ihren eigenen Mann so sehr, daß der ihr einen großen Stein an den Kopf warf und sie erschlug. Nun kamen alle andern Hexen zusammen; die weinten und trauerten um ihre Schwester und verwandelten den großen Stein in einen Berg. Die Leute aber gaben diesem Berge den Namen der Hexe und nannten ihn den Elkasberg.

Lerch-Puschkaitis, VI 209.

88. Der Burgberg bei Fehgen.

Das Gut Fehgen in Livland ist von Hügeln umgeben. Einer dieser Hügel unweit der Poststraße erhebt sich ein wenig höher; man nennt ihn den Burgberg (pilskalns). Er ist ganz rund und nur oben abgeplattet. In alten Zeiten stand auf diesem Berge eine starke Burg. Einst wurde sie vom Feinde hart belagert. Der Burgherr konnte sich nicht länger halten, doch wollte er auch nicht lebend in der Feinde Hände fallen. Eines Abends hieß er daher seine Leute prächtige Wagen besteigen und fuhr dann, daß die Funken stoben, geradeswegs in den See hinein. Noch heute kann man im

*) Luba -lettisch: Rinde, Schale.

Winter durch das Eis hindurch prächtige Wagen erblicken und manchmal hat man sogar Wagengerassel gehört, so als führe jemand durch den See.

Lerch-Puschkaitis, V 392.

89. Der Dahrsnizas-Berg bei Fehsen.

Einige Werst von Gute Fehsen in Livland erhebt sich der Dahrsnizas-kalns. An der Stelle, wo jetzt der Berg liegt, befand sich in alten Zeiten eine prächtige Burg. Aber der Teufel oder sonst jemand warf einen Berg auf die Burg, der blieb darauf liegen. Da ging eines Tages ein Mann aus der Umgegend über den Berg und bemerkte plötzlich eine Thür. Er ging hinein; dort fand er große Gemächer, die alle mit Gold gefüllt waren. Ein alter Mann mit grauem Haar saß dabei und bewachte die Schätze. Der war recht freundlich und erlaubte dem Eindringling sich von dem Golde mitzunehmen und führte ihn dann lächelnd wieder hinaus. Beim Abschied jedoch verbot er ihm aufs strengste, jemandem davon zu erzählen, was er hier erblickt habe. Lange Zeit verging darüber. Im zweiten Jahre aber erzählte der Mann es doch andern Leuten und führte sie sogar hin, um ihnen die Sache zu zeigen. Sie gingen hinein; aber diesmal war der Greis nicht mehr so freundlich und rief ihnen zu: „Ihr andern geht alle hinaus, aber du Plappermaul bleib' hier!“ Es half ihm nichts, er mußte unter der Erde bleiben und kam nie wieder ans Tageslicht heraus. — Auf dem Berge befindet sich auch ein merkwürdiger Quell, der sich niemals zeigt, wenn mehrere Menschen zusammen sind. Findet ihn aber jemand und steckt ein Zeichen dazu, so verschwindet er, bis er andere herbeigerufen hat; man sieht dann keine Spur des Quells mehr, nur das Zeichen steckt noch da, wo man es in den Boden gesteckt hatte.

Lerch-Puschkaitis, V 391.

90. Die Teufelsschlucht bei Eckhof.

In der Nähe von Eckhof bei Lösern in Livland befindet sich an einem kleinen See eine Schlucht, die man die Teufelsschlucht nennt. Über den See und die Schlucht erzählt der Volksmund folgendes: Früher war der Boden, wo jetzt die Schlucht liegt,

ganz eben; die Schlucht entstand aber dadurch, daß der Teufel hier schlief, um seine Schätze im nahen See zu bewachen, und daher rührt auch ihr Name. An dem kleinen See führte früher ein Weg vorüber. Einst fuhr jemand dort um Mitternacht vorüber. Da bemerkte er, wie vom See her ein junges Mädchen auf ihn zukam; mitten auf dem Wege blieb es stehen und bat ihn, er möge sie mit der Peitsche schlagen oder irgendwie anders anrühren. Als aber der Mann sich nicht getraute, das zu thun, sagte das Mädchen: „Ich bin eine Geldtonne und gehöre dem Teufel. Hättest Du mich angerührt, so würde ich dir gehören, jetzt aber muß ich noch hundert Jahre im See liegen. Erst dann kann ich mich wieder Menschen zeigen.“ Als sie das gesagt hatte, verwandelte sie sich wieder in eine Geldtonne und rollte rasselnd in die Tiefe des Sees.

Jelgawas beedr. Rakstu krajums IV 60. — Sagen von Erscheinungen, die sich in Geld verwandeln oder unter gewissen Bedingungen verwandeln würden, sind sehr zahlreich und werden von den verschiedensten Orten erzählt. — Vgl. auch Nr. 70. —

91. Der Teufelsstein bei Kerstenbehm.

Im Seßwegenschen unweit des griechischen Kirchhofs bei Kerstenbehm liegt ein sehr großer Stein mit einer Höhlung. Davon weiß man zu erzählen: Einstmals in alten Zeiten hatte sich der Teufel auf diesen Stein niedergesetzt, um seine Hosen zu flicken. Seine Nadel war eine Deichsel. Zum Unglück überraschte ihn dabei der Hahnenschrei; als er den hörte, gab er Fersengeld. Dadurch daß der Teufel da gesessen hatte, entstand eine kesselförmige Höhlung im Steine. Beim Fortlaufen aber hatte der Teufel mit seinem Fuße ein Bächlein aufgerissen, das nun an dem Steine vorbeifließt.

Jelgawas beedr. Rakstu krajums IV 60. — Eine ähnliche Sage aus Alt-Pebalg, vgl. Lerch-Puschkaitis, V 387. —

92. Der Kirchenberg bei Annenhof.

In der Nähe von Annenhof in Livland beim Kinsche-See liegt der Kirchenberg. Von ihm erzählen die Leute, daß früher dort eine Kirche und ein Kirchhof gewesen sind; aber während eines Krieges wurde die Kirche zerstört, der Kirchhof verwüstet und die Kreuze zerbrochen und verbrannt. Seitdem haben sich immer um

Mitternacht auf dem Berge Flammen gezeigt; die Leute aber hielten sie für heilig, denn, sagten sie, diese Flammen sind die Seelen der Verstorbenen, die den Kirchhof und die Kirche beweinen und den Zerstörer verfluchen. In späteren Zeiten haben sich diese Flammen nicht mehr gezeigt, doch fand sich statt dessen dort ein Irrlicht ein, das sogar am Tage viele Menschen irre geführt hat.

Lerch-Puschkaitis, VI 209.

93. Das Teufelsschloß bei Lysohn.

Im Walde bei Schloß Lysohn in Livland am Flüßchen Ureikst liegt ein alter Burgberg, auf dem sich noch Reste der alten Befestigung finden. Die Sage weiß darüber zu berichten: Der Teufel hat hier zu einem Schlosse den Grund gelegt. Er fing an das Schloß zu mauern und ging in einer Nacht wieder nach Steinen, die er nicht weit vom sogenannten Eewan-Gesinde holen wollte. Dort nahm er einen Schoß voll Steine, um sie auf sein Schloß zu bringen. Da krähte der Hahn und sogleich entfiel dem Teufel sein Schoß voll Steine; die Stelle aber, wo die Steine herausgefallen sind, nannte man „welna klehps", „des Teufels Schoßvoll." Hier kann man noch viele große Steine sehen, die nicht weggebracht werden können, obgleich die Leute von dort schon viele Steine zum Mauern abgeführt haben. So ist der Teufel damals mit seiner Maurerei zu nichte geworden.

G. Vierhuff in Sitz: Ber. d. Rig. Alt. Ges. 1876, S. 45.

94. Die Waldgöttin an der Aa.

In alten alten Zeiten wuchs auf dem Gipfel einer Anhöhe an der Aa, zwischen Wenden und Wolmar, eine mächtige Linde, unter der die Bewohner Livlands der Waldgöttin Opfer darbrachten. Die wohnte in dem hohlen Stamm des Baumes und war eine schöne, reichgeschmückte Frau mit wallenden rötlichen Haaren. Nur selten gelang es jemand, sie zu sehen, denn nur sehr selten zeigte sie sich den Sterblichen. Um Mitternacht eines jeden Tages versammelten sich alle Tiere und Vögel des Waldes bei der Linde, wo ihnen dann die Göttin ihre Tagesarbeit aufgab und die faulen und ungehorsamen bestrafte. Wenn ein Jäger auf die Jagd gehen wollte, dann mußte er zuerst der Waldgöttin Opfer darbringen

und sie um Bescherung einer Jagdbeute bitten. Das Opfer der guten Menschen nahm sie gnädig an, erhörte ihre Bitten und bescherte ihnen gute Beute an Hasen, Rehen und anderem Wild. Das Opfer der bösen Menschen aber nahm die Göttin nicht an; solche konnten Tag für Tag im Walde umherstreifen, ohne auch nur die Spur eines Wildes zu sehen. Erblickten sie aber endlich ein Tier und schossen nach ihm, so war es sicher, daß sie nie trafen. So lange die Leute der Göttin Opfer brachten, so lange fehlte es den Jägern nicht an Beute und die wilden Tiere verwüsteten nicht das Eigentum der Bewohner Livlands. Später aber hieben die Leute die der Göttin geweihte heilige Linde um und wollten an der Stelle eine Kapelle errichten. Der Kirchenbau aber zog sich sehr in die Länge, denn Tiere und Vögel hinderten die Arbeiter in ihrem Thun. Endlich war der Bau beendet; da erhob sich in einer Nacht ein starkes Brausen und ein großes Getöse. Die Leute liefen zur Anhöhe, doch was erblickten sie da? Gewaltige Schaaren von Tieren und Vögeln hatten sich bei der Kapelle versammelt und standen im begriff, sie zu zerstören. Zwar versuchten die Leute, die Tiere und Vögel zu verscheuchen, doch das gelang ihnen nicht und sie mußten dem Zerstörungswerke müßig zusehen. In kurzer Zeit verschwanden die Mauern und da, wo die Kapelle gestanden, lag jetzt ein Schutthaufen. Als die Kapelle vernichtet war, zog die Waldgöttin mit den Tieren und Vögeln von dannen in eine entfernte Gegend; zu den Bewohnern des Aa-Thales aber kamen von der Zeit an Wölfe und Bären, die ihnen großen Schaden zufügten. Nachdem die Göttin die Aa-Ufer verlassen, ist sie von niemand mehr gesehen worden.

N. Krimberg, Rig. Tagebl. 1893 Nr. 165. — J. Krehslin, Latw. teikas is Maleenas II 18. Hier ganz genau dieselbe Sage (Meschа mahte, die Waldmutter), aber von einem Hügel in Polnisch-Livland bei Domopol, nicht weit vom Tikainu-Dorf am linken Ufer des Pakratinbaches. —

95. Die heilige Anhöhe an der Aa.

Auf einer Anhöhe an den Ufern der Aa lebten in alten Zeiten Geister, die von den Menschen nicht wahrgenommen werden konnten. Nur ein heiliger Mann wußte, daß sie vorhanden waren, und verstand es, sich mit ihnen zu unterreden. Einst wälzte der Greis einen großen Stein auf die Anhöhe und brachte den Geistern Opfer



dar. Diese sahen das Opfer gnädig an und erfüllten alle Bitten des Alten. Während des Opfers sang der heilige Mann so schön, daß Menschen, Tiere und Vögel in hellen Haufen zu ihm eilten, um seinem Gesang zu lauschen. Als der Alte starb, begruben ihn die Leute in dem heiligen Hain auf der Anhöhe und bedeckten sein Grab mit einem Opfersteine. Bitter weinten die Leute über den Tod des Greises, ja selbst die Vögel zirpten kläglich bei seinem Grabe. Hinfort konnten die Menschen nicht den Willen der Geister erfahren und erfüllen, was zur Folge hatte, daß die Waldgeister den heiligen Hain verließen und sich einen andern Wohnort aussuchten. In den Zeiten der Leibeigenschaft aber gingen Männer und Weiber, Jungfrauen und Jünglinge an den Sommerabenden zu dem Opferstein, klagten über ihr schweres Loos und baten den heiligen Mann um Linderung desselben. Während ihrer Klagen flog ein kleines, weißes Vögelchen herbei, das so schön sang, daß die Leute dabei ihre Sorgen und Mühen vergaßen und frohen Mutes wieder an die Arbeit gingen, auf eine bessere Zukunft hoffend.

N. Krimberg, Rig. Tagebl. 1893 Nr. 165. — J. Krehslin, Latw. teikas is Maleenas II 19, doch vom „K. muischa" schen (?) „Kirka-kalns" erzählt. —

---

96. Die Teufelshöhle bei Salisburg.

Am Ufer der Salis bei Salisburg in Livland hatte sich der Teufel im Felsen eine Höhle gegraben. Dort lebte er und beunruhigte die Leute beständig. Jeder, der durch den nahe gelegenen Wald vorüberging, wurde vom Teufel geäfft und in die Erde geführt. Bisweilen hauchte er auch blaue und grüne Flammen aus und erschien in verschiedenen Gestalten. Endlich kamen sieben Pastoren, um den Teufel zu verjagen; aber sie vermochten es nicht. Zum Glück kam da ein weiser Mann herbei, der riet, man solle das Vaterunser rückwärts beten, dann werde der Teufel davongehen. Das that man auch und nun kroch der Teufel sogleich aus der Höhle heraus und bat, man solle ihm erlauben, über die Salis eine Brücke zu bauen, dann werde er fortziehen. Das wurde ihm gestattet. Der schlaue Teufel aber hatte die Absicht auf dem gegenüberliegenden Ufer der Salis eine andere Höhle zu graben und nur deshalb um die Erlaubnis gebeten, eine Brücke zu bauen. Gegen Abend schleppte er den ersten Schoß voll mittelgroßer Steine

herbei und warf sie in die Salis. Ungefähr um Mitternacht holte er den zweiten Schoß voll; aber beim Kukurball-Gesinde überraschte ihn der Hahnenschrei. Er warf seine Steine dort nieder und machte, daß er fortkam. Noch heute kann man diese Steine da liegen sehen und die Leute nennen sie „des Teufels Schoßvoll.“ Die Salis aber ist an der Stelle, wo der Teufel seine Steine hineinwarf, so flach geworden, daß man barfuß durchwaten kann.

Lerch-Puschkaitis, V 413.

97. Der Gräberberg bei Golgowsky.

Nördlich vom Gute Golgowsky in Livland liegt ein Berg, der Kapu-kalns (Gräberberg) genannt wird. Heute befindet sich ein Feld darauf. Über die Gräber wird folgendes erzählt: Als die Russen mit den Polen in Livland Krieg führten und die Russen bereits einige Burgen eingenommen hatten, wollten sie sich auch nach Marienburg begeben, um auch dieses zu erobern. Daher verabredeten sie, sich in zwei Teile zu teilen und sich bei Marienburg wieder zu vereinigen. Denn sie hofften nicht, mit dieser Burg so leicht fertig zu werden, wie mit Schwaneburg und Tirsen; hier mußte man vorsichtiger zu Werke gehen. Nun zog der eine Teil des Heeres von Schwaneburg her, der andere von Sinohlen. Beim Golgowskyschen Tihzan-Gesinde trafen beide Teile in einer sehr dunklen Nacht aufeinander; sie erkannten sich nicht und jeder dachte, daß er auf den Feind gestoßen sei. Eine schreckliche Schlacht begann; es floß so viel Blut, daß der nah gelegene See zu steigen begann. So kämpften sie bis zum Morgen. Der See aber konnte das Bruderblut nicht ansehen; er erhob sich lieber in die Luft und begab sich an einen andern Ort. Die Stelle, wo der See früher gelegen hatte, wird noch jetzt der Seesumpf genannt. Die ermordeten Brüder aber wurden dortselbst auf dem Gräberberg begraben.

Lerch-Puschkaitis, VI 212.

98. Die Teufelssteine bei Marienburg.

Als die „eisernen Männer“ das Schloß Alluksne zu bauen begannen, fehlten ihnen Steine. Sie schlossen deshalb mit dem Teufel einen Pakt, welcher ihnen Steine herbeizuschaffen versprach,

wenn sie ihm die Hälfte der Burg abtreten würden, was sie ihm auch zusicherten. Der Teufel fing nun an, Steine von jenseits des Meeres nach Allukßne zu tragen, wobei er so eifrig arbeitete, daß ihm der Schweiß in Strömen von der Stirn rann. Als nun wieder einmal der Teufel das Meer durchschritt, wobei er eine mächtige Last von Steinen trug, begegnete ihm seine Braut, die Todesgöttin, und fing an, sich mit ihm zu unterreden. Diese Unterhaltung dauerte so lange, bis die Nacht zu Ende war und der Morgen anbrach. Endlich half die Todesgöttin dem Teufel die Last aufheben, doch da krähte im benachbarten Gesinde der Hahn, worüber die Todesnorne so sehr erschrak, daß sie eiligst zur Seite lief. Der Teufel konnte seine Bürde nicht mehr halten, er ließ sie los, sie stürzte zu Boden, wobei die Steine sich über die ganze Gegend von Allukßne zerstreuten. Der Teufel sah ein, daß er seinen Pact nicht gehalten, deshalb ging er von dannen und zeigte sich nie mehr in jener Gegend. Die Todesgöttin blieb aber auf den ausgestreuten Steinen sitzen, da sie es versäumt hatte, vor dem Hahnenschrei auf dem Kirchhofsberge zu sein. Hier auf den Steinen soll sie in früheren Zeiten von den alten Leuten um Mitternacht gesehen worden sein.

J. Krehslin, Latw. teikas is Maleenas. Hrsg. von P. Behrsinsch. I (Riga 1888), S. 26. — R. Krimberg, Rigaer Tageblatt 1893, Nr. 135. — Vgl. Nr. 187. —

99. Die Fichte beim Ontu-Gesinde.

Vor vielen vielen Jahren lebte in den Ontu-Bergen im Marienburgschen in Livland ein Mann Namens Antinwar. Er hatte zwei Söhne, die waren so stark wie schwarze Bären. Als der Vater alt wurde, übergab er den Söhnen Gesinde und Wirtschaft. Die Söhne aber konnten sich miteinander nicht vertragen, sie verzankten sich und zogen beide gen Westen in den Krieg, versprachen jedoch nach einem Jahre wiederzukommen. Der Alte wartete, aber sie kamen nicht. Jeden Abend stieg er auf den Hügel zur Fichte und schaute aus, ob sie wiederkämen oder ihm Nachricht sendeten. Aber weder das eine noch das andere kam. Im dritten Jahre aber verkündete ihm die Meise, daß seine Söhne jenseit des Meeres große Herren geworden seien, jeder bei seinem Könige. Der Vater grämte sich über das harte Herz der Söhne und ihre Vergeßsamkeit und sterbend bat er die Nachbarn, sie möchten ihn auf dem

Hügel unter den Wurzeln der Fichte begraben. Und die Nachbarn erfüllten seine Bitte. Von der Zeit an leben die Wirte im Ontu-Gesinde im Unfrieden und sterben sehr bald, denn sterbend hatte der Alte geflucht, daß alle Wirte des Ontu-Gesindes so lange im Unglück und Unfrieden leben sollten, bis ihrer so viel gestorben seien, als die Fichte Äste habe. Und jedesmal, wenn im Ontu-Gesinde ein Wirt stirbt, trocknet auch ein Ast der Fichte ab. Noch heute steht die Fichte da auf dem Ontu-Berge und viele Werst weit kann man sie sehen. Die Leute halten den Baum für heilig und niemand getraut sich ihn abzuhauen. Man schätzt sein Alter auf mehrere hundert Jahre. Schon ist der größte Teil der Äste abgetrocknet, nur gegen Norden noch befinden sich einige wenige grüne Äste.

J. Krehslin, Latw. teikas is Maleenas. Hrsg. von P. Behrsinsch, I (Riga 1888), S. 21.

100. Tod und Grab des Lihwandimaa-kuningas in Salishof.

Im Bezirke des Gutes Salishof, im Rangeschen Kirchspiele, finden sich zwei Gruppen alter Grabhügel vor, die das Volk als Kriegsgräber bezeichnet, und die Zeit ihrer Entstehung als nach Erbauung des Schlosses Neuhausen angiebt. Das Schloß habe damals noch ohne den nachher dazu gehörigen Flecken existiert; es sei solcher viel später am Fuße des Schloßberges angelegt, und dann daselbst ein sehr lebhafter Handelsverkehr mit den Russen aus Pleskau gewesen. Die beiden Hügelgruppen, in gerader Richtung kaum drei Werst von einander entfernt und südlich an der Poststraße von Werro nach Pleskau belegen, stammen angeblich aus einem Feldzuge, in welchem ein livländischer König, Lihwandi-maa-kuningas, nach andern ein Halb- oder Unterkönig, Lihwandi-maa-polkuningas, zwei Schlachten lieferte, in beiden siegte, aber bald nach dem letzten heiß errungenen Siege sein Leben einbüßte. Von des Siegers Tod hat die Sage folgendes aufbewahrt: Die zweite, an einem sehr heißen Sommertage gelieferte Schlacht dauerte von Sonnenaufgang bis spät nach Mittag ununterbrochen fort. Der wutentbrannte, nun erschöpfte König lechzte nach einem Trunk Wasser, den ihm nun endlich sein Diener in einem Helme brachte. Der Held leerte diesen Helm in einem Zuge aus, ohne daß sein brennender Durst gelöscht wurde. Er befahl nun ausdrücklich, ihm schmutziges

Wasser zu bringen, damit er sich im ferneren Trinken nicht zu viel thue, und ging selbst zum See. Der ungehorsame Diener reichte ihm aber doch zum zweiten und zum dritten Male wieder ganz klares Wasser, von dem der König nun so lange trank, bis er endlich barst, und tot in die Wellen des kleinen, hinter dem Holsta-Kruge gelegenen Sees stürzte. Sein Leichnam wurde glücklich herausgeholt, aber seinen Helm und sein dreischneidiges Schwert verschlang der See, Beide Gegenstände waren vor zwanzig Jahren noch bei hellem Sonnenschein im Grunde des Sees sichtbar, wie die Sage behauptet. Wichtiger indeß als diese poetisch ausgeschmückte Todesart des Helden erscheint die Sage von des Königs Grabmal, dessen Stätte, etwa eine Werst vom Holsta-Kruge entfernt, dicht an der nördlichen Seite der Pleskauschen Poststraße, noch heutigen Tages gezeigt wird, mit der Hinzufügung, das Grab sei ursprünglich gemauert gewesen, die Zeit habe es aber zerstört und Menschenhände hätten später die losen Steine zu nötigen Bauten benutzt. Etwas einem Fundamente ähnliches ist noch gegenwärtig an der genannten Stelle sichtbar.

Boubrig in Verhandl. d. gel. estn. Ges. Bd. I, 3, 90. — Boubrig macht dazu die Bemerkung, der Tradition liege ohne Zweifel irgend eine historische Begebenheit zu grunde und der Lihwandi-maa-kuningas sei wohl ein Ordensmeister oder angesehener Ordensritter gewesen. — Es handelt sich hier aber wohl sicher um die Sage vom Tode des Alewipoeg aus der Kalewipoeg-Sage (Gesang XXV 500 ff), dessen Grab im Volksmunde Kuningahaud, Königsgruft, heißt und an der beschriebenen Stelle gezeigt wird.

101. Der Teufel als Freier in Samhof.

Nicht weit vom Gute Samhof bei Odenpä in Livland befindet sich mitten in einem Moraste eine noch ziemlich zugängliche Stelle, an welcher eine auffallende Menge Steine bei einander liegen. In der Nähe ist ein See, an dessen jenseitigem Ufer ein Bauergesinde belegen ist, jetzt (ca. 1840) einem Silla Peep gehörig. Vormals lebte dort ein Bauer, der ein gar schmuckes Töchterlein besaß, rund, voll und rotwangig, wie ein Apfel, stark und kräftig an Gliedern, wie eine ächte estnische Schönheit es sein muß. Die entzündete denn durch ihre großen Reize sogar des Teufels Herz in Liebe. Er machte sich nett, so gut er konnte, und ging zu ihr auf die Freie; in welcher Gestalt, ist nicht gesagt. Aber schmuck war er, und wurde angenommen. Die Nacht kam heran, in welcher nach des Bräutigams ausdrücklichem Willen die Hochzeitsfeier vor sich gehen

sollte. Da hatte er aber mit andern dringenden Geschäften so viel zu thun, daß er sich um mehrere Stunden verspätete. Verdrießlich darüber, brauste er endlich durch die Lüfte daher und wollte den kürzesten Weg über den Morast und den See nehmen. Als er indessen mitten über dem Moraste schwebte, krähte der Hahn, und damit hatte er sein Recht auf die Braut verloren. Im Zorne über diesen Verlust warf er nun, da er seine Wut nicht anders auszulassen wußte, jene Steine in den Sumpf. Andere sagen, er hätte eine prächtige Brücke über den See bauen wollen, um über diese zu seiner Schönen zu gelangen, und dabei habe ihn der alle Teufelsmacht vernichtende Hahnenschrei gestört, worauf die Trümmer des unvollendeten Werkes in den Morast geschleudert worden wären. Sein Glück hatte er aber immer verscherzt, seine Absicht nicht erreicht; und was die Braut betrifft, so sagen einige, sie warte noch. Die Steine haben böses an sich behalten. Wer noch jetzt zur Nachtzeit bei ihnen vorbei will, wird ganz verwirrt und läuft hin und her, ohne weiter zu kommen, bis es Tag wird und der Zauber bei erneutem Hahnenschrei sich löst. Hat er gar Branntwein getrunken, wie jene bei der Verlobung, so ist an das Finden des rechten Weges durchaus nicht zu denken.

Boubrig in Verhandl. d. gel. estn. Ges. Bd. I, 2, 81.

102. Das Teufelsboot bei Odenpä.

An der Grenze des Samhofschen Gutsgebietes liegen zwei Seen, die beide den Namen Nöuni-järw oder Nöni-järw führen. Nicht weit von dem größeren dieser Seen sieht man einen grundlosen und fauligen Morast, der abermals ein schlechtes Zeugnis inbetreff der so verschrieenen Klugheit des Bösen ablegt. Es liegt nämlich an einer Stelle dieses Morastes ein Stein, der ziemlich groß ist und das Ansehen eines umgekehrten Bootes hat, dessen Kiel nach oben steht. Es wird erzählt, daß der Teufel, um einen recht schlagenden Beweis zweckmäßiger Anordnungen zu geben, sich dies dauerhafte Boot zurecht gemacht habe, um bei seinen Geschäftsfahrten schneller über den See zu kommen; denn dort war sein gewöhnlicher Kirchspiels- oder Kommunikationsweg ins nächste Gebiet. Allein gerade bei einer solchen offiziellen Fahrt, bei der gar sehr periculum in mora war, rückte das dauerhafte Boot viel zu langsam vorwärts, obgleich der Sitzende durch harte Stöße nachzuhelfen suchte, und abermalige Verspätung war die Folge, durch welche ihm

ein sicher geglaubter Fang entging. Da warf er im Zorne das Fahrzeug um und um, daß das unterste nach oben kam, und machte sich davon. Nun liegt es da. So oft man auch versucht hat, es umzukehren und mobil zu machen, so ist dies doch keinem gelungen; und wer das Boot ansieht, lacht jedesmal den Teufel aus.

Boubrig in Verhandl. d. gel. estn. Ges. Bd. I, 2, 82.

103. Die Hölle bei Odenpä.

Die Hölle ist ehedem in Odenpä gewesen. Nicht weit vom Gute Samhof sieht man eine bedeutende Anhöhe, der gegenüber sich einige kleinere hinziehen. Sie sind ziemlich steil und schließen zwei Thäler ein, ein größeres und ein kleineres, die durch eine schmale Verbindung zusammenhängen und nur von einer Seite zugänglich sind. Dort nun war für einige Zeit die Hölle, und zwar im größeren Thale die große Hölle, suur pörg, im kleineren die kleine Hölle, weike pörg. Später zog der Teufel fort und verlegte aus unbekannten Ursachen, vielleicht wegen schon erfahrener Kränkungen, seine ganze Anstalt. Die kahlen Vertiefungen sind zurückgeblieben. Der größere Berg heißt indeß noch immer der Höllenberg, Pörgomäggi. Nach der Thalseite ist er steil und kahl; da hat wegen des starken Feuers nichts wachsen können. —

Boubrig in Verhandl. d. gel. estn. Ges. Bd. I, 2, 82.

104. Der Woornberg.

Am Wirzjärw unweit der Laugen Brücke liegt ein Berg, Woorumäggi genannt, der einst in grauen Zeiten den Umwohnern als Zufluchtstätte vor dem Feinde gedient haben mag.

Auf dem Berge wohnte einst ein sehr reicher Kaufmann Wooru Andres, der das ganze Land, ehe noch die Städte Dorpat und Pernau erbaut waren, mit seinen Kaufmannsgütern versorgte. Seine Strusen oder Fahrzeuge gingen auf dem Embach in den Peipus und so nach Narva, auch nach der andern Seite aus dem Wirzjärw an Fellin vorbei auf einem Flusse, der ehemals schiffbar gewesen, bis nach Pernau hin. Nachdem nun die Deutschen sich Dorpats bemächtigt, wollten sie diesem Woorn den Handel verwehren und weil sie seiner Burg nichts anhaben konnten, hielten sie ihn eine gute Zeit umlagert. Als Woorn sich endlich nicht

länger halten konnte, so ergriff er eines Nachts die Flucht. Man holte ihn aber bei einem See zwischen der Purtschi-Mühle und Pühastekülla am großen Wege ein. Wooru, der sich nicht gefangen geben wollte, flüchtete auf einigen zusammengebundenen Balken, die er am Ufer fand, auf das Wasser. Mitten im See hielt er an, und weil ihm da nicht beizukommen war, starb er dortselbst vor Hunger. Die Deutschen erstiegen seine Burg und plünderten sein Waarenlager. Daher heißt der Berg noch heute Woorumäggi und der See Andres-See.

Gel. Beitr. zu den Rigischen Anzeigen 1764 St. XXII S. 176 nach dem Ringenschen Kirchenbuch. — Eisen, Esiwanemate warandus S. 5 ff. — Jung in Sitz: Ber. d. gel. estn. Ges. 1885 S. 267 etwas kürzer: Wooru stirbt nicht Hungers, sondern ertrinkt.

105. Des Teufels Brotschaufeln.

Das Hallistsche und Karkussche Kirchspiel in Livland sind meist hochgelegen und bergig. Alle Bäche und Flüsse fließen dort fast immer durch tiefe Thäler. Über diese Berge und Thäler und Flüsse haben die alten Leute stets etwas zu erzählen. So auch vom Hallistefluß, der aus diesen Kirchspielen kommend durch den Karrishofschen See fließt und in den Pernaufluß mündet. Am Rande seines Thales zwischen Karkus und Alt-Karrishof, die etwa zwei Meilen von einander entfernt sind, befinden sich vier sogenannte Höllenberge- und thäler: der eine Berg in der Nähe der Karkusschen Kirche; der zweite beim Gute Pollenhof gegenüber dem Mäkkiste-Gesinde; der dritte beim Gute Abia hinter dem Jndu-Kruge und viertens das Kodi-Thal, jenseit des Flusses beim Gute Alt-Karrishof. Jn diesen Bergen und Thälern haben, heißt es, in grauer Vorzeit die Familien des Teufels gewohnt. Wenn seine Frauen Brot backten, dann warf das alte Höllenweib aus Abia die Brotschaufel über den Fluß ins Kodi-Thal in Karrishof, wo das zweite Höllenweib wohnte, die die Schaufel dann wieder zurückwarf, wenn sie das Abiasche Weib nötig hatte. Ebenso machten es die beiden bei Karkus und bei Mäkkiste wohnenden alten Weiber des Teufels. Denn auf je zwei der vier Familien kam nur eine einzige Brotschaufel.

J. Jung, Sakala maa (Kodu-maalt Nr. 7. Dorp. 1878) S. 67. —

106. Der Annemäggi.

Beim Gute Pollenhof in Livland in der Nähe des Beigutes Lilli liegt ein kleiner Hügel, der Annemäggi genannt wird. In alten Zeiten, so erzählt das Volk, stießen auf diesem Berge zwei Hochzeitszüge aufeinander, wobei die eine Braut, die Anna hieß, erschlagen wurde. Seitdem nannte man den Berg Anna-Berg, weil die Ermordete dort beerdigt wurde. Später habe das Volk angefangen, auf dem Berge zu opfern und Zusammenkünfte zu halten, die solchen Umfang annahmen, daß die Kirchenverwaltung dem Besitzer des Schlosses Karkus wiederholt befahl, dem Unfug kräftig zu steuern.

K. Jung, Eesti rahwa wanast usust, kombedest ja jutudest (Kodu-maalt Nr. 6. Dorp. 1879) S. 46. — Wiedemann, A. d. äußeren und inneren Leben der Esten S. 416 erzählt von einem anderen Anna-Berg beim Sulbi Dorf bei Mekshof, wo auch geopfert wurde. — Vgl. Nr. 128. —

107. Die Teufelsbrücke bei Oiju.

Am nördlichen Ende des Wirtsjärw etwa zwei Werst vom Oiju-Kruge nach Waibel zu befindet sich bei einem Bauergesinde ein großer wegartiger, ziemlich hoher steinerner Damm, der ungefähr eine halbe Werst lang, eine Strecke weit gerade in den See führt und dort in einem ungeheueren runden Steinhaufen plötzlich abbricht. Diesen Damm hat einst, sagt man, der Teufel gebaut. Er wollte ihn in einer Nacht bis zum andern Ufer des Sees führen. Doch er wurde nicht fertig und als der Hahn um Mitternacht zum ersten Mal krähte, ließ er seinen Schoß voll Steine fallen und eilte davon.

J. Jung, Sakala maa (Kodu-maalt Nr. 7. Dorp. 1878) S. 63 ff. — Ähnliches wird vom Ensekküllschen See erzählt: die Steine des Teufels liegen beim Sammaste-Dorf in der Nähe des Jiwe-Morastes; desgl. vom Karrishofschen See. Ebenda.

108. Maalinn.

In alten Zeiten, als das Volk noch bessere und glücklichere Tage hatte, so erzählen die alten Leute, stand in der Wiek eine stark befestigte Stadt, die Maalinn (Landstadt, Stadt des Landes)

genannt wurde. Hier wohnte aus des Volkes eigenem Stamme ein Fürst (wanem), der das Volk mit Liebe beherrschte. Rings um Maalinn dehnte sich weit und breit sehr fruchtbares Land aus; große Dörfer, prächtige Bauergesinde waren überall zu erblicken und unter der Herrschaft der unternehmungsfreudigen Fürsten wurde Maalinn allmählig immer stärker und mächtiger. Alles dies erregte den Neid der Feinde. Sie trachteten darnach, auf irgend eine Weise Maalinn in ihre Hände zu bekommen. Der Krieg hub an. Wohl waren Maalinns Männer stark und gewandt; aber dennoch wurden sie endlich überwunden. Bisher waren sie gewohnt, mit den Gegnern immer auf ehrliche Weise zu kämpfen und ehrlich kämpfend waren sie den anderen doch immer überlegen. Diesmal jedoch kamen die Feinde nicht auf ehrliche Weise auf den Kampfplatz, sondern wie die Wölfe in Schafsfellen. Niemand wußte, daß sie im Anzuge seien; da drangen sie unerwartet auf das Heer von Maalinn ein und schlugen es leicht. Weit und breit um die Stadt herum machten sie die Menschen nieder; nur Maalinn selbst war noch nicht in ihrem Besitz. Doch lange konnte es nicht mehr währen, bis auch dieses ihnen in die Hände fiel. Alle Kampffähigen hatten durch der schlauen Feinde Hand den Tod gefunden. Des Landes Fürst und Herrscher der Stadt war der einzige, der noch am Leben war. Mit Herzschmerzen und Thränen im Auge sah er das Unglück des Landes. Schon drangen die Feinde an die Stadt heran, die bald, da sie ohne Kämpfer war, der Fremden Beute wurde. Verzweifelnd erhob der Fürst die Hände gen Himmel und rief: „Wenn es denn sein muß, daß den Feinden der Sieg zufalle, dann sollen sie doch keinen Nutzen von dem Lande haben. Möge es ihnen nicht gelingen, jemals mit ihrem Siege prahlen zu können!“ Kaum hatte er sein Gebet beendet, da ging es auch schon in Erfüllung. Denn plötzlich begann das Land zu sinken und verschwand alsbald. An Stelle des Landes trat Wasser. Die Stadt verschwand und in ihren Wällen mit ihr zusammen auch ein großer Teil der Feinde; und nicht nur die Stadt, sondern auch alle umliegenden Ortschaften. Wo früher herrliche Dörfer und wohlhabende Gesinde, schöne Auen und stille Wiesengründe lagen, da dehnte sich nun eine Wasserfläche aus, da entstand ein tiefer See, auf dem sogar Schiffe segelten. Später schwand das Wasser immer mehr und mehr und von dem See blieb nur ein Morast übrig. Maalinn selbst aber war nicht so tief versunken, wie die umliegenden Ortschaften. Aus dem Wasser, dem Schlamm und dem Schilfgras des Sees erhob sich an der Stelle des alten Maalinn später eine kleine

Insel. Allmählich ließen sich Menschen auf dieser Insel nieder und erbauten dort einige Gesinde; nach dem Namen der alten „Stadt des Landes“ nennt man sie noch jetzt die Maalinna-Gesinde. Der Geschichtsforscher sieht hier aber die Stelle, wo vorzeiten die starke estnische Feste Soontagana gestanden, deren Zerstörung der Volksmund mit der Entstehung des Morastes verbunden hat.

Eisen, Esiwanemate warandus S. 45 ff. — Eine Beschreibung des Burgberges von Soontagana von Hueck, Verh. d. gel. estn. Ges. I 1, 51 ff.; Wendt, dsgl. III 1, 48 ff. mit Plan. Vgl. Kruse, Histor. Bemerkungen dazu, das. S. 53 ff. — Im J. 1215 machten die Deutschen mit Liven und Letten einen Einfall in die Gegend von Soontagana, überfielen die Dörfer, die durch kein Gerücht von ihrem Anzuge gewarnt waren und machten zahllose Menschen nieder. „Und die Heiden waren bestürzt und weinten.“ Die Eroberung von S. erfolgte 1216. (Vgl. Heinrich von Lettl.). —

109. Die Bauernburg bei Wattel.

In der Nähe der Karusenschen Kirche in Estland beim Gute Wattel liegt eine alte Bauernburg, die jetzt wie das daneben liegende Dorf Linnusse genannt wird. Alte Leute haben erzählt, daß auf dieser Burg einst ein mächtiger König Namens Kuk geherrscht habe, dessen Namen und Andenken sich auch in den Gesinden Kukke und Kukke-Mihkel bei Wosel, in den Kukkemaperre nach Pernau zu und in den Familiennamen Kukkepu erhalten haben möge.

R(ußwurm) im Inland 1863, Sp. 313.

110. Die Teufelsburg bei Kiwidepä.

Bei Kiwidepä an der Einwiek ist eine Landspitze, die mit großen Granitblöcken übersäet, sich weit ins Meer hinein erstreckt. Über diese Steine erzählt man eine Sage. Bei Röthel nämlich liegt an der Landstraße ein großer Stein, auf dessen oberer Fläche sich fünf Vertiefungen als Spuren einer ungeheuren Kralle befinden. Ein ähnlicher Stein, der den Eindruck eines Pferdehufs trägt, liegt etwa fünf Werst davon bei dem Gute Berghof oder Düwelsberg. Auf diesen beiden Steinen stand einst der Teufel, mit dem rechten Fuße auf dem einen, mit dem linken auf dem andern und hielt in der Schürze eine Menge großer Steine, die er ins Meer schleuderte,

um von Kiwidepä nach Saſtama einen Damm zu bauen. Dabei krähte der Hahn, der den Morgen verkündete; der lichtſcheue Teufel ließ die übrigen Steine fallen, die noch jetzt die Felder in der Nähe der Kirche bedecken, und entfloh, ſeine Fußſpuren in die Steine eindrückend, wo ſie noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen ſind.

Rußwurm, Eibofolke § 390, 3. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 65 B. — Esthona 1829, S. 359 von R(eus). — Rußwurm, Schloß Hapſal, S. 95. — Smiſſen in Bunge's Archiv IV, 153 ff. — Vgl. Nr. 111.

111. Der Divelsberg in der Wiek.

In der Strandwiek in Eſtland waren die Bauern mit der Ernte beſchäftigt. Die Mittagshitze war drückend und alle arbeiteten ſchweigend, erfreut, wenn ein friſcher Seewind ihnen etwas Kühlung zuwehte. Da kam ein rieſiger Mann aus dem Gehölze hervorgeſchritten, blieb an einem der Felder ſtehen, betrachtete mit funkelnden Augen die Arbeitenden und rief ihnen zu: „Ihr ſeid müde?“ „Ja, Herr,“ war die Antwort. „Wenn es euch recht iſt, will ich euch helfen, und noch mehr, ich will alle Arbeit allein thun und ihr mögt in die Schänke gehen und trinken.“ Die Leute ſahen ſich erſchreckt an; ein alter Bauer aber maß den Fremden prüfend mit den Augen und erwiderte: „Ihr ſeid wohl groß und ſtark, Herr, aber nicht groß und ſtark genug, um für fünfzig zu arbeiten.“ „Hoho!“ lachte jener, „nicht bloß für fünfzig, — für tauſend, wenn es nötig iſt. Seht her und ich werde euch zeigen, wie ich, ich ganz allein, eine ſteinerne Brücke nach der Inſel Öſel hinüberſchlagen werde!“ — Die Bauern entſetzten ſich; der unheimliche Gaſt ergriff aber große umherliegende Steinblöcke, ſchwang ſie mit größter Leichtigkeit und warf ſie hinüber, daß ſie dem Auge entſchwanden. In kurzem aber fügte ſich Stück an Stück und eine Rieſenbrücke begann ſich aufzutürmen, die ſich bei jedem Wurf des Geſellen vergrößerte. Da merkten die Arbeiter, daß es der Teufel war, und zitterten ſehr; nur der alte Bauer faßte Mut und rief: „Wir wollen keine Teufelsarbeit und keine Teufelshilfe! Laß uns im Schweiß unſres Angeſichts unſer Brot eſſen, lieber als daß wir in den Schänken liegen und des Satans Korn auf unſern Feldern wächſt! Fort mit dir und deinem Werke, im Namen Gottes!“ Der Teufel lachte, aber da brachen die Steinmaſſen donnernd zuſammen

und stürzten brausend und sprudelnd ins Meer. Der Böse ergrimmte und stemmte seine Füße auf zwei Felsen, während er zu riesenhafter Höhe emporschoß. Und in den Händen schwang er ein gewaltiges Felsstück, mit einem Wurf den Schaden wieder herzustellen; er warf, aber es stürzte ins Meer, daß das Wasser weit über den Strand flutete und ihm bis ins Angesicht spritzte. Er brüllte auf und verschwand. Bis auf den heutigen Tag sieht man aber den Abdruck seiner Füße auf den beiden entfernten Steinblöcken, den einen bei der Kirche von Röthel, den andern beim Gute Berghof, und das Volk nannte viele Jahre diese Stellen den Tivelsberg.

Gf. Rehbinder im Inland 1850, Sp. 136. — Rußwurm, Eibofolke § 390, 4. — Ders. Sagen a. der Wiek, S. 63. — Vgl. Nr. 110.

112. Die Munga-rahwas.

Beim Dorfe Pallewerre bei Pallifer in Estland liegt auf dem schwedischen Heuschlagmoor ein ungeheurer Stein; den haben die Munga-rahwas dahin geworfen. Diese Leute waren über zehn Fuß hoch und von ungeheurer Stärke. Sie haben auch die alte Kirche zu Pönal erbaut, denn man fand ganz oben in dem Mauerwerk so ungeheure Steine, daß gewöhnliche Menschen sie nicht hätten da hinauf bringen können.

Rußwurm, Eibofolke § 393, 10. — Alte Götter, Riesen, oder Zwerge erscheinen später als Mönche (munga-rahwas, munkar), Seeräuber oder Seeungeheuer. Vgl. ebenda 11 und Nr. 264. —

113. Das Grab des Vatermörders in Hapsal.

Ein Ritter hatte zwei Söhne, die lange Zeit im Kriege gewesen waren. Der jüngere hatte so viel Freude am Kriegshandwerke, daß er zu Hause keine Ruhe hatte und vom Vater eine bedeutende Geldsumme verlangte, um wieder zurückzukehren. Da dieser ihm seine Bitte abschlug und ihm seiner verschwenderischen Lebensweise wegen öftere Vorwürfe machte, ergrimmte der Sohn, verbarg aber seinen Zorn und blieb einige Zeit im väterlichen Hause.

Als einst der Vater auf die Jagd ging, folgte er ihm, und nach kurzem Wortwechsel erschlug er den ehrwürdigen Greis, dessen Leichnam er im Walde verscharrte. Nach vielem Suchen wurde der



entstellte Körper gefunden, und der Verdacht fiel auf die Söhne, die zum Schwur in die Kirche zu Hapsal gerufen wurden. Die Hand auf die Wunde des Erschlagenen gelegt, leisteten beide den Reinigungseid, und der jüngere fügte hinzu, daß er nicht dreißig Schritte vom Altar gehen wolle, wenn er nicht an diesem Verbrechen unschuldig sei. Obgleich die Wunde bei seiner Berührung aufs neue anfing zu bluten, blieb er doch bei seiner Aussage und ging aus der Kirche. Kaum aber hatte er dreißig Schritte vom Altar gethan, als er plötzlich vom Schlage getroffen niedersank und nur noch Zeit hatte vor dem herbeieilenden Bischof das Bekenntnis seiner verruchten That abzulegen. Gleich darauf starb er, wurde an derselben Stelle begraben und ein Leichenstein auf das Grab gelegt, der noch jetzt das Andenken an diese Begebenheit erhält.

Rußwurm, Sagen a. Hapsal, S. 5. — Ders. Sagen a. der Wiek, S. 33. Vgl. Anm. — Ders. Schloß Hapsal, S. 78. Vgl. das. Anm. über die histor. Veranlassung der Sage. — Stavenhagen, Album balt. Ansichten, Bd. III.

114. Die Säule am Oberen See bei Reval.

An dem Wege, der von Reval nach dem moikschen Gottesacker führt, steht unweit des Obern Sees eine steinerne Säule, oben breit, unten schmal. Vermutlich hat in dem obern Teile vorzeiten ein katholisches Heiligenbild gestanden. Aber die Sage weiß es besser: es befindet sich oben in der Säule der Körper eines Unglücklichen. Als nämlich zu Peters des Großen Zeit Reval von den Russen belagert wurde, hat jemand den Belagerern Mittel und Wege an die Hand gegeben, die Abflüsse des Sees zu verstopfen und dadurch der Stadt alles Trinkwasser zu entziehen. Das geschah auch und Reval mußte sich ergeben, aber der Ratgeber wurde in jene Säule lebendig eingemauert.

Pabst im Ill. Revaler Alman. 1856, S. 41.

115. Die Teufelssteine bei S. Martens.

Nicht weit von S. Martens auf dem Hofsfelde von Maals in Estland wollte der Teufel eine Stadt erbauen und hatte schon eine Menge Steine dahin zusammengeschleppt, die noch jetzt daliegen, in deren Nähe es aber nicht selten spukt und unter denen große

Schätze verborgen liegen sollen. Auch einen großen Stein, der auf der Viehweide am Wege zur Kirche liegt, wollte er dazu verwenden; da er aber tief in die Erde hinuntergeht, gelang es ihm nicht sogleich ihn herauszuheben, und ehe er ihn an den Ort seiner Bestimmung getragen, krähte der Hahn, weshalb er ihn fallen lassen mußte.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 65.

116. Das versteinerte Brautpaar bei Kirrefer.

In der Nähe der Kirche zu Kirrefer bei Leal in Estland stehen fünf große Steine, neben denen man abends in der Dämmerung Feuerfünkchen umherhüpfen und flimmern sieht. Vor langen Jahren zog des Weges ein Brautpaar von drei Marschällen begleitet und traf an dieser Stelle einen Zwerg, der sie flehentlich bat, ihm bis zum nächsten Dorfe fortzuhelfen, da er bei einem Fall das Bein gebrochen habe. Nach verschiedenen spöttischen Reden der Schaffner ergriff der Bräutigam die Peitsche und mißhandelte den Zwerg, indem er ihn zum Tanze zwingen wollte. Plötzlich erhob sich ein furchtbares Unwetter, der Sturm sauste, der Wirbelwind pfiff und als der alte Zwerg seinen Stab schwang, wurde das Brautpaar nebst den drei Marschällen in Steine verwandelt.

Inland 1846, Sp. 527, in Versen von R. F-g. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 67.

117. Der Stein beim Linnamäggi.

In der Nähe des Dorfes Sotaga bei Undel im S. Katharinenschen Kirchspiel in Estland liegt am Abhang eines Berges ein großer erratischer Steinblock. Wie er dahin gekommen, weiß die Sage zu erzählen. — Die Riesen wollten einst eine Stadt bauen. Sie ersahen sich zu dem Zweck einen hohen Berg, doch bevor sie ans Werk gingen, befragten sie das Orakel. Der Spruch des Orakels ging dahin, daß sie nur dann in ihrer neuen Stadt in Glück und Freuden wohnen würden, wenn der ungeheuer große Stein, der im Thale nebenbei am Flüßchen lag, der Grundstein der Stadt werde. Selbst der ungefügigen Stärke der Riesen war aber das Hinaufschaffen des Blockes eine nicht zu überwältigende

Arbeit und auf die weitere Befragung, mit welchen Mitteln sie das vollführen könnten, antwortete dieses Mal das Orakel, daß eine reine Jungfrau den Stein in der Schürze auf den Berg tragen könne. Nach vielem Wählen wurde endlich ein schönes Riesenfräulein ausersehen; doch leider riß ihr das Band der Schürze, als sie kaum die Hälfte des Berges erstiegen hatte. Der Stein rollte zum Fuße des Berges hinab, wo er noch heute liegt. Die Riesen aber zerstreuten sich darauf in alle Lande und nur der Berg heißt beim Volke noch „Linnamäggi", was zu deutsch „Stadtberg" bedeutet.

Mag. Klinge in Sitz:Ber. d. gel. estn. Ges. 1880, S. 177.

118. Der Ebawerremäggi.

Der Ebaweremäggi liegt, umgeben von vielen kleineren Hügeln in Estland in der Nähe der Kirche von Kl. Marien. Die Natur hat ihm eine herrliche Hülle verliehen, denn sowohl Nadel- als Laubholz wächst auf ihm, ihn jahraus jahrein mit grüner Decke schmückend. Beim Volke ist er hochberühmt, weil dort in uralter heidnischer Zeit geopfert wurde. Vielleicht hat er auch seinen Namen daher erhalten [Ebawere = Abhang des Aberglaubens]. — Vor vielen Jahren an einem kalten Wintermorgen ging eine Witwe zum Brunnen, um Wasser zu holen. Da schaute sie zum Ebawere-Berg hinüber und erblickte dort viele städtische Häuser mit schneebedeckten Dächern. In der stillen Morgenluft stieg der Rauch aus den Schornsteinen schnurgerade zum Himmel empor. Deutlich konnte sie der Pferde Hufgeklapper und Wiehern, die Stimmen der Menschen vernehmen. Das Weib stellte ihre Eimer hin und eilte zu ihrer Hütte zurück, um den anderen zu melden, was sie gesehen. Als sie aber mit jenen wieder heraustrat, erblickten und hörten sie nichts mehr; keine rauchenden Häuser, kein Pferdegewieher, keine Menschenstimmen. — Viele alte Leute, die bei dem Ebawere-Berge wohnen, erzählen auch, daß sie als Kinder, ihr Vieh hütend, in früher Morgenstunde Rauch aus Schornsteinen hätten aufsteigen sehen und manche hätten sogar Glockengeläute gehört. Andere wissen zu erzählen, daß die Stadt Wesenberg in alten Zeiten am Ebawere-Berge und auf seinem Gipfel gelegen habe. Die Stadt auf dem Gipfel sei aber, wahrscheinlich ihrer Sünden wegen, mit all ihren Bewohnern in die Erde versunken.

Die Häuser der Stadt aber, die unten am Berge standen, wanderten von selbst dorthin, wo die Stadt Wesenberg gegenwärtig liegt.

Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1890, Beil. S. 92 ff.

119. Der Irwekiwiwi (Rehstein) bei Maholm.

Bei Maholm in Estland liegt am Rande eines Waldes ein nicht sehr hoher Block, der oben muldenförmig vertieft ist. An diesen Stein knüpft sich folgende Sage:

Eine böse Schwiegermutter verwandelte ihre Schwiegertochter aus Rache, daß ihr Sohn nicht eine ihr besser zusagende Wahl getroffen, in ein Reh. Der Mann, trostlos über das rätselhafte Verschwinden seines Weibes, stellte alle nur möglichen Nachforschungen nach ihr an, aber vergebens. Die Amme des Säuglings, gleichfalls eingeweiht in die Geheimnisse der Zauberei, hatte ihre Kunst probiert und erfahren, daß die verzauberte Herrin sich im nahen Tannenwalde als Reh aufhalte. Die Amme beschloß nun, ihre ganze Kunst aufzubieten, um das junge Weib zu retten. Zunächst ersah sie sich einen großen muldenförmig vertieften Stein, der am Waldrande lag und umspann diesen mit Zauberei. Am nächsten Morgen eilte sie, den Säugling im Arme, zu dem Stein, setzte sich neben diesen hin und rief die Bannformel in den Wald hinein: „Tulle koijo, irwekenne, tulle lasta lakkutama!“ d. h. Komm nach Hause, Rehchen, komm und säuge dein Kind! Alsobald erschien ein Reh, kam zum Stein und von der Berührung desselben, platzte die Rehhaut. Die verwünschte Frau konnte dieselbe abstreifen und auf den Stein ausbreiten. Sie säugte dann in menschlicher Gestalt ihr Kind, mußte aber sogleich, nachdem sie das Geschäft des Säugens beendet hatte, wiederum ein Reh werden, denn sie ganz zu entzaubern reichte die Kunst der Wärterin nicht. Die Mutter sah täglich ihr Kind und säugte es. So verstrich eine Zeit. Die Amme war unterdessen nicht müßig gewesen, durch andern Hokuspokus hatte sie herausgebracht, daß nur durch Mithilfe des Mannes die Entzauberung vervollständigt werden könne. Sie befahl daher eines Tages dem Manne, er solle den Stein heizen und so glühend machen, daß alles sofort vertrocknen müsse, was auf den Stein gelegt werde, indem sie ihm zugleich die Aussicht auf ein Wiederfinden eröffnete. Das geschah. Auf den bekannten Zauberruf erschien das Reh, warf die Haut auf den Stein und begann ihr Kleines zu säugen. Wie sie aber wieder die tierische

Hülle anlegen wollte, war diese, o Wunder, so zusammengeschrumpft, daß sie nicht mehr paßte. So war der böse Zauber gelöst und der überglückliche Mann hatte sein Weib wieder. Ob die böse Schwiegermutter bestraft wurde, das weiß man nicht zu melden.

Mag. Klinge in Sitz:Ber. d. gel. estn. Ges. 1880, S. 165.

120. Allo-linn.

Auf dem Grenzgebiet des Gutes Haakhof im Luggenhusenschen Kirchspiel in Estland nicht weit vom Meeresstrande liegt ein kleiner Morast, dessen Oberfläche sich gegen den Mittelpunkt ein wenig erhebt. Diese Erhöhung trägt die Überreste einer uralten Feste, die ein längliches Viereck bildete. Nur wenige niedrige Mauerreste sind noch zu sehen.

Von der Erbauung dieser Burg weiß die Sage zu berichten. Einst entführte ein mächtiger Zauberer ein Mädchen, die Tochter eines Häuptlings. Um für die Geraubte einen sicheren Aufenthalt zu schaffen, ließ er eine feste Burg erbauen — Allo-linn.

Fr. Kr(eutzwald) im Inland 1838, Sp. 583. — Vgl. Grewingk Sitz:Ber. d. gel. estn. Ges. 1886, S. 162.

121. Die Tochter des Strandbewohners von Tolsburg.

Am Strande von Tool in Estland wohnte vorzeiten ein unermeßlich reicher Fischer, der schon von vielen Geschlechtern Geld und Gut geerbt hatte, ungerechnet das, was er selbst zusammengescharrt oder was der Hausgeist ihm zugeführt hatte. Er besaß eine einzige Tochter, die von außen wohl einem hübschen Blümchen glich, inwendig aber voll Tücke war. Der Reichtum ihres Vaters reckte die Nase des Dirnleins so sehr in die Höhe, daß es ihrer Meinung nach im ganzen Lande keinen Burschen geben konnte, den sie hätte heiraten können. Daran wäre nun auch weiter nichts gelegen gewesen, hätte sie nicht selbst die jungen Leute zu sich herangelockt und sie dann hinterdrein mit Spott und Schande heimgeschickt und vor aller Welt gelästert. In dem Maße freilich, wie mit der Zeit die Geschichte der verschmähten Freier überall bekannt wurde, hörten endlich auch die Brautfahrten auf, weil die jungen Leute dachten: mag die Übermütige hinter ihrem Geldkasten zur

alten Jungfer verwelken, an deren Fleisch dann auch nicht einmal ein Wolf mehr anbeißt.

So verstrichen ein paar Jahre ruhig, während welcher kein Freier mehr erschien. Eines Morgens aber kam ein fremder vornehmer Freier auf einem schwarzen Pferde, er selbst von Gold und Silber schimmernd, so daß man ihn durchaus für nichts Geringeres als einen Königssohn halten konnte. Einen solchen Freier durften nun freilich weder die Eltern noch die Tochter verschmähen, vielmehr wurde er mit großen Ehren- und Freudenbezeugungen empfangen. Als jedoch der Freier zu Tische gebeten wurde, nahm er weder Speise noch Trank in den Mund, sondern bat die Braut, sich schleunigst anzukleiden, und mit ihm in seine Wohnung zu kommen, welche nicht weit entfernt sei und wo Hochzeitsschmaus und Gäste schon des neuen Paares harreten. Als die Maid sich geschmückt hatte, hob der Bräutigam sie auf den Rücken seines Pferdes, schwang sich selbst in den Sattel und ritt wie der Wind davon, so daß man von ihm nichts weiter gewahr wurde als die Funken, welche des Pferdes Hufe aus den Steinen schlugen. Sie erreichten ein freies Feld, wo ein prächtiges steinernes Schloß vor ihnen stand, aus welchem ihnen der Festlärm der Hochzeitsgäste dumpf entgegentönte. Der Bräutigam sprang vom Pferde, half der Braut absteigen, nahm ihren Arm und trat mit ihr in den Festsaal. Ein häßliches Hohngelächter, welches dem Mädchen durch Mark und Bein drang, empfing die Beiden. Dann erhob sich ein lautes Krachen, als ob ein Donnerschlag die Erde zum Bersten gebracht hätte! In demselben Augenblicke war das schöne Schloß mit allen Hochzeitsgästen wie weggefegt und von allem keine Spur mehr vorhanden.

Als die umwohnenden Leute auf das Getöse herzueilten, zu sehen was es gebe, konnte man nichts weiter entdecken, als einen steinernen Pfosten von Menschenhöhe, an dessen oberer Hälfte viele Streifen hinliefen, wie Perlenschnüre um einen Hals. So steht der steinerne Pfosten bis zum heutigen Tage bei Karlshof vor dem Dorfe Raudlep zum Schreckbild für übermütige Mädchen.

Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud. S. 349. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II 167.

122. Der Tod des Estenhelden bei Illuk.

Beim Dorfe Lehtepae in der Nähe des Gutes Illuk im Jewe'schen Kirchspiel in Estland befindet sich ein Hügel, auf dem

eine uralte riesige Eiche steht. An diese Eiche knüpfen sich noch mancherlei Sagen und Überlieferungen. In grauer Vorzeit, als die Hand des fleißigen Landmanns noch nicht den der Gottheit geweihten, den ganzen Berg bedeckenden Hain zur Erweiterung seines Ackers abgehauen hatte, sollen auf einer der noch jetzt [ca. 1869] stark hervortretenden Wurzeln der Eiche den guten wie den bösen Gottheiten Opfer gebracht worden sein. Und gerade unter dieser Eiche soll die Freiheit des Estenvolkes durch List der eindringenden Saksad [Deutschen] sich in ewige Abhängigkeit verwandelt haben. Denn, so geht die Sage, ein mächtiger Beherrscher des Estenvolkes, an Kraft und Mut keinem der Sterblichen vergleichbar, Sohn einer Gottheit, von ihr beschützt und durch eine ihm verliehene Salbe im Kampfe unverwundbar, ruhte unter dieser Eiche von einem hitzigen Gefechte gegen die Saksad aus, verfiel aber gegen das Gebot der ihn schirmenden Gottheit aus allzugroßer Müdigkeit in einen tiefen Schlaf. Unterdeß überfielen die Saksad seine Mannschaft und töteten sie. Wohl hörte er das Wehgeschrei der Seinigen, konnte ihnen aber nicht zu Hilfe eilen, da ihm die Gottheit zur Strafe, daß er eingeschlummert war, seine früheren Kräfte entzogen und ihn wieder verwundbar gemacht hatte. So wurde er auch, Sohn einer Gottheit und Beherrscher des Estenvolkes, von den Saksad übermannt und tötlich verwundet, wobei er einen so gewaltigen Schmerzensschrei ausgestoßen hat, daß das ganze Land ihn gehört. Noch im letzten Todeskampfe hat er soviel Kraft gehabt, sieben Werst weit den Berg hinunter zu rollen, um sich den verhaßten Saksad nicht ergeben zu müssen. Im angrenzenden Morast haben ihn seine übrig gebliebenen Getreuen begraben. Aus einer der vielen Thränen, die der mächtige Beherrscher über die verlorene Freiheit des großen Estenvolkes geweint, soll der unweit des Berges belegene See, jetzt Konzo-See genannt, entstanden sein.

Diekhoff in Sitz.-Ber. d. gel. estn. Ges. 1869, S. 49 ff. D. weist darauf hin, daß ein gewisser Zusammenhang mit der Kalewipoeg-Sage zu bestehen scheine.

---

123. Die Teufelsschmiede auf Dagö.

Bei der Kirche zu Pühhalep liegt hart am Meer ein ansehnlicher Berg mit vielen Höhlen im Innern. Da hat vorzeiten der Teufel oft hausgehalten und in einer Höhle seine Esse gehabt, wonach sie auch im Volke des Teufels Schmiede hieß. Hier war

er den Tag über bei der Arbeit, nachts aber fuhr er in einer großen schwarzen Kutsche mit acht schwarzen Hengsten spazieren. Vor allem fuhr er gern auf das Gut Großenhof, jagte da etliche Male um den Hof, kehrte dann um und rasselte an der Kirche vorbei zu seiner Schmiede zurück.

Darob geriet die Herrschaft auf Großenhof in arge Not. Niemand getraute sich mehr abends zu Bett zu gehen. Allnächtlich kam der Böse mit schrecklichem Gepolter, von vielen Knechten begleitet, auf den Schloßhof und trieb allda sein Wesen. Die Leute wußten kein Mittel gegen ihn, gingen darum hin zum Pfarrer und baten den um Hilfe. Der Pfarrer nahm am anderen Abend Bibel und Gesangbuch unter den Arm und das Kreuz in die Hand und machte sich auf den Weg nach Großenhof. Wie er da eine Weile gewartet hatte, spürte er ein gewaltiges Gedröhne, daß die Erde unter ihm erzitterte. Gleich darauf sauste des Teufels Kutsche mit acht feuerschnaubenden Rossen auf den Hof. Beherzt trat ihm der Pfarrer mit den heiligen Büchern und dem Kreuz entgegen und hub an den Teufel zu schelten. Der knirschte wütend die Zähne und schwur, er wolle dem Pfarrer in seinem eigenen Hause zu Gast kommen, wenn er ihn von hier vertriebe. Der Pfarrer aber achtete solcher Drohung nicht und so mußte der Böse zornig entweichen.

Einige Tage darauf bemerkte der Knecht des Pfarrers am Abend, wie der Teufel mit großem Getöse an der Kirche vorbeifuhr und gerade den Weg zur Pfarre nahm. Eilig lief der Knecht zum Pfarrer in die Schlafkammer, um ihn zu wecken. Schon füllte das Höllenvolk den ganzen Pfarrhof und der Teufel selbst trat ins Zimmer, als der Pfarrer erwachte, hurtig sein Amtskleid überwarf und mit der Bibel in der Hand dem Bösen entgegenging. Dawider konnte der Böse nichts ausrichten und mußte entweichen, hieß auch sein Volk umkehren. Seitdem sah man ihn weder auf das Gut noch zur Pfarre kommen. In seiner Schmiede hämmerte er nun ohne Unterlaß und vollführte einen greulichen Lärm. Das verdroß die alten Weiber gar sehr, die am Strande Wäsche wuschen. Sie ergriffen die nassen Hemde, suchten den Bösen in seiner Schmiede auf und fielen so wacker über ihn her, daß er es seitdem nicht mehr versuchen mochte und ganz von seinem Spektakel abließ.

Rußwurm, Eibofolke § 391. 1. — Rußwurm, Sagen a. Hapsal S. 30. — Ders. Sagen a. der Wiek S. 130. (Der Pfarrer wird hier „Jahn (?)“ genannt). — Eisen, Esiwanemate warandus S. 62. — Jannsen, Märchen u. Sagen S. 30 ff. Vgl. auch das. die Anm. S. 176.

124. Pank.

An der nordwestlichen Küste von Oesel beim Dorfe Wehma findet sich ein über hundert Fuß hohes Seeufer, Pank genannt. Es ist sehr schroff. Nicht weit davon soll eine Art von Scylla sein, eine Stelle, die zuweilen unruhig wühlt und gleichsam zu kochen scheint. Bei den Einwohnern des Dorfes Pank geht die Sage, daß ehemals alljährlich ein lebendes Wesen, Mensch oder Vieh, von dem steilen Abhang herabgestürzt und in den Abgrund des Meeres gerissen sei, um vom Meeresgotte verschlungen zu werden. Diesen Unglücksfällen vorzubeugen, entschlossen sich die Leute, den Meeresgott zu besänftigen, indem sie ihm alljährlich ein freiwilliges Opfer brachten, das wahrscheinlich aus Bier und Branntwein bestand. Es fährt noch jetzt an einem gewissen Tage ein bemanntes Boot zu einer bestimmten Stelle der See, wo das Wasser in einer brausenden Bewegung ist. Daselbst gießt die Mannschaft Bier und Branntwein ins Meer und der Meeresgott ist versöhnt.

Luce, Beitr. z. ält. Gesch. der Insel Oesel (Pernau 1827) S. 112. — Luce, in Mittheil. a. d. livl. Gesch. Bd. V, S. 458. — Rußwurm, Sagen a. d. Wiek S. 38. Vgl. die Anm.

---

125. Die Blocksbergsritter.

Auch auf Oesel ist die Sage vom Blocksberge bekannt. Der hiesige Este erzählt, daß einmal sich ein Paar Mädchen versteckt hätten, um zuzusehen, wie die Blocksbergsritter sich zu ihrem nächtlichen Ritte anschickten. Man hatte sie gewarnt, ja nicht zu lachen, sonst würden sie platzen. Nachdem aber Jeder der Abreisenden schon mit einem Besenstiele, Ziegenbocke u. s. w. versehen war und schon in den Kessel gerochen hatte, wodurch man die Gespensternatur erhielt, fehlte dem Knechte noch ein Reitpferd. Der Wirt rief ihm zu: „Da in dem Winkel sitzt eine Maus, nimm die!“ Er nahm die Maus, schwang sich darauf und klatschte mit der Peitsche. Dies kam dem einen versteckten Mädchen doch so lächerlich vor, daß sie lachte und — platzte.

Einem Bauern fehlten in der obern und untern Kinnlade die vordern Zähne, und er wollte nie gestehen, wann, wie und wo er sie verloren habe. Auf seinem Totenbette gestand er endlich, daß er einmal mit auf dem Blocksberge gewesen wäre. Er hätte da auch viele Deutsche gefunden, für welche separat gekocht worden. Nun wollte er doch gerne wissen, was diese essen würden, hätte also in

den Kessel geguckt, welches ihm aber der Teufel Küchenmeister mit einem so heftigen Schlage mit seiner eisernen Kelle auf's Maul vergolten, daß er alle seine Vorderzähne eingebüßt hätte. —

Pabst, Bunte Bilder I 97. — Luce, Beitr. z. ält. Geschichte Oesels (Pernau 1827), S. 59.

126. Der silberne Becher vom Blocksberg.

Auf Worms ist in dem Walde bei Fällana ein Hügel, Blocksberg oder weißer Berg genannt, auf dem vorzeiten Hexenversammlungen gehalten worden sind. Vor langer Zeit ritt in einer Weihnachtsnacht ein junger Bauer aus Förby, Andurs, der sich etwas zu früh zum Morgengottesdienst aufgemacht hatte, an dieser Stelle vorbei und war nicht wenig verwundert, als er den Berg hell erleuchtet und eine große Gesellschaft beisammen fand, die an reichlich mit Speisen und Getränken besetzten Tischen es sich wohl sein ließ. In der Mitte saß der Fürst des Festes, der alte Bock, der dem Andurs mit einem silbernen Becher entgegentrat, ihn freundlich grüßend, und ihm einen frischen Trunk anbot. Andurs nahm den Becher, aber statt zu trinken, schüttete er den Inhalt über seine Schultern aus, gab dem Pferde die Sporen und entkam glücklich mit dem Becher, den er dem Pastor überlieferte und der noch jetzt in der Kirche als Abendmahlskelch gebraucht wird. Das Pferd aber hatte, wo es von dem giftigen Hexengebräu getroffen war, Haut und Haar verloren.

Rußwurm, Eibofolke, Nachtr., S. 401. Aus Worms, schwed. — Ders. Sagen a. der Wiek, S. 120.

127. Das Kreuz bei Hullo.

Vor langer Zeit lebte ein junger Bauer in Hullo auf der Insel Worms, der mit einem Mädchen aus Suiby verlobt war. Schon war ein Jahr seit ihrer Verlobung verstrichen und der Tag der Hochzeit näherte sich; da merkte der Bräutigam eine große Veränderung seiner Braut, die sonst stets liebreich und freundlich gegen ihn gewesen war, jetzt aber ihn mit Gleichgültigkeit und Verachtung von sich ferne hielt. Bald wurde es ihm klar, daß einer seiner Nachbarn, ein hübscher und lebenslustiger Mann auf sie unwillkürlich einen tiefen Eindruck gemacht haben müsse, da sie ihn mit

ihren Liebesäußerungen verfolgte. Wut und Eifersucht erfüllten seine Seele, und mit einem langen Messer bewaffnet, rannte er an einem Sonntagnachmittag den Weg nach Suiby hinunter, wo er sie mit seinem Nebenbuhler freundlich sich unterhalten gesehen hatte. Die Braut wollte unbefangen an ihm vorübergehen, er aber hielt sie an, warf ihr mit harten Worten ihre Treulosigkeit vor, und da sie sich zu rechtfertigen und den Umgang mit jenem gänzlich zu leugnen suchte, stieß er ihr in der Aufwallung des Zornes das Messer ins Herz. Kaum war die That vollbracht, kaum sah er die sonst so sehr geliebte bleich werden, Blutströme vergießen und niedersinken, als heftige Reue sein Herz ergriff; sein Verbrechen stand in blutigen Flammenzügen vor ihm, in hellem Wahnsinn zückte er das Messer gegen seine Brust und sank entseelt zu ihren Füßen nieder.

Man fand das unglückliche Paar, begrub es neben dem Wege von Hullo nach Suiby in Bröengsgård, und setzte zum Andenken an diese Begebenheit ein hölzernes Kreuz dahin, welches nie verfault und beim Erneuern des Zaunes stets geschont wird; ja man fürchtet sich, dasselbe zu berühren. Nicht selten sieht man an dieser Stelle, wenn man am Sonntagabend im Dunkeln vorbeigeht, unheimliche Gestalten und hört klagende Töne, doch geschieht keinem Menschen ein Leid.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 57. Aus Worms, schwed.

128. Der Kistimäggi auf Dagö.

In den Tagen der Vorzeit ereignete sich's, daß zwei Hochzeitszüge Dagöscher Esten, der eine nach der Trauung aus der Kirche zu Pühhalep, der andere aus der zu Röiks heimkehrend, sich auf dem nicht weiten Waldwege, der beide Kirchen mit einander verbindet, begegneten. Keiner der Züge will ausweichen, dem andern die Ehre des Vortritts gönnend. Die Bräutigamsdiener (peiopoisid), die beide Züge mit entblößten Schwertern führen, schreiten, schon früher aufgeregt durch die Freude und Stimmung des festlichen Tages, nach kurzen Worten zur nahen blutigen That. Aber der Ausgang des Kampfes ist für beide Teile traurig und unselig: der eine sieht die Braut, der andere den Bräutigam in ihrem Blute tot hinsinken. Das Entsetzliche erst bringt wieder Besonnenheit und Frieden unter die Streitenden. An dem Orte des Kampfes selbst werden die beiden Erschlagenen in ein Grab gebettet und jeder der

Anwesenden pflanzt das heilige Zeichen des Kreuzes auf die Stätte des Jammers. Und allgemein ward es Sitte, daß wen immer von Frauen und Männern sein Weg hier vorüberführte, aus Stäben oder Reisern ein leichtes Kreuz zusammenfügte und aufstellte und ein kleines Opfer hinthat. Dies gab dem Orte den Namen Risti-mäggi, Kreuzberg, wie er noch jetzt von den Landleuten genannt wird. Jene Sitte aber kommt gegenwärtig (1829) mehr und mehr in Abnahme, obwohl die Stätte selbst auf einer geringen Erhöhung des Erdbodens am Wege noch immer zu erkennen ist an einer Menge kleiner Kreuze, und viele sich noch erinnern, dort gefundene alte Münzen gesehen zu haben.

R(eus) in der Esthona 1829, S. 416. — Boubrig nach Seppa Abo, Verhandl. d. gel. estn. Ges. II, 3, 63. — Gf. Rehbinder, Inland 1851, Sp. 417. — Rußwurm, Eibofolke § 398, 1. — Rußwurm, Sagen a. Hapsal S. 29. — Ders. Sagen a. der Wiek S. 52. — Eine ähnliche Sage wird von einem Hügel beim zu Fölck in Livland gehörigen Beigute Samla erzählt, wo zwei steinerne Kreuze stehen. J. Jung, Sakala maa (=Kodu-maalt Nr. 7. Dorp. 1878) S. 71. —

129. Die Brautsteine bei Nuckö.

Vor vielen Jahren holte ein Bräutigam aus Paschlep auf der Insel Nuckö seine aus Worms gebürtige Braut heim und war schon fast den Sund glücklich passiert, als das Eis brach und er mit der ganzen Gesellschaft in den Fluten ertrank. Braut und Bräutigam, nach andern auch sämtliche Gäste, wurden in Steine verwandelt, die man noch jetzt sieht und „Hochzeitssteine“ oder „Brautsteine“ nennt. Früher lagen sie tiefer in der See, jetzt da das Wasser niedriger steht, sind sie in der Nähe des Ufers.

Seit diesem unglücklichen Falle heiratet niemals ein Mädchen oder ein Jüngling aus einer fremden Gemeinde, denn es ist von Gott so bestimmt, daß jedes Kirchspiel für sich bleiben soll.

Rußwurm, Eibofolke § 398, 2. — Ders. Sagen a. Hapsal S. 29. — Ders. Sagen a. der Wiek S. 59. —

130. Die versunkene Burg in Polnisch-Livland.

Nordöstlich vom Lubahnschen See in Polnisch-Livland bei Bonifazow liegt ein alter Burgberg, den die Leute jetzt das „alte Schloß“ nennen. Die Burg selbst aber ist in alter Zeit schon

versunken, gerade als ein Ritter ein entführtes Lettenmädchen sich in der Burgkirche antrauen lassen wollte. Noch jetzt, sagt man, klingen um Mitternacht Glocken- und Orgeltöne aus der Erde herauf. Aber um keinen Preis geht jemand jetzt nachts an den Ort*).

Bielenstein in Balt. Monatsschr. Bd. XXIX, S. 731.

131. Die Kirche von Saßmacken.

Der Besitzer des Gutes Saßmacken in Kurland hatte sich einst mit seinen zwei Begleitern auf der Jagd verirrt. Er suchte lange vergebens den Weg nach Hause und gelobte, auf der Stelle, von der aus er seinen Hof zuerst erblicken würde, eine Kirche zu erbauen. Endlich erreichte er einen mit Wald bewachsenen Hügel, wo sein Pferd niederkniete und nicht von der Stelle ging. Als er sich umsah, gewahrte er im Abenddunkel den ganz nahen Hof. Erfreut steckte er seinen Degen in die Erde, um die Stelle zu bezeichnen, worauf sich sein Pferd erhob und er nach Hause ritt. Bald nachher ließ er den Wald lichten und auf dieser Stelle die Kirche erbauen, um die sich später durch Ansiedlung ein Flecken bildete.

W(oldema)r im Inland 1844, Sp. 538.

132. Die Schrundensche Kirche.

Als man die Kirche von Schrunden in Kurland bauen wollte, ritten drei Pastoren aus, um die Stelle für den Bau zu wählen. Zuerst ritten sie auf den Russenberg (Kreewukalns); da verrenkte sich ein Pferd den Fuß. Dann ritten sie auf den Burgberg (Pilskalns); dort schlug ein Pferd aus. Endlich ritten sie dahin, wo heute die Kirche steht; hier warf sich ein Pferd auf die Knie. Nun sahen sie, daß dies der für den Kirchenbau bestimmte Ort war. Aber damals in alten Zeiten konnte man keine Kirche erbauen, bevor man nicht ein Kind oder ein keusches Mädchen in einen Pfeiler der Kirche hineingemauert hatte**), sonst stürzte das, was man

*) Eine versunkene Burg soll sich auch auf dem Burgberge beim Dorfe Papilskalni in Poln.-Livland befinden. Dort geht das Burgfräulein mit zwei Hunden um. Ein Hüterjunge stieg oft durch den Eingang hinab; als er aber einmal einen goldenen Hammer mitbrachte, verschwand der Eingang. Bielenstein a. a. O. S. 732.

**) Es heißt auch, man habe früher eine Kirche nur dort erbauen können, wo Menschen gestorben waren, oder wo Menschenknochen lagen; sonst habe man jemand einmauern müssen. Anm. a. a. O. S. 415.

tagsüber aufgebaut hatte, in der Nacht wieder zusammen. Auch bei der Schrundenschen Kirche ging es so. Man sandte also Boten aus, die Kinder oder Mädchen fragen sollten, ob sie nicht die Schlüssel der Kirche verwahren wollten. Den Kindern wurde wohl angesagt, sie sollten, wenn gewisse Leute kämen, ihnen antworten, daß sie die Kirchenschlüssel nicht verwahren wollten. Ein Mädchen jedoch, Namens Skrule, wußte nichts davon und antwortete: „Ich will die Schlüssel wohl verwahren". Da nahm man sie und mauerte sie in einen Pfeiler der Kirche hinein. Und siehe! jetzt stürzte nicht mehr zusammen, was man tagsüber gebaut hatte.

Lerch-Puschkaitis, V 415.

133. Die Kirche von Lesten.

Früher war die Kirche von Lesten viel schöner und zeichnete sich dadurch vor allen Kirchen in Kurland aus. Der Turm war so hoch, daß die Schiffer sich oft versahen und ihn für den Petriturm von Riga hielten. Ein berühmter Orgelbauer schmückte die Kirche durch eine schöne Orgel, die sich durch ihren Klang vor allen Orgeln der Welt hervorthat. Wenn man sie spielte, so bewegten sich an der Lage der Kirche allerlei Gestalten und Vögel. Dem berühmten Meister vergalt man aber damit, daß man ihm die Augen ausstach, weil er versprochen hatte in der Kirche von Sinxt noch eine viel schönere Orgel zu bauen. Da zerriß er jedoch in seinem Zorn eine Saite (!), von der niemand wußte und verdarb so die Orgel für ewige Zeiten. Die Schiffer aber verfluchten den hohen Turm und der Donnergott erhörte ihren Fluch und zerschmetterte den Kirchturm bis zur Hälfte.

Lerch-Puschkaitis, I 180. — Die Kirche ist 1670 erbaut; die Orgel 1708 durch Cornelius Rhanäus. Der Turm wurde 1747 durch den Blitz zerstört. —

134. Die Kirche zu Sinxt.

Die Kirche von Sinxt in Kurland steht jetzt auf einer niedriggelegenen Stelle. Anfangs aber wollten die Leute sie auf einem Hügel nahe beim jetzigen Gute Sinxt erbauen. Doch der Grundstein veranlaßte sie, den Plan zu ändern. Am Tage auf den Hügel gebracht, rollte er nachts immer wieder an die Stelle, wo

jetzt die Kirche steht. Endlich entschloß man sich die Kirche an dieser Stelle zu bauen. Den Grundstein mauerte man zuerst beim Altar ein, dann unter der Kanzel; jetzt befindet er sich im Fußboden an der Eingangsthür.

Rig. Rakstu krajums III (1885), S. 86. — Lerch-Puschkaitis, III 102. —

135. Die Kirche zu Eckau.

Zuerst wollte man die Kirche von Eckau in Kurland auf der andern Seite des Flusses erbauen, auf dem sogenannten Gottesgarten. Aber die Grundsteine, die man am Tage eingemauert hatte, waren in der Nacht an die Stelle hinübergerollt, wo jetzt die Kirche steht. So beschloß man, die Kirche hier zu erbauen. Als die Kirche nun eingeweiht war, da wollte die Orgel keinen Klang geben. Die Leute durchsuchten die Orgel und fanden in ihr einen stummen Menschen. Der Stumme wurde in die Mauer der Kirche eingemauert und sogleich begann die Orgel wieder zu tönen.

Lerch-Puschkaitis, I 184.

136. Die Ruinen bei Wangen.

Beim Gute Wangen in Kurland, zwei Meilen von Hasenpot, bemerkte man auf einem Hügel Spuren alten Gemäuers und Keller, von denen die Sage geht, daß es die Überreste einer Kirche, vielleicht auch eines Klosters, seien und daß man dieses Gebäude über die Allschwangenschen Wälder hin, von dem 6 bis 7 Meilen entfernten Meere habe sehen können. Dieser Umstand sei die Veranlassung des Scheiterns von Schiffen gewesen, daher eines Tages fremde Krieger vom Meere hergekommen seien und das Gebäude zerstört hätten.

W(oldema)r im Inland 1844, Sp. 344.

137. Die Magdalenenkirche in Sissegal.

Die Magdalenenkirche in Sissegal in Livland ist zum Andenken an die Tochter des ersten christlichen Livenhäuptlings Kaupo

erbaut worden. Aber der Bau schritt garnicht vorwärts; was tagsüber erbaut wurde, fiel in der Nacht wieder ein und schließlich versank alles in der Erde. Es gab keinen andern Ausweg, als einen lebendigen Menschen in die Mauern der Kirche einzumauern. Eines Tages ging der Erbauer, um einen solchen zu suchen. Endlich kam ihm ein Mädchen namens Magdalena entgegen; die fragte er: „Wer will die Schlüssel der Kirche verwahren?“ — „Ich will es!“ antwortete Magdalena. So wurde denn in der Nähe der Kanzel in der Mauer eine kleine Kammer gebaut, in die man einen kleinen Tisch und einen Stuhl stellte. Nachdem man dann Magdalena mit Wein betäubt hatte, setzte man sie in die Kammer, gab ihr eine Flasche Wein mit und mauerte sie lebendig ein. Die Kirche aber wurde daher nach diesem Mädchen „Magdalenenkirche“ genannt.

Lerch-Puschkaitis, VI S. 199. (Vgl. Busch, Materialien S. 511.) — Ganz ähnliches von der Kirche von Schuien, die zuerst da erbaut werden sollte, wo jetzt Hirschenheide liegt. Der Bau in Schuien gelang erst, als man die Frau des Arbeiters Skuje (Schuien=lett. Skujene) eingemauert hatte. Ebenda. S. 206.

138. Libbien.

Das Gut Libbien in Livland liegt unten am Fuß des Zischeberges. Von hier aus bis Lubahn hin finden sich keine Berge mehr, alles ist eine flache Ebene. Etwa vier Werst östlich von Libbien liegt das Pagrabeet-Gesinde. In alter Zeit, erzählt man, stand dort ein Gut und eine Kirche, die mit einem Zaun umgeben war. Diese Kirche besaß nun keine Glocke, aber im Zaun befand sich eine kupferne Pforte, die beim Öffnen so laut erklang, daß man es zwei Meilen weit in der Umgegend hören konnte. In der Kirche selbst war eine große Tonne, in der man den Kirchenschatz bewahrte. Als einst der Feind ins Land gefallen war und überall raubte und alles zerstörte, wußte man nicht, wo man die kupferne Pforte und die Geldtonne vor ihm verbergen solle. Endlich beschloß man, beide in den sogenannten Alten See zu versenken, der sich in der Nähe des Gutes zwischen Hügeln befindet, — damals war bei Libbien noch nicht der zweite See*). Lange Zeit danach, als wieder Frieden im Lande herrschte und das jetzige Gut erbaut war, denn das alte Gut und die Kirche

*) Vgl. No. 44. Anm.



waren gänzlich zerstört worden, wollten einige kräftige Männer die große Geldtonne und die kupferne Pforte aus dem See heben. Doch konnte man das nur gerade zur Mittagszeit thun. Schon hatten die Männer Stricke um die Geldtonne gebunden und angefangen zu ziehen, da ritt gerade in dem Augenblick, als man die Tonne schon von oben erblicken konnte, der Libbiensche Verwalter vorbei und sagte: „Gott helf euch, Kinder, wie geht es?“ Kaum aber hatte er das ausgesprochen, so rissen die Stricke entzwei und die Geldtonne sank wieder in den See zurück. Ebenso ist auch die kupferne Pforte, die damals noch zu sehen war, heutigen Tages viel tiefer hinabgesunken.

Rig. Rakstu krajums III 91.

139. Der gestörte Kirchenbau bei Smilten.

Bei den Slawehkas-Gesinden in der Nähe von Horstenhof im Smiltenschen Kirchspiel liegt der Krawantkalus, ein niedriger Bergrücken mitten in früherem, noch jetzt als solcher erkennbarem Moorgrunde. Hier hat man vor Zeiten, erzählt der Volksmund, eine Kirche bauen wollen; aber was man am Tage aufgebaut hatte, das hat der Teufel über Nacht wieder niedergerissen. Da hat man denn ein goldenes Kreuz hingestellt. Das Kreuz aber fing an zu gehen, bis es sich endlich an einer bestimmten Stelle hingestellt hat. Dort hat man dann die Smiltensche Kirche aufgebaut, die hat der Teufel nicht mehr niedergerissen.

G. Vierhuff in Sitz:Ber. d. Rig. Alt-Ges. 1876, S. 53.

140. Die Erbauung der Kirche zu Smilten.

Die arbeitsfähige Bevölkerung der Umgegend war auf Grundlage alter Verordnungen zur Anfuhr der erforderlichen Baumaterialien herbei gekommen. Granitsteine waren auf den Feldern und Triften der Umgegend gehoben, Tuffsteine und Kalkfliese aus Ronneburg herbeigeführt, Lehm gegraben, zu Dachsteinen geformt, Kalk gebrannt, in Gruben geschlemmt und zu Mörtel bereitet worden. Alle diese Vorarbeiten erlitten keinen Aufenthalt, aber was die Maurer während des Tages aufrichteten, fand sich bei jedem neuen Sonnenaufgange wieder zerstört. Der Glaube verbreitete sich bald, daß der Satan durch Störung des Baues die

Verbreitung des Christentums zu hindern trachte. Da reichten natürlich alltägliche Mittel nicht aus, die Haltbarkeit des Mörtels herzustellen; aber bald offenbarte sich das wirksamste Gegengift. Fände sich, so hieß es, eine reine Jungfrau, welche ihr Leben Gott preisgebend, sich in die Wand der Kirche einmauern lasse, so habe der Böse seine Macht am Gemauer verloren. Und siehe da, eine fromme Jungfrau wurde ermittelt, die sich bereit erklärte zur Beschwichtigung der Hölle ihr Leben zu opfern. Unter Gebeten der Priester und der versammelten Menge wurde in gutem Vertrauen auf die Gottgefälligkeit solchen Werkes das Opfer vollzogen.

J. v. Sivers, Smilten (Riga 1872) S. 22.

141. Die Glocken im Kirchenbergsee.

In den Kirchenbergsee (Kirrikumäe-järw) in der Nähe von Schloß Neuhausen sind die Glocken der alten Kirche, die vor Zeiten auf einem Hügel beim See gestanden, vom Teufel versenkt worden; noch heutigen Tages hört man sie bei stillem Wetter zuweilen läuten.

Boubrig in Verhandl. d. gel. estn. Ges. Bd. I, 3, 97. — Wiedemann, A. d. inneren und äußeren Leben der Esten. (Pbg. 1876) S. 459. —

142. Der Kirchenbau in Pölwe.

Als man vor Alters in Pölwe die erste Kirche gründete, so wollte der Bau durchaus nicht gedeihen; denn was man am Tage an Mauern aufführte, das stürzte in der Nacht wieder zusammen. So dauerte es längere Zeit fort und die unglücklichen Bauleute wußten keinen Rat, wie dem Übel abzuhelfen sei. Da träumte es einer Jungfrau, daß der Bau nicht eher gelingen könne, als bis man der hindernden Macht ein Opfer dargebracht hätte und zwar sollte eine Jungfrau lebendig miteingemauert werden. Die Träumende erbot sich selbst freiwillig zu dem schweren Opfer und sie wurde lebendig, in knieender Stellung, in eine Ecke des Gebäudes eingemauert. Von nun an hörte das Einstürzen der Mauern auf und der Bau konnte glücklich zu Ende geführt werden. Die Kirche aber erhielt zur Erinnerung an die knieend sich aufopfernde Jungfrau den Namen Pölwa kirrik (Pölw=Knie).

Inland 1836 S. 513. Durch Pastor S(chwart)z. — J. Hur in Schriften d. gel. estn. Ges. II 5.

143. Die schlauen Klosterbrüder zu Falkenau.

Das ehemals prachtvolle, nun aber verfallene Kloster Falkenau, vom Orden des Heiligen Dominicus, ist von Hermann, dem ersten Bischof zu Dorpat, erbaut und mit vielen Dörfern und Unterthanen begabt worden. Der Bischof errichtete es aber darum am Ufer des Embachs, damit die Mönche allzeit guten Vorrat an Fischen hätten, deren es dort eine große Menge gab; deshalb war auch der Fluß von den ersten Einwohnern der Gegend genannt worden Emmajöggi, was verdolmetscht heißt Mutter der Flüsse, weil er an Fischen Überfluß hatte.

Nachdem aber die Anzahl der Klosterleute und Brüder daselbst so sehr angewachsen war, daß sie ihre Einkünfte nicht mehr für ausreichend erachteten sich davon zu unterhalten, fertigten sie zween Brüder aus ihrem Kollegio an den Papst ab mit einem Schreiben, darin sie ihr hartes Leben, die große Anzahl der Brüder und ihre schmale Kost angaben, zugleich auch schilderten, was für Speise und Getränke und Kasteiung bei ihnen üblich wäre. Als nun der heilige Vater das Schreiben eingesehen samt ihrer gerechten Forderung, daß er nämlich bei dem Bischof zu Dorpat für sie ein gutes Wort einlegen möchte, sandte er erstlich einen Mönch ihres Ordens aus Italien her, um zuzusehen, ob sich die Sache wirklich so verhielte. Sie hatten nämlich geschrieben, sie äßen fortwährend nichts als Brot und Fische, die man in ihrer Sprache Igas heißt; das ist ein weißer, länglicher und zarter Fisch, fett und daher zu braten besser als zu kochen, und an dieser Art Fischen giebt es dort eine große Menge. Der Trank, den sie genössen, werde aus Gerstenkorn mit zugemischtem Hopfen bereitet, ein bitteres und ungeschmackes Zeug. Ihre Kasteiungen ferner fänden an jedem Sonnabend folgendermaßen statt. Ein Wärmzimmer werde da so stark geheizt, daß kaum ein Mensch darin aushalten könne; da zögen sie sich aus, schlügen sich mit Besen und übergössen sich mit kaltem Wasser, den Leib also samt den Fleischesgelüsten abtötend. Weil nun diese Dinge in Italien ungewöhnlich und kaum erträglich schienen, so war, wie gesagt, um sich dieselben anzusehen, der italienische Mönch desselben Ordens hergeschickt worden.

Als dieser mit den Leuten, welche zuvor nach Rom waren gesendet worden, in Livland bei genanntem Kloster anlangte, stellten sich die Brüder dieses Klosters, als wäre ihnen ein lieber Genoß gekommen: sie nehmen ihn mit heiterer Miene auf, traktieren ihn mit gedörrten Fischen und mit starkem, bitterem Bier, das mit

Wermuth gemischt war und das die Mönche in der Hitze des Sommers Gesundheit halber zu trinken pflegten. Ob alles dessen fängt der delikate und daran nicht gewohnte Italiener sich zu verwundern an. Als aber der Sonnabend gekommen war, lassen sie die Badstube nach ihrer Sitte auf das Äußerste heizen und führen den italienischen Bruder da hinein, gießen Wasser auf die heißen Steine und erfüllen die Badstube bald mit unmäßiger Glut. Und, ganz daran gewohnt, greifen sie nackten Leibes jeder nach einem Besen und fangen an, sich damit zu schlagen und sich mit kaltem Wasser zu übergießen. Das schien dem Italiener unerträglich, er springt zur Badstube hinaus und ruft: „Nein, beim Himmel! Allzu hart ist diese eure Lebensweise, kaum erhört bei Menschen!“

Mit diesem Berichte fertigten sie den Italiener, der des Landes und der Gebräuche eines Volks von rauherer Lebensart unkundig war, nach Rom zurück. Hier erzählte er dem Papste von den Wunderdingen — wie sie's ihm schienen, und erlangte leicht, daß derselbe für den Orden und die Klosterbrüder beim Bischof zu Dorpat Fürsprache einlegte, auf daß er ihre Einkünfte vergrößerte.

So erzählt man, — sagt der Berichterstatter, ein katholischer Priester, — und die Geschichte sei eben nicht unglaublich.

Fabricius, SS. rer. Liv. II 447. — Arndt, Livl. Chron. II 34. — Pabst, Bunte Bilder I 82. —

144. Die Kirche zu Fellin.

Vorzeiten lag die Fellinsche Kirche nicht mitten in der Stadt, sondern außerhalb derselben hart am See. Als man sie erbaute, ging im Volk die Rede, daß sie so lange stehen werde, bis einmal sieben Brüder zugleich in die Kirche kämen. Weil nun weit und breit die Leute darum wußten, so gaben alle Brüder wohl acht, daß sie nicht mitsammen im Gotteshause wären. Daher sah man auch nicht einmal drei Brüder zugleich in der Kirche.

Einst aber trafen dennoch sieben Brüder in der Kirche zusammen und keiner wußte um des anderen Kommen. Kaum waren sie alle eingetreten, als die Kirche zu sinken begann. Voller Angst drängte das Volk hinaus und alle retteten das Leben. Nur die sieben Brüder, um welcher willen die Kirche untergehen mußte, blieben darin. Die Kirche versank aber so tief, daß auch die Turmspitze verschwand.

Wer in der Neujahrsnacht um die zwölfte Stunde bei der Stätte der versunkenen Kirche steht, vernimmt eine wunderbare, bewegliche Stimme, die jeden anlockt und jeden zwingt, ihrem Klange zu lauschen. Und nicht früher kann der Lauscher von dieser himmlischen Stimme scheiden, als bis die Kirchenglocken, die noch unter der Erde fortklingen, den letzten Ton ausgeläutet haben. Die Stätte der Kirche erscheint aber dem Auge heutigen Tages nicht anders als ein quelliger Wiesengrund.

J. Jung, Sakala maa ja Wiliandi lo'si ja linna aja louft (=Kodu-maalt Nr. 7. Dorp. 1878) S. 61. — Eisen, Esiwanemate warandus S. 33. — Jannsen, Märchen u. Sagen II 92. —

145. Die Kirche zum Heiligen Kreuz.

Auf dem Gute Wastemois bei Fellin lebte einst ein blinder Freiherr. Eines Tages fuhr er mit seinem Kutscher durch einen Wald. Da erblickte der Kutscher plötzlich am Wege ein herrliches goldenes Kreuz. Er wußte nicht, was er davon halten sollte und sagte es dem Freiherrn. Kaum vernahm es der, als er sogleich den Kutscher herzlich bat, ihn zum Kreuz zu führen. Als es geschehen war, berührte der Freiherr das Kreuz und ward alsobald sehend wie andere Menschen. Zum Zeichen seiner Dankbarkeit ließ er bald nachher auf der nämlichen Stätte, wo das goldene Kreuz gestanden, eine Kirche errichten, die nach diesem Wunder die Kirche zum Heiligen Kreuz hieß.

Als später in unserem Lande Krieg ausbrach, zerstörten die Feinde die Kirche zum Heiligen Kreuz, so daß nur ihre Mauern stehen blieben. Die Kirche ward nicht wieder aufgebaut, denn die Bauern waren zu arm und die Edelherren wollten nichts hergeben. So blieb Gottes Haus verfallen. Inzwischen wuchs auf dem Gemäuer ein hoher Baum auf, den hielt das Volk heilig, brachte ihm Opfer und erhoffte von ihm Hilfe in der Not.*) Das war den Herren ein Greuel. Darum erging ein strenger Befehl, den Baum umzuhauen.**) Das Gemäuer lag aber auf der Grenze dreier Gaue. Aus diesen trieb man zur Erfüllung des Befehls

*) Das geschah noch am Anfang des Jahrhunderts. Jetzt nicht mehr, aber die Stelle steht noch in einem gewissen Ansehen beim Volk.

**) Durch den Pastor von Gr. St. Johannis und den Ordnungsrichter von Fellin. Beide sollen bald darauf gestorben sein. Inland 1837, Sp. 270. Vgl. Jannsen, a. a. O. Anm.

alles Volk zusammen. Aber niemand wagte Hand an den heiligen Baum zu legen. Als der strenge Herr, der alles Volk zusammengetrieben, solches sah, ward er sehr zornig, ergriff eine Axt und schlug den Baum nieder. Wie aber solches geschehen war, verlor der Edelherr von Stunde an das Augenlicht und mußte als ein Blinder nach Hause geführt werden.

Inland 1837. Sp. 268. — J. Jung, Eesti rahwa wanast usust, kombedest ja juttudest (=Kodu-maalt Nr. 6 Dorp. 1879) S. 41. An beiden Stellen ist es hier ein blinder Prinz, der auf der Stelle der Kirche einschläft und beim Erwachen sehend ist. — Eisen, Esiwanemate warandus S. 29. — Jannsen, Märchen u. Sagen II 89, vgl. die Anm. das. S. 189 ff. —

146. Die Jungfrau von S. Katharinen.

Die Kirche zu S. Katharinen, sieben Meilen von Pernau und ebensoweit von Karkus entfernt, ist vor Zeiten durch Mirakel berühmt gewesen. Noch Anno 1613 wurde in ihr das Blut einer Jungfrau gezeigt, über die man folgendes erzählte: Zur Zeit des moskowitischen Krieges hat ein moskowischer Herr sie verunehren wollen, mit zugefügtem Versprechen, daß sie sein Ehegemahl werden solle. Ihre Jungfräulichkeit zu retten, machte sie dem Bedränger weis, der Kranz, den sie auf dem Kopfe trug, besitze die wunderbare Eigenschaft, daß dem, welcher selbigen auf dem Kopfe trüge, kein Schwert, noch Eisen irgendwie schaden könne. „Mach mit mir selber eine Probe!“ forderte sie den Mann auf. Dieser zog sein Schwert aus der Scheide und schlug der Jungfrau mit einem Hiebe das Haupt herunter. Das ist in obengenannter Kirche geschehen. So hinterging die Jungfrau den Bösewicht und gab lieber ihr Leben preis, als sie ihrer Jungfräulichkeit einen Schandfleck beibringen ließ.

Prot. der Kirchenvisit. von 1613. Bunge's Archiv. Bd. I. — Ill. Reval. Alman. 1856, S. 24 (von Pabst). — Ein ähnliches Ereignis hat sich bekanntlich in Wirklichkeit in der Gutmannshöhle bei Treiden abgespielt. —

147. Die Glocke von Fickel.

In Fickel in Estland war eine schöne Kirche erbaut worden. Doch fehlte zum Schmuck derselben noch etwas, die Kirchenglocke. Die Gemeinde, die wohl auf eigene Kosten die Kirche erbaut hatte,

war bereit, das letzte Opfer zu bringen und eine schöne Glocke anzuschaffen. Aber all ihr Vermögen war beim Bau schon draufgegangen. Dennoch fand sie Rat. Die Jungfrauen gaben ihre silbernen Halsspangen her, die jungen Männer ihre silbernen Ringe, die alten Männer und Weiber ihre silbernen Schnallen. So kam in kurzer Zeit genug zu einer Glocke zusammen. Das trug man zum Meister, der goß daraus eine Glocke beinahe aus reinem Silber. Diese Glocke hatte einen so süßen, lieblichen, herrlichen Ton, wie keine andere nah und fern. Wer diesen Ton je hörte, der konnte nicht widerstehn, er mußte in die Kirche gehen. Und die Gemeinde war stolz auf ihre herrliche Glocke. Da kam der Krieg ins Land. Mit Zittern hörte die Gemeinde, wie die Feinde überall die Kirchen niederbrannten und plünderten; große Sorge bereitete ihr daher die Glocke, die sie dem Feinde nimmermehr ausliefern wollte. Als nun die Feinde herannahten, wurde die herrliche Glocke vom Turme herabgenommen. Aber es war nicht mehr möglich, sie weit fortzubringen, weil die Feinde bereits überall lauerten. So blieb nichts anderes übrig, als sie in der Nähe der Kirche in den Fluß zu versenken und mit Thränen im Auge überantwortete man sie dem Wasser des Flusses. Bald darnach kamen die Feinde herbei und plünderten die Kirche, so sehr sie aber die berühmte Glocke suchten, sie fanden sie doch nicht. Die Gemeinde hatte sich aus der Beraubung der Kirche nicht gar so viel gemacht, weil sie ihre teure Glocke vor dem Feinde in Sicherheit wußte. Als man aber nach dem Kriege die Glocke aus dem Flusse wiederholen wollte, fand man sie nicht mehr, so eifrig man auch darnach suchte. Oft des Sonnabend Abends konnte man wohl den lieblichen Ton aus dem Grunde des Flusses herauftönen hören, aber niemand hat sie mehr gesehen. In späteren Zeiten hat mancher nach der Glocke gesucht, doch sie war und blieb verschwunden.

Eisen, Esiwanemate warandus S. 39 ff.

---

148. Die Kirche zu Goldenbeck.

An einem schönen Sommertage gingen zwei Bauern in den Wald, um Holz zu fällen. Unterwegs sahen sie eine Menge Schlangen und beschlossen, sie zu vernichten. Je mehr sie aber erschlugen, desto mehr kamen aus der Erde wieder hervor. Zuletzt erschien eine ungeheure Schlange mit einer Krone auf dem Kopfe, vor welcher sie eiligst die Flucht ergriffen. Die Schlange verfolgte sie und die Bauern, die keine Aussicht auf Rettung hatten, setzten

sich zur Wehr, um ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Nach schwerem Kampfe gelang es einem von ihnen, der Schlange den Kopf zu zerschmettern; doch lebte sie noch und schlug mit dem Schwanze wütend um sich, weshalb sie einen schweren Baumstamm auf sie wälzten. Dann kehrten sie zu der Stelle zurück, wo die Schlangen aus der Erde gekommen waren, um die übrigen noch zu töten; doch sahen sie keine mehr. Schnell holten sie Schaufeln und gruben nach, aber auch unter der Erde fanden sie zu ihrem größten Erstaunen nicht eine Schlange, aber bei weiterem Nachgraben stießen sie auf einen eisernen viereckigen Kasten, der ganz mit Dukaten gefüllt war. Sie zeigten ihren Fund dem Pastor an und übergaben ihm den größten Teil des Geldes, wovon er die Kirche zu Goldenbeck bauen ließ, die von dem Golde ihren Namen Kullamäe erhielt. Zum Andenken wurde noch bis auf die neueste Zeit an jedem Sonntage in dieser Kirche ein Gebet gehalten, in welchem für das Wohl der Familien der Gründer gebeten wurde.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek S. 61. („Aus Hapsal, deutsch doch wohl nach Überlieferungen der Esten"). — Eisen, Esiwanemate warandus S. 32. — Jannsen, Märchen u. Sagen II 91; vgl. das. die Anm. S. 192 ff.

149. Die Kreuze an der Kirche zu S. Martens.

Zu S. Martens in der Wiek sind auswärts an der Kirchenmauer drei steinerne Kreuze sichtbar, das eine in beträchtlicher Höhe über dem Haupteingang im Westen, das zweite an der Nordseite dicht unter dem Dache, das dritte im Osten, etwa anderthalb Faden über der Erde. Die Sage weiß, was diese Kreuze bedeuten. Als nämlich die Kirche erbaut wurde, geschah es wunderbarerweise, daß jedesmal alles, was den Tag über aufgemauert worden war, bei nächtlicher Weile in die Erde sank. Wie die Bauleute nun darüber in Verzweiflung waren, hat ihnen ein alter Este folgendes Mittel, dadurch sie dem Übelstande vorbeugen könnten, an die Hand gegeben: sie sollten drei Leute namens Mart gründlich trunken machen und dann lebendig in den Bau einmauern, so würde dieser endlich zustande kommen. Und so geschah es; die drei Kerle wurden in besagtem Zustande abends eingemauert und darauf an den Stellen, wo das geschehen war, die drei steinernen Kreuze in die Kirchenmauern gesetzt, wie sie noch heutigestags zu sehen sind. Also war der Böse gebannt, und der Bau wurde fortan nicht mehr

unterbrochen. Jenem Umstande aber, daß es drei Leute namens Mart gewesen, die durch ihren Tod den Bau gefördert hatten, verdankt die Kirche ihren Namen Martens.

Beitr. z. Kunde Est-, Liv- und Kurl. I 344. Aus S. Martens 1859 mitgeteilt. — Vgl. Nr. 137.

150. Die Glocken von Rude.

Auf der Viehweide von Sternberg bei S. Martens in Estland ist eine sumpfige Vertiefung, in der man auch mit den längsten Stangen keinen Grund finden kann. Als die Tataren diese Gegend verwüsteten, beschloß man, aus der Kirche zu Klein-Rude, die jetzt schon lange zerstört ist, die Kirchengeräte und die Glocken zu retten, und um recht sicher zu sein, versenkte man sie in dieses Sumpfloch. Oft hat man später versucht, sie wieder ans Tageslicht zu fördern, aber vergebens; doch hört man in stillen Sommernächten aus der Tiefe ein dumpfes Geläute heraufschallen und glaubt, daß die Unterirdischen an die Glocken schlagen in der Hoffnung, dadurch aus ihrem Zustand befreit zu werden.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 66.

151. Die Kirche zu Röthel.

Die Kirche zu Röthel gilt für die älteste Kirche in Estland und soll schon von den Dänen erbaut sein. Mit der Schloßkirche in Hapsal hat sie fast gleiche Dimensionen. Man erzählt auch, daß eine Riesenjungfrau das Gebäude als Wohnung für sich erbaut und deshalb die Thür so hoch gemacht habe, daß sie, wenn auch nur gebückt, hindurch zu gehen im Stande war. „Wenn einst ein größerer als ich," soll sie erklärt haben, „in dieses Haus eintreten will, so mag er sich noch mehr bücken." Nach ihrem Tode wurde daraus eine christliche Kirche gemacht, doch zum Andenken ein kleines Abbild von ihr in der Nische über der Eingangsthür angebracht.

Vom Boden der Kirche führt innerhalb der Kirchenmauer ein Gang abwärts, der nach unten zu vermauert ist. Vor vielen Jahren wagten es mehrere Leute, mit Laternen und Stricken versehen, in denselben einzudringen; sie gelangten in eine bedeutende Tiefe, aber plötzlich erloschen die Lichter und mit Mühe halfen sich die kühnen Männer mit Hülfe der Stricke wieder heraus. Um

ähnliche unbesonnene Wagestücke zu verhindern, wurde die untere Seite des Ganges vermauert. Man behauptet, daß der Gang sonst unter der Erde bis nach Hapsal geführt habe; als aber einmal eine Räuberbande oder eine Anzahl von Läuflingen sich in demselben verbarg, vermauerte man beide Eingänge mit großen Steinen, so daß die Verbrecher elendiglich darin umkommen mußten.

In katholischer Zeit standen auf dem Altar zwölf Apostel von gediegenem Silber, welche zur Kriegszeit in eine Kiste gepackt und unter dem Altare in einem Gewölbe verborgen wurden.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 62. — Ders., Schloß Hapsal, S. 92. Vgl. das. die Anm.: „Das Bild über der Kirchenthür scheint Maria Magdalena vorzustellen, welcher die Kirche geweiht ist. Bei einer Reparatur öffnete man das untere Ende des Ganges und fand, daß er nur von der Sakristei auf den Boden führe."

152. Die versunkene Kapelle bei Weißenfeld.

Aus dem am röthelschen Wege liegenden See von Weißenfeld fließt ein Bächlein, das die Grenze des hapsalschen Gebietes gegen Neuenhof bildet und bei Randsal in die See fällt. Ein Teil des Sees ist von einem dichten Geflecht verschiedener Wasserpflanzen, besonders von Bitterklee überwachsen, so daß man auf die Wurzeln tretend die schwankende Decke überschreiten kann; unter derselben befindet sich drei Faden tiefes, klares Wasser. Fast in der Mitte des Sees liegt ein ungeheurer Stein, dessen Spitze etwa zwei Fuß aus dem Wasser hervorragt, und in dessen Oberfläche fünf Löcher wie von den Fingern einer Hand eingedrückt erscheinen.

Vor langen Jahren, erzählt man, stand auf dieser Stelle eine Kapelle der Mutter Gottes, zu der die Bewohner der Umgegend wallfahrteten, um daselbst zu beten. Auf dem Altar stand nämlich ein heiliges Bild, das ein frommer Einsiedler aus fernem Lande hierher gebracht hatte, und vor dem er täglich seine Messe las und seine Fürbitten sprach. Kranke, Blinde, Lahme, die zu diesem Heiligtum wallten, wurden geheilt, und wer zu der heiligen Jungfrau flehte, war vor den Wölfen gesichert. Der Riese Kalew (nach anderen Kalewipoeg oder der Teufel) ärgerte sich über das Geläute der Glocke, die der fromme Priester täglich dreimal anzog und womit er am Sonntage die Gläubigen zum Gottesdienste rief. Er ergriff den ungeheuren Stein, der drei Werst von da am Wege

lag, und schleuderte ihn, seine Finger fest eindrückend, auf das Gotteshaus, zertrümmerte es und erschlug den Priester am Altare. Die Trümmer versanken in dem weichen Erdreiche, aber jährlich in den Nächten vor den großen Festen hört man aus der Tiefe Gesang und Glockengeläut ertönen, welcher Schall dem einsamen Wanderer Kunde bringt von dem untergegangenen Heiligtum.

Rußwurm, Schloß Hapsal, S. 95. — Inland 1862, Sp. 475. Hier wird ausdrücklich der Priester mit erschlagen, aber dreimal im Jahre, in den Nächten zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten erwacht er, singt und läutet die Glocken.

153. Das eingemauerte Weib in Hapsal.

An der Wand der runden Kapelle, die an die Hapsalsche Kirche angebaut ist, sieht man, wenn man bei Vollmondschein durch das obere Fenster hineinblickt, die Gestalt eines sich bückenden Weibes, während bei Tag nur undeutliche Linien sich zeigen.

Zur Zeit als das Schloß noch den Bischöfen von Oesel gehörte, hatte einer der Domherren, die nach streng klösterlichen Regeln leben sollten, unter der Verkleidung eines Chorknaben ein Weib in sein Gefolge aufgenommen. Lange blieb ihr Geschlecht unentdeckt. Als aber einmal der Bischof nach Hapsal kam, wurde bei ihm Verdacht erweckt und er stellte eine Untersuchung an. Während die Domherren in der Kirche waren, durchsuchte man die Gemächer des Verdächtigen und fand in denselben den vermeintlichen Chorknaben in weiblicher Kleidung. Der Bischof berief sogleich das Domkapitel und dieses fällte das Urteil, daß das Weib in eine Wand der halbvollendeten Kapelle eingemauert werde, der Domherr aber im Gefängnisse des Schlosses den Hungertod erleiden solle. Diesem Befehle gemäß wurde in der Wand eine Höhlung gelassen, die Unglückliche hineingeführt, mit einem Stückchen Brot und einem Kruge Wasser versehen und dann rasch die Mauer um sie her vollendet. Nur kurze Zeit hörte man ihr Klagegeschrei, aber lange Zeit noch zeigte sich in mondhellen Nächten eine weibliche Gestalt an dieser Stelle.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 32. Aus Hapsal, deutsch. — Rußwurm, Schloß Hapsal, S. 77. Vgl. die Anm. das.

154. Die Kirche von Nissi.

Die Kirchspiele Haggers und Kegel in Estland hatten weit früher Kirchen als Nissi. Ein mächtiger, sehr strenger und hart-

herziger Gutsbesitzer in dieser Gegend, der viel Unrecht verübt hatte und früher Heide gewesen war, soll endlich im Alter tiefe Reue empfunden und den Papst um Erlaubnis gebeten haben, zu einiger Abbüßung seiner Sünden eine Kirche erbauen zu dürfen, und das soll denn die zu Nissi gewesen sein.

Boubrig in Verh. d. gel. estn. Ges. II 3, 71 nach Seppa Ado's Erzählung. — Die Kirche wurde 1501 als Hauskapelle von dem 1535 enthaupteten Johann Uexküll errichtet, der zu Fuß nach Rom gepilgert war, sich die Erlaubnis des Papstes zu holen. —

155. Die Glocken im Sumpf bei Padis.

Bei Padis ist es öfter sehr kriegerisch hergegangen. Zwischen dem jetzigen Edelhof Padis und dem Dorf Arrokülla ist auf einer Seite ein tiefer Morast, auf der andern ein ebenfalls tiefer Bach, der, wenn ich mich recht erinnere, Kuiejöggi oder Kaldamajöggi heißt. Durch beide wird ein ziemlich schmaler Engpaß begrenzt wo es im Kriege oft schrecklich hergegangen ist und die Niedergehauenen gewöhnlich gleich ins Wasser geworfen wurden, um Platz zu gewinnen, ohne daß man sich Zeit nahm nachzusehen, ob noch Leben in ihnen war. Damals sollen die Schweden mit den Eingebornen sehr befreundet gewesen sein und ihnen Hilfe geleistet haben. In jenen Morast hat man zu dieser schlimmen Kriegszeit, wie auch an andern Orten, die Glocken einer benachbarten Kirche versenkt, man weiß nicht welcher. Diese Glocken sollen noch immer daselbst in der Tiefe liegen und groß und schön gewesen sein. Jetzt ist es wohl unmöglich, sie dort aufzusuchen und herauszuholen; doch sollen manche Vögel sich dort immer an einer gewissen Stelle in Haufen versammeln und viel schreien.

Boubrig nach Seppa Ado's Erzähl. in Verhandl. der gel. estn. Ges. II, 3, 69.

156. Die Kirche zu Kreuz.

Anfänglich gedachte man die Kirche zu Kreuz in Estland nicht auf ihrer heutigen Stätte zu errichten, sondern weit davon bei einem Kreuze. Schon war der Bau zum Teil fertig, als der Böse davon Kunde erhielt. Sogleich eilte er zu den Bauleuten. Da er aber bei Tage nichts ausrichten konnte, kam er nachts wieder und zerstörte alles, was am Tage gebaut war. Dennoch ließ das

Volk von der Arbeit nicht ab. Das kränkte den Bösen noch mehr, er riß das Werk bis auf den Grund nieder und brach selbst die Untermauer aus der Erde.

Da war guter Rat teuer. Wohl begriffen die Bauleute, daß sie auf dieser Stätte nicht weiter bauen könnten, wo aber sonst, das wußte niemand. In dieser Bedrängnis gab ihnen ein Weiser gute Auskunft. Zur selben Nacht, als der Böse die Kirche bis auf den Grund verwüstete, hatte eine Kuh zwei schneeweiße Kälber. Diese sollten sie aufziehen, vor einen Wagen spannen, wenn sie groß wären, auf den Wagen ein Kreuz legen und sie ihres Weges frei gehen lassen. Wo sie aber stehen blieben, das wäre die Stätte der neuen Kirche, da sollten sie, sagte der Weise, das Kreuz aufrichten und brauchten ferner nicht zu besorgen, daß jemand käme und ihr Werk verdürbe.

Die Bauleute thaten nach der Lehre des Weisen. Wo die jungen Stiere stehen blieben, richteten sie das Kreuz auf und begannen ihr Werk von neuem. Der Böse scheute das Kreuz und wagte ferner nicht am Bau zu rühren. Glücklich ward die Kirche vollendet und zu Ehren des schützenden Kreuzes die Kirche zu Kreuz geheißen.

Boubrig nach Seppa Ado's Erzähl. Verhandl. d. gel. estn. Ges. II, 3, 62. B. nennt jedoch Gott statt des Teufels als Störenden. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 31. — Rußwurm, Eibofolke § 397, 7. — Jannsen, Märchen und Sagen II, 90. —

157. Die Gründung des Michaelisklosters in Reval.

Als König Erich Siegod im ersten Jahre seiner Regierung einstmals in seiner Ruhe lag, zeigte sich ihm in einem Gesichte unser Herr und Heiland Jesus Christus, wie er für das Heil der Menschen am Stamm des Kreuzes gelitten und sein Blut für aller Welt Sünde vergossen hat. Der König entsetzte sich hierüber nicht wenig und es däuchte ihm, daß er fragte: Ach, warum hast du, allerliebster Herr Jesu Christe, dich nunmehr zum andernmal kreuzigen und martern lassen, oder wer ist der, der dich aufs neue ans Kreuz geheftet und so jämmerlich verwundet hat? Darauf hat ihm der Herr geantwortet, daß solches seine vielfältigen Sünden gethan, für die er auch nicht eher Vergebung erlangen werde, als bis er in seinem Reiche ein Gotteshaus und Jungfrauenkloster zur Ehre

S. Michael's, des heiligen Erzengels, nach den Ordensregeln S. Benedicts stiften und erbauen werde. Weil aber König Erich nicht wußte, an welchem Ort das Kloster fundiert werden sollte, bat er Gott, daß ihm dieses gleichfalls möchte offenbaret werden, worauf er im Gesichte bedeutet wurde, daß er in seinem Reiche nachforschen sollte, an welchem Orte mitten im Sommer soviel Schnee gefunden würde, als in Länge und Breite, ein Bogenschuß reiche und tief bis an die Knöchel, das wäre der rechte Ort, wo das Kloster erbaut werden solle. Als der König erwachte und sich dies Gesicht ernstlich zu Gemüte führte, ließ er durch sein ganzes Königreich fleißig nach dem Schnee forschen und fertigte auch Boten nach Estland ab, das der Krone Dänemark unterworfen war. Hier fand man den Schnee an dem Ort, wo jetzt das Kloster steht. Deshalb schickte der fromme König Baumeister und andere Werkleute übers Meer, die auf diesem Platz ein Kloster und eine Kirche zu bauen anfingen. Hierhin setzte hernach der König adlige Jungfrauen, machte auch, wie etliche berichten, seine leibliche Schwester daselbst zur Äbtissin, und ließ das Kloster in den Orden der Cistereienser, der sich auf die Regeln S. Benedicts gründet, bestätigen. Er verehrte ihm auch viertausend Goldgulden, um eigene Landgüter zu kaufen; denn der König wollte den ungläubigen Esten mit Entziehung des Ihrigen keine Ursache zu Aufruhr und Widerspenstigkeit geben, weshalb auch die Heiden desto zufriedener waren und das Kloster ungehindert erbauen, und hernach die darin wohnenden Jungfrauen in Ruhe unbeschwert und friedsam dort verbleiben ließen.

Nach Brandis, Livl. Chron. Mon. Liv. III, 41, (nach der gefälschten Fundationsurkunde, vgl. Arndt im Archiv II, 82 ff.) — Hiärn, Livl. Chron. ebenda. I, 62. — Menius, Syntagma. SS. rer. Liv. II 538. — Kruse in Verhandl. d. gel. estn. Ges. I, 2, 63 ff. — Kohl, Ostseeprovinzen I, 273 ff. — Ill. Reval. Alman. 1856, S. 25 ff. Verse von Fr. v. Hoeppener.

158. Der Olaiturm in Reval.

Bald nach Revals Begründung stellte sich das Bedürfnis heraus, für fremde Seefahrer ein Zeichen zu errichten, welches sie gefahrlos nach dem Revalschen Hafen geleite. Nach desfallsiger Beratung ward von den Einwohnern der Stadt der Bau einer neuen Kirche mit einem sehr hohen Turme beschlossen, so daß letzterer nicht nur sämtliche Kirchtürme des In- und Auslandes weit überragen, sondern auch zugleich ein Wunderwerk der Baukunst darstellen sollte.

Man rief einen geschickten Baumeister aus fernem Lande herbei; dieser kam, prüfte das Material, schritt ans Werk und vollendete in wenigen Jahren glücklich soweit den Bau, daß das Schiff und die Nebentürme standen; doch wie er eben damit beschäftigt war, seine Anordnungen zum Bau des Hauptturmes zu treffen, stürzte er vom Gerüste und brach sich das Genick. Die Stadt ließ einen neuen Meister kommen, den das Schicksal seines unglücklichen Vorgängers bald ereilte, und in zwei darauf folgenden Jahren, während man mit der Arbeit nicht viel über die Turmmauer vorwärts kam, waren noch fünf andere Meister auf dieselbe Weise umgekommen. Die Nachricht dieser sieben Unglücksfälle verbreitete sich bald überall. Niemand hatte mehr Mut und Lust, die Hand an ein halsbrechendes Werk zu legen, von dem eine Sage ging, welcher zufolge der böse Feind, der beim Untergange der Schiffe seine gute Rechnung fand, die Aufstellung eines höheren Wegweisers für fremde Seefahrer nicht zulassen werde.

So stand der Bau sieben Jahre still; es wurden allmählich immer größere Summen für den Meister ausgeboten, der den Turmbau vollende; aber wie lockend auch das Geld war, Niemand wollte sein Leben einbüßen. Da kam endlich der große Olaf (Olew, Olaus) und übernahm es für tausend Dukaten den Bau des verhängnisvollen Kirchturms zu vollenden. Jetzt schritt die Arbeit mit unglaublicher Schnelligkeit vorwärts; Olaf legte nicht nur überall selbst die Hand mit an, sondern übernahm auch in der Regel solche Arbeiten, die mit größter Gefahr verknüpft waren; ja die letzten zehn Faden an der Turmspitze soll er fast ganz allein gebaut haben. Während er diese Riesenarbeit verrichtete, sah man ihn mit einem kleinen, in einen roten Mantel gehüllten Männlein vielfach verkehren, und ob zwar niemand das fremde Männlein kannte, noch einer ähnlichen Erscheinung aus früherer Zeit sich erinnerte, so wollte doch jedermann in diesem Fremdling etwas Unheimliches wittern, und manche sagten dem Olaus geradezu nach, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Da der Baumeister indessen seine übernommene Aufgabe löste, verzieh man ihm — wie manchem andern berühmten Manne — gerne seine Fehler im Privatleben. Olaf hatte bei Übernahme des Turmbaues die Bedingung gestellt: die Stadt Reval sollte ihm am Morgen des Tages, wo er den Hahn auf die Turmspitze setzte, die bedungene Summe auszahlen, damit — falls ihm etwas Menschliches widerführe — seine Familie versorgt zurückbliebe. Als man dieser Forderung genügt, schritt der kühne Meister unverzagt an die letzte Arbeit, die er mit erstaunenswerter Kühnheit im Angesicht von unzähligen Zuschauern glücklich

vollbrachte. Kaum hatte er jedoch den letzten Nagel[1]) eingeschlagen, als er — wie von plötzlichem Schwindel ergriffen — das Gleichgewicht verlor und hinabstürzte. Der kleine Rotmantel erhob ein teuflisches Hohngelächter und war in demselben Augenblick in der Menschenmenge verschwunden. Alle hatten ihn gesehen und sein Lachen gehört, aber niemand konnte es nachweisen, wie er plötzlich verschwinden konnte. Olaf's Leichnam fand man zerschmettert, nur die Halswirbel und zwei Rippen waren ganz geblieben, den Kopf konnte man garnicht finden. Man legte der Kirche den Namen ihres Baumeisters bei und hing seine wenigen Knochenüberreste zu seinem Andenken in der Kirche auf, wo sie bis auf den letzten Brand noch aufbewahrt wurden. Olaf's Witwe aber soll das empfangene Geld noch an demselben Tage zurückgegeben und dabei erklärt haben: ihres Mannes Seelengeld könne ihr und ihren Kindern nimmer Heil und Segen bringen.

Als Olaf stürzte und unten auf dem Boden aufschlug, sprangen ihm eine Kröte und eine Schlange aus dem Munde. Auf diesem Platz ward Olaf auch begraben und sie setzten ihm einen Stein, darin sein eigen Bildnis mit Kröte und Schlange gehauen war**). Die Kirche aber nannte das Volk seitdem Olai-Kirche, zum Gedächtnis ihres weisen Erbauers.

Je mehr aber alles Volk sich des herrlichen Gotteshauses freute, um so mehr verdroß es den Teufel. Lange zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er es anfinge die Kirche zu zerstören. Wenn er ihr nur hätte nahe kommen können, so wäre es ihm ein leichtes gewesen; aber das durfte er nicht. Da fiel ihm endlich ein Mittel ein, wie er es von fern thäte. Er suchte sich in Pernau eine derbe Schleuder und nahm einen Ansatz. Wie er nun gerade die Schleuder umwirbelte, zerriß sie unter der Last des ungeheuren Steines, aber der Stein flog dennoch über die Hälfte seiner Bahn fort, bis er auf dem Felde beim Gute Ruil, an der Straße, die von Pernau nach Reval führt, liegen blieb. Und da ruht des Teufels Schleuderstein noch eben.

Inland 1847, Sp. 1061 ff. von F. K(reutzwald). — Inland 1853, Sp. 344 ff. Verse von Bertram: „Der Turm des Olaus.

---

*) In alten Holzschnitten in Gesangbüchern ꝛc. von Reval soll auch der Nagel des Olaf abgebildet sein.

**) Vgl. Rickers, Etwas üb. d. S. Olaikirche. (Rev. 1820,) S. 34.

Ein estn. Runenkreis." Nach 8 Runen, offenbar Bruchstücken eines größeren, verloren gegangenen Gedichtes und mündl. Erzählung. Hier stürzt Olaf, weil seine Frau seinen Namen nennt, was ihr verboten war. Anklänge an diese Runen auch in den Texten bei Eisen, Esiwanemate warandus, S. 25 u. Jannsen, Estn. Märchen II, 86. Bei letzteren allein der Schluß. — Verse von A. v. Wittorff im Inland 1860, Sp. 411 ff. —

---

159. Das Kloster Brigitten.

Die Stadt Reval war von wilden Heidenscharen der Litauer hart bedrängt, als einem vornehmen und reichen Bürger ein Traumbild erschien, das Rettung verkündigte, wenn die frommen Jungfrauen des Systernklosters in feierlicher Prozession ans Meeresgestade zögen, bis sie eine Strecke Weges von der Stadt eine schneeweiße Kuh mit drei weißen Rehzickeln an den Eutern fänden, an welcher Stelle ein Kloster gebaut werden solle. Anderen Tages zog die fromme Schar hinaus und fand wie verheißen das wunderbare Zeichen; doch als der Zug sich zur Rückkehr anschickte, da überfielen die Feinde die lockende Beute und schleppten sie zu sich ins Lager. Bei dieser Gelegenheit sah des Heidenfürsten Sohn Udo unter den Novizen die schöne Mechthild, die Tochter des unglücklichen Träumers, der all das Unheil angerichtet. Obgleich sie, ihrem Glauben treu, der Werbung des schönen Fürstensohnes widerstand, so erhielt der Zug doch auf seine Fürbitte freien Abzug und bald entsetzte ein befreundetes Dänenheer die geängstigte Stadt.

Niemand dachte mehr an die geschlagenen Feinde, als vielleicht Mechthild, da schlich sich Udo, von wenigen Treuen begleitet, in die Stadt und wagte den Versuch, die stolze Christenjungfrau aus dem Kloster zu rauben, doch die Tollkühnen wurden entdeckt, teils getötet, teils ins tiefste Verließ geworfen. Letzteres Schicksal traf auch Udo. Fast ein Jahr hatte er geschmachtet, da drang in seinen Kerker die Kunde, Mechthild von Jungingen sei auf den Wunsch ihres Vaters als eine der ersten Dienerinnen in das von ihm mitbegründete Brigittenkloster getreten. In einer Nacht, die er wie viele zuvor verzweiflungsvoll durchwacht, gewahrte er einen Maulwurf, der sich durch eine Fuge in der Steindiele seines Kerkers arbeitete. Das war ihm ein wunderbarer Fingerzeig, im Vertrauen auf die Götter das Unmögliche zu wagen. Mit seinen Gefährten machte er sich nun an das Riesenwerk, unter Land und Meer hindurch einen Gang bis zu dem fast eine Meile entfernten

Kloster zu graben. Und siehe, Glaube, Liebe und Hoffnung, diese mächtigsten aller Genien, sie führten das Unglaubliche zu Ende. Eines Sommerabends stand Udo an der noch vorhandenen Nebenpforte des Klosters, wo Mechthild eben Almosen an die Armen austeilte. Als alle beschenkt fortzogen, fiel ihr Blick auf den Fremdling. Die freudige Überraschung, mit der sie ihn wiedererkannte, verhieß dem kühnen Jüngling den schönsten Lohn für die unerhörte Liebesprobe und er beschwor die Nonne, mit ihm zu fliehen. Doch auch jetzt blieb sie standhaft und Udo floh in wilder Verzweiflung in sein Vaterland zurück, um in endlosen Kriegen seinen Ingrimm auszutoben und endlich, von seinen Gefährten zur blutigen Rache an dem herzlosen Christenvolke aufgestachelt, mit einem Kriegsheer mordend und sengend nach Reval wiederzukehren. Noch entfernt von der Stadt aber ereilte ihn das Geschick. In einem harten Treffen besiegt, blieb er schwer verwundet für tot auf dem Schlachtfelde liegen, bis vorüberziehende rigische Kaufleute ihn aufnahmen und nach Reval zur Pflege ins Schwarzenmönchen-Kloster brachten. Das Auge der Liebe entdeckte ihn hier und allnächtlich erschien nun die Nonne, um an seinem Krankenlager zu wachen. Niemand wagte sie darin zu stören, denn man hielt sie für einen Engel oder sonst einen guten Geist, der zur Rettung des Fremdlings gesandt. Als Udo zum Leben zurückkehrte, war durch Mechthilds Bemühungen auch ein neues Leben in seiner Seele erwacht. Ihm war das Geheimnis der ewigen Liebe aufgegangen und wie zu einer Heiligen schaute er nun zu ihr empor, deren Liebe unendlich größer gewesen war als die seinige, denn sie hatte entsagt und geduldet. In Jahresfrist ließ Udo sich taufen, trat unter dem Namen Deodatus ins Kloster und wurde in wenigen Jahren dessen Prior, denn sehr bald stand er im Rufe der Heiligkeit, wußte man ihn doch in beständigem Verkehr mit den höheren Mächten.

Jahre waren vergangen, als Deodatus einst vergeblich den gewohnten mitternächtlichen Besuch erwartete. Am anderen Morgen hörte er von drüben über das Meer her das Sterbeglöcklein von S. Brigitten ertönen. Die Äbtissin Mechthild war dahingegangen. In kurzer Zeit brach ihm das vereinsamte Herz und seinem Wunsche gemäß fand er bei der Gruft der Freundin in der Pfarrkirche zu S. Nikolai seine Ruhestätte.

Die erhaltenen Sagentrümmer scheinen nur in mehr oder weniger freien Bearbeitungen vorhanden: Kotzebue, Die jüngsten Kinder meiner Laune (Frankf. u. Lpz. 1797). — A. v. Sternberg,

„Der unterird. Gang," Esthona 1828/29, S. 33, 329, 347, 352, 361. — Als dramatisches Fragment von F. Schleicher, ebenda S. 136, 148, 154. — Nach Sternberg in Stavenhagen, Alb. balt. Ansichten. III. Brigitten, S. 7 ff. — Balt. Schülerkalender 1888, S. 171 ff.

160. Die Kapelle bei Palms.

Weil die Kathrinenkirche sehr weit war und zur Zeit der schlechten Wege der Kirchenbesuch den Leuten sehr schwer fiel, ließ ein Herr von Pahlen seinen Gebietsinsassen auf seine Kosten eine Kapelle aufbauen. Als das neue Gotteshäuschen fertig war, machte es dem Herrn großen Kummer, daß die Kapelle keine Glocke hatte und Glockengießer gab es damals bei uns zu Lande nicht. Der Herr betete oftmals zu Gott, er wolle nach seiner eigenen Fügung helfen, das halb gebliebene Werk durchzuführen. Da erhob sich eines Tages ein heftiger Sturm auf dem Meere und brachte ein mit reicher Fracht beladenes Schiff in große Gefahr. Der Schiffer gelobte in der höchsten Not, er wolle, wenn Gott ihnen helfe, lebendig das Ufer zu erreichen, der nächsten Kirche zwei Glocken schenken. Nach einigen Stunden legte sich der Sturm und das beschädigte Schiff erreichte glücklich den Strand von Palms, wo es ausgebessert wurde; die Kapelle aber erhielt auf diese Weise zwei schöne Glocken.

Inland 1846, Sp. 148. — Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud, S. 355. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II 174.

161. Die Kirche zu Jewe.

Die Kirche zu Jewe liegt am Wege nach Narva in der Mitte eines Platzes, der von einem Wallgraben umgeben ist, so daß sie gleichsam ein kriegerisches Ansehen hat und man glauben sollte, dort sei früher ein Schloß oder eine Kriegsverschanzung gewesen. Eine alte Sage von der Entstehung dieser Kirche weiß das zu erklären.

Es lebten einst in jener Gegend zwei Brüder von angesehenem Geschlechte, die sehr begütert waren. Während der eine fern in den Krieg zog, sollte der andere, genommener Rücksprache gemäß, daheim beiden eine würdige Wohnung erbauen, ein ansehnliches festes Schloß. Solches that er denn nun auch nach seinem besten Wissen an der Stelle wo gegenwärtig die Kirche steht. Als aber der wilde Krieger endlich zurückkam und den schon ziemlich vorgeschrittenen Bau ansah, fand er diesen nicht im Geringsten seinen stolzen Erwartungen gemäß.

Da überlief ihn ein heftiger Jähzorn, der durch einen kurz vorher stattgefundenen Streit noch schneller aufflammte. Er schalt mit rohen Worten den gleichfalls sehr aufgeregten Bruder, und als dieser sich bei zunehmender Heftigkeit mit wenig Schonung verteidigte, schlug der andere ihn endlich zu Boden, so daß er das Leben verlor und sein Blut, von Bruderhand vergossen, die erste, böse Weihe des neuen Baues ward.

Bald ergriff nun tiefe Reue den Mörder; aber seine Thränen und Klagen weckten den Toten nicht auf. Er ließ nun Alles zusammenreißen, was vom Baue schon stand, und an dessen Stelle jetzt die Kirche hinbauen. Da aber der Wallgraben des beabsichtigten Schlosses stehen blieb, so erhielt dadurch das neue Gotteshaus die Umgebung, die manchem Fremden auffallend gewesen ist.

Boubrig nach der Erzähl. des Seppa Ado in Verhandl. d. gel. estn. Ges. II, 3, 71. — Pabst, Bunte Bilder II, 22. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 34.

162. Die Kirchen auf Oesel.

Eine alte Volkssage, die noch jetzt unter den oeselschen Esten zirkuliert, erzählt die Erbauung der ersten Kirchen auf Oesel folgender Gestalt. Als Gott beschlossen hatte, die christliche Religion auf Oesel einzuführen, stieg er selbst vom Himmel herab und legte auf der Stelle, wo sein Fuß die Erde berührte, den Grundstein zu einem Tempel seiner Ehre, Macht und Herrlichkeit. Dies geschah zu Karris und der Tempel war die Karrissche Kirche. Der Herr baute fleißig fort und stand bald auf dem Gewölbe des ihm geweihten Hauses. Der Sohn Gottes, dem Vater nachahmend, begann ebenfalls den Bau einer Kirche und zwar der Karmelschen. Da er sich aber zu diesem Bau des Vaters Einwilligung nicht eingeholt hatte, so zürnte dieser darob und beschloß, den unerlaubten Bau des Sohnes zu zerstören. In dieser Absicht hob er, stehend auf dem Gewölbe seiner Kirche zu Karris, einen mächtigen göttlichen Hammer, um mit einem Schlage die Kirche des Sohnes zu Karmel, deren Mauern sich bereits erhoben, niederzuschmettern. Der Sohn, die Absicht des Vaters erratend, stellte geschwind, seine Kirchenmauern zu schützen und zu stützen, die äußeren Gewölbträger an die Mauern. Der heilige Geist war auch nicht unthätig, denn er baute die Kirche zu Pyhha, weil sie Pyhha-Kirrik heißt.

Luce, Beitr. z. ält. Gesch. Oesels, S. 162; nach dem estn. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 40. — Pyhha = estn. heilig.

163. Die Erbauung der Kirche zu Peude.

Als man mit dem Bau der Kirche zu Peude auf Oesel begann, wollte es mit der Arbeit durchaus nicht vorwärts gehen; es ging eher rückwärts. Eines Nachts schlief der Baumeister allein in seinem Zimmer. Da trat jemand, ohne daß er es hörte, zu ihm hinein. Als er fragte: Wer da? brummte eine halbverständliche Stimme: „Ich." Der Baumeister stand auf und erblickte ein halbgeschundenes Pferd vor sich mit einem menschlichen Antlitz. Da erschrak er so, daß er anfangs kaum sprechen konnte. Endlich aber fragte er: „Wie bist du hereingekommen, die Thür ist doch verschlossen?" Das Gespenst antwortete, es sei hier in der Erde schon gewesen, längst bevor das Haus erbaut worden, und es sei selbst derjenige, der den Bau der Kirche hindere. Sein Vater habe ihn hier in die Erde gebannt und dabei bestimmt, daß er erst dann aus seiner Gefangenschaft befreit werden solle, wenn sieben Brüder geopfert würden. Und jetzt verlange er eben, daß sieben Brüder geopfert und unter die Kirchenmauer begraben würden. Dann werde er befreit sein und die Kirche vollendet werden können. Sonst werde sie nie fertig werden; denn was am Tage erbaut würde, werde nachts wieder abgerissen werden. — Nun wurden auch wirklich sieben Brüder geopfert. Wenn aber einmal sieben Brüder sich in der Kirche zusammenfinden werden, dann stürzt die ganze Kirche von selbst ein. — Die Arbeit ging hierauf schnell von statten. Der befreite Gefangene sagte aber, solch' eine Kirche werde ganz Oesel nicht wieder erhalten.

Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1890, Beil. S. 82. — Vgl. Nr. 144 und 149.

---

164. Der Peudesche Kirchenschatz.

Der Schatz der Kirche von Peude auf Oesel liegt im Kaegi-Morast, wo er sich alle sieben Jahre vom Roste reinigt. Da ist eine Menge Gold, Kirchenglocken und kirchliche Geräte. Einst in der Sylvesternacht fuhr ein Mann über den Kaegi-Morast; plötzlich verschwand ihm Pferd und Schlitten und der Mann befand sich in einer ungeheuer großen Schatzkammer, wo man eine große Kirchenglocke läutete und was da in großen Haufen lag, von einem Haufen auf den andern schüttete. Man gab ihm auch eine Wurfschaufel und befahl ihm, mitzuarbeiten. Es half ihm nichts, er mußte mit den andern arbeiten. Nach einer guten Weile hörte der Glocken-

klang auf. Die Lichter wurden ausgelöscht und alles verschwand wie Zinn in der Asche. Der Mann fand, daß sein Pferd eine ziemliche Strecke vom richtigen Wege abgekommen war. Als er zu Hause seine Stiefel auszog, fielen aus dem Stiefelschaft etwa zehn schwedische Thaler auf den Fußboden heraus. Als er das sah, ging er am andern Morgen wieder auf den Weg, den er gefahren war, und fand noch einige solche, aber den großen Goldhaufen und die Kirchenglocke sah er nicht wieder und auch die Stelle nicht, wo er gearbeitet hatte; nicht die geringste Spur mehr war davon vorhanden. Nur Einige noch außer ihm haben nachts das Glockengeläute gehört, doch ohne zu erkennen, woher es komme. In alten Kriegszeiten aber sind einst die Schätze der Peudeschen Kirche, sowie die Glocke dort vergraben worden, so erzählt das Volk, doch später hat man sie nicht mehr auffinden können.

Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1889, II. Beil. S. 42.

165. Die Glocken von Zerell.

In der Zerellschen Gemeinde auf Oesel lebt folgende Sage: Als die Nachricht vom Einbruch des Feindes im März 1710 auch bis nach Zerell gelangte, so war die Gemeinde bemüht die Glocken der Kirche zu retten. Man versenkte sie deshalb unweit der Küste unter das Eis des Meeres und als der Feind nun wirklich anlangte, das Gut mit allen Gebäuden, sowie das Dorf Lebarro niederbrannte, so konnte er doch die so gut bewahrten Glocken nicht finden und mußte ohne dieselben abziehen. Wie das Eis geschmolzen war, eilten die Ältesten und Vormünder aufs Meer an die von ihnen wohlgemerkte Stelle, um den vermeintlich so glücklich geretteten Schatz ihrer Kirche wieder an den heiligen Ort zu bringen. Aber leider war er trotz des sorgfältigsten Nachsuchens nicht mehr aufzufinden und blieb für immer verloren. Doch nicht ganz werden sie den Bewohnern der Zerellschen Küste entzogen. Denn in den stillen Mondnächten zwischen Mariä Verkündigung und dem Osterfeste ertönt der Glockenklang dem gläubigen Lauscher noch oft aus der Tiefe des Meeres und verhallt mit dem Rauschen der nie ruhenden Brandung.

Buxhöwden, Güter Oesels, S. 22. — Inland 1854, Sp. 388 (Pabst). — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 41. — Auch in Versen von Pabst im Inland a. a. O. u. bei Rußwurm a. a. O.

166. Die Kirchen auf Dagö.

Vor uralter Zeit kamen drei Brüder, die Ritter waren, aus Schweden oder Finnland an die Nordküste von Dagö und ließen sich an den Stätten nieder, die Röiks, Siggale und Täkana gegenannt wurden. Da das Land noch heidnisch war, beschlossen sie, das Evangelium verkünden und jeder eine Kirche erbauen zu lassen. Um den rechten Platz dazu aufzufinden, ließen sie die drei mitgebrachten Ochsen frei laufen und bestimmten, daß an den Stellen, wo sie sich ermattet niederlassen würden, Kirchen gebaut werden sollten, und so errichteten sie die Kirchen zu Röiks, Keinis und Pühhalep. Diese letztere bekam von einem der Brüder, Laurentius, den Namen der S. Lorenzkirche.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 49. — Vgl. Rußwurm, Eibofolke § 94 u. 110, 8.

167. Die Kirche zu Pühhalep.

Vor Ankunft des Christentums in unserem Lande stand auf der Insel Dagö ein großer Erlenhain, wo das Volk den Göttern opferte und Feste feierte. Als das Christentum sich ausbreitete, ward der ganze Hain niedergehauen. Nur ein uralter herrlicher Baum blieb stehen. Bei diesem Baum wollte das Volk von Dagö die neue Kirche errichten, die Kreuzfahrer stritten aber heftig dagegen. Darüber entstand zwischen ihnen ein Hader und weil niemand nachgeben wollte, drohte der Krieg aufs neue auszubrechen. Da gab ihnen ein Mann aus dem Volke einen guten Rat, mit dem auch die Kreuzfahrer zufrieden waren. Sie sollten zwei Ochsen anschirren, den Wagen mit dem Bauholz der Kirche beladen und dann die Ochsen gehen lassen, wohin es sie gelüstete. Wo sie aber stehen bleiben würden, dahin sollten sie die Kirche setzen.

Nun trieb aber der Mann die Ochsen zuvor zum Erlenhain, wo ein reichliches Gras wuchs, ließ sie da eine Weile fressen und führte sie dann zurück zum Wagen ins Geschirr. Kaum waren sie geschirrt und konnten gehen, wohin sie wollten, da eilten sie sogleich zurück zum Rasen bei dem heiligen Hain, machten Halt und fingen an zu fressen. Nach diesem Zeichen konnten auch die Kreuzfahrer nichts mehr ausrichten und mußten es zufrieden sein, daß die Kirche beim alten Baum errichtet werde. Als sie aber vollendet war, ward sie vom Volke nach der heiligen Erle die Kirche zu Pühhalep genannt.

Die neue Kirche war dem Bösen ein Dorn im Auge. Darum gedachte er sie mit Steinwürfen zu zerstören. In einer Nacht klomm er mit zwei gewaltigen Steinen auf den Apfelberg und begann zu werfen. Am Tage hatte er sich die Lage der Kirche genau gemerkt und hoffte nun sicher, daß er an zwei Steinen genug haben werde, um sie zu treffen. Da er aber die Kirche im Finstern nicht sah, warf er doch ein wenig fehl. Der erste Stein fiel dicht an der Kirche nieder, der andere etwas weiter. Da aber der Teufel kein Gepolter von den stürzenden Mauern hörte, sprang er auf seine Mähre, ritt hin und wollte sehen, wie es damit stände. Schon hatte er die Kirche erreicht, da krähte der Hahn. Zornig kehrte er um und eilte zur Hölle. Die Spuren von den Pferdetritten sind aber noch heute an jenem Orte zu sehen, wo der Hahnenschrei dem Bösen ins Ohr klang.

Boubrig nach Seppa Ado's Erzählung, Verh. d. gel. estn. Ges. II, 3, 62. — Rußwurm, Eibofolke § 397, 8, 9. — Ders. Sagen a. Hapsal, S. 30. — Ders. Sagen a. der Wiek, S. 53. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 27. — Jannsen, Märchen u. Sagen II, 88. — Vgl. die ähnliche Sage von Matten in der Schweiz, Grimm, D. Sagen, 2. Aufl. I, 397 und o. Nr. 131, 132, 156. — (Pyhha estn. = heilig; lep = Erle). —

168. Die Kirche auf Worms.

Die Kirche auf der Insel Worms, die ein Graf Douglas zu gleicher Zeit mit der Stadt Reval gebaut hatte, sollte erst auf einem Hügel bei Suiby, der noch jetzt Kerkebacka heißt, gebaut werden, aber was am Tage gebaut wurde, stürzte in der Nacht wieder ein, denn der Platz gefiel Gott nicht. Ebenso ging es auf einem Hügel bei Hullo und auch auf dem Windmühlenhügel bei Magnushof, welches die höchsten Punkte der Insel sind, die in alter Zeit, als der übrige Teil von Worms noch unter Wasser stand, allein hervorragten. Als man auf den Platz gelangte, wo jetzt die Kirche steht und wo damals ein Pferdestall war, so erschien daselbst ein Kreuz und als man anfing zu bauen, so kam in der Nacht so viel dazu, als am Tage vollendet war.

Rußwurm, Eibofolke § 397, 6. — Rußwurm, Sagen aus Hapsal, S. 30.

169. Der Totengesang in Rositten.

In Livland liegt ein Schloß*) mit Namen Rositten. Da zerstörten die Moskowiter die Kirche und lange Zeit hörte man da Gotteswort nicht mehr, bis Gott mit einem Wunder kam. Einstmals hörte man aus der Kirche Gesang und Musik erschallen, aber niemand wußte, wer dort singen mochte. Da beschloß man, etliche Pastoren hinzusenden, die sollten nachsehen, wer in der zerstörten Kirche singe. Diese traten in Gottes Namen ein. „Heilig, heilig ist unser Gott! Heilig der Herre Zebaoth!" scholl es ihnen entgegen und dann auch in mächtigen Akkorden das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott." Da sahen sie viele Gräber offen stehen und eine große Schar von Menschen, an die dreißig Personen, war da versammelt, die waren es, die jene Lieder sangen. Alle aber waren ihnen bekannt. Die Pastoren fragten sie, warum sie hier singen? Sogleich erhielten sie die Antwort: „Unser Herz freut sich, weil in kurzer Zeit der Tag des Herrn herannaht und unsere Erlösung nicht mehr weit entfernt ist." Und als sie das gesagt, da verschwanden sie alle plötzlich, doch ihr Gesang ertönte noch fort, es klang als ob der Schall von unter der Erde hervorbringe. Die Kirche aber, die übel zerstört war, sah nun gar sauber aus, als wäre sie rein gekehrt. Was solches Wunder aber bedeutet, das wird die Zeit offenbaren.

„Das Lüfländische Todten Gesang . . . durch Herman Wartmann, Burggraf, d. 19. May 1584 aus Gebharten von Nalten Mund nachgeschrieben." 11 Strophen. — Dass. 4 Bl., 4°. Bamb. 1584. — Newe zeittung aus Lyffland, Wie alda in einer . . . Kirchen ein Musika . . von dreyßig Newlicher zeyt Gestorb. personen gehört worden. 1 Bl. fol. mit Holzschn. (o. O. u. J. = 1584). Vgl. Winkelmann, Bibl. Nr. 5563. 64. — Uhland, Deutsche Volkslieder, S. 943 ff. — Pabst im Inland 1852, Sp. 38 ff. in hochdeutschen Versen. —

170. Mitau.

Mitau, die Hauptstadt des Herzogtums Kurland und Residenz nebst einem festen und schönen Schlosse, soll den Namen haben von zwei unter einander um diesen Ort streitenden Brüdern, deren einer dem andern zugeschrien: „Et kommt mi tau!"

Berkenmeyer, Vermehrter curieuser Antiquarius (Hamb. 1711), S. 560. — Inland 1844, Sp. 437. —

*) Im sogen. Polnisch-Livland.

171. Das versunkene Mitau.

Mitau (lett. Jelgawa) war einst versunken. In der Nähe des Ortes, wo es gestanden hatte, hütete eines Tages ein Hüterjunge seine Schweine; nebenbei befand sich ein Wald, wo gerade eine Jagd abgehalten wurde. Da kam ein Jäger auf den Hüterjungen zu und fragte ihn, ob er nicht gesehen habe, wo seine Jagdhunde geblieben seien. Der Junge antwortete: „Sie sind nach Mitau (auch im lett.: Mihtawa) hineingelaufen." Kaum hatte er das gesagt, als sich das versunkene Mitau aus der Erde erhob, da der Junge seinen Namen erraten hatte.

Lerch-Puschkaitis, VI 211. Vgl. Nr. 177.

---

172. Der böse Herr von Apschuppen.

In Apschuppen in Kurland lebte in alter Zeit ein furchtbar böser Herr. Seinen Arbeitern gestattete er nicht einmal, sich beim Essen niederzusetzen. Einst hatten sich die Arbeiter bei der Riege zum Essen niedergelassen. Gleich aber war der Herr mit dem Knüppel da und begann sie zu prügeln. In diesem Augenblick erschien ein alter Mann und verwandelte den Herrn in ein Pferd. Der alte Mann aber war Gott. Das Pferd verkaufte er einem Juden und befahl ihm, dem Pferde nichts anderes zu geben als Langstroh. Vom bloßen Stroh wurde das Pferd sehr schwach; der Jude aber trieb seine Mähre an und schlug sie, was das Leder halten mochte. Zufällig übernachtete der Jude im nächsten Jahre wieder einmal auf demselben Gute. Er band das ermattete Pferd vor der Riege an und legte ihm etwas Langstroh vor. In dieser Nacht aber wurde der Herr von seiner Strafe befreit und wieder in einen Menschen verwandelt. Er ging nun gleich zu seiner gnädigen Frau hinein, erzählte ihr alles und bat sie sogleich um Essen. „Du weißt gar nicht, wie mir jetzt auch die Grütze der Arbeiter köstlich schmecken würde, so ausgehungert bin ich. Hättest du gestern Abend dem Juden nicht wenigstens eine halbe Mütze voll Hafer für mich geben können?" „Auch ein ganzes Lof", antwortete sie, „hätte ich nur gewußt, daß du es bist." Von der Zeit an aber hatten die Arbeiter bei diesem Herrn leichte Tage, so daß sie nicht wußten, was ein böses Wort sei.

Lerch-Puschkaitis, I 187.

---

173. Wie Mattkuln seinen Namen erhielt.

In alten Zeiten lebte in Mattkuln in Kurland ein sehr böser Herr, aber noch ein viel böserer Wagger (Aufseher); vor dem fürchteten sich die Leute noch viel mehr, als vor dem Herrn selbst. Einst schickte der Herr den Wagger mit einigen Leuten in die Stadt, um Getreide zu verkaufen, und gab ihm den Auftrag, einen Mats*) zu kaufen. Der Wagger kaufte auch einen solchen und steckte ihn in das mitgegebene Säckchen. Beim Nachhausefahren sah einer der Leute sich das Gefäß genauer an, und fand, daß es sich auch sehr gut zum kochen eignen würde. Gedacht gethan; er nahm das Gefäß an sich. Und als der Wagger zu Hause das Gefäß nicht mehr im Wagen finden konnte, beschloß er, den Thäter zu strafen. Nach einigen Tagen kam die Frau eines Knechtes, um Mehl zu holen. Als sie aber dem Wagger ein Säckchen reichte, erkannte dieser es als das vermißte Säckchen und ließ sogleich den Knecht rufen und ihn zu Tode prügeln. Als man nun die Frau fragte, ob sie wisse, warum man ihn schlage, antwortete sie: Mats kule! d. h. etwa Mats im Sack. Seitdem hat das Gut den Namen Mattkuln erhalten.

Jelgawas beedr. Rakstu krajums, II 23.

---

174. Zabeln.

In alten Zeiten war Zabeln die allergrößte Stadt, die Hauptstadt Kurlands. Sie erstreckte sich vom heutigen Flecken Zabeln bis zum Kronsgute Groß-Wallgahlen, bis zum Burgberge bei Neu-Wallgahlen und bis zur Abau gegenüber dem Gute Weggen. Alte Leute haben noch viele Trümmer im Flußthale beim Gute Neu-Wallgahlen rings um den Burg- und den Kirchenberg gesehen. Viele Bauern aus Wallgahlen haben aus diesen Überresten Steine und Ziegeln gebrochen, die sie zum Bau ihrer Gesinde und der Herrenhäuser nötig hatten. Die Kriege aber haben Zabeln bis zu seinem jetzigen Umfang heruntergebracht. Die Kirche stürzte grade am Pfingstmontag in jenen hübschen runden Hügel hinab, der heute noch nicht weit von dem Burgberge zu sehen ist. Auf dem Gipfel des Berges haben alte Leute noch ein Loch gesehen; warf man Steine in dies Loch, so wurde ein lauter Ton vernehmbar. Auf einigen der zerstörten Plätze wachsen noch heute Buchen; die

*) Mats ist ein kesselartiges Gefäß, das in verschiedenen Größen besonders die Müller als Maaß benutzen.

sind ein Überrest jener Zeiten. Vom Burgberge beim Waldata-Gesinde beim Kronsgute Rönnen führte ein Hauptweg längs dem Abau-ufer zu den Burgen Wallgahlen und Zabeln und auf dem andern Ufer führte ein zweiter Hauptweg zur Stadt Zabeln. Der zweite Weg war mit dem ersten durch einen Weg verbunden, der von der heutigen Kronsforstei bis zur Abau und hinüber bis zum anderen Wege führte. Wo heute die Forstei liegt, war damals überall ein dunkler großer Wald, in dem viele Räuber hausten. Alle diese Wege, die Balken von den Flußbrücken, die auch heute noch an einigen Stellen zu sehen sind, waren in jener Zeit, als die Eingeborenen (die Letten) mit den Deutschen kämpften, noch vorhanden. Die Deutschen griffen Zabeln an, die Eingeborenen aber überfielen einen deutschen Herrn und jagten ihn in die Abau zwischen den Gesinden Talei und Krojas und ersäuften ihn dort. Noch vor einigen Jahren erzählten alte Leute, daß man in einer Untiefe der Abau die Räder einer herrschaftlichen Kalesche habe sehen können. Eine andere Heeresabteilung der Eingeborenen kämpfte mit den Deutschen beim Gute Weggen und trieb auch ganze siebenhundert Deutsche in die Abau und ertränkte sie dort. Nach dem Siege aber prahlten die Letten: „Jetzt wollen wir auf der Zabelnschen Brücke mit den Deutschen Köpfen Ripchen spielen.“

Brihwsemneeks, S. 27 ff.

175. Das schöne Fräulein von Zabeln.

Lange nachdem die Deutschen und unter ihnen vorzüglich Balduin von Alna, ein päpstlicher Legat, mehrere Ortschaften in der Nähe des jetzigen Zabeln, wie Wallgahlen, Pedwahlen, Kandau, Rönnen und das etwas entfernter gelegene Pussen zum Christentum übergeführt hatten, stand auf einem kegelförmigen Berge, der noch heutigestages den Flecken überragt, eine Burg, einem schönen, jungen und reichen Fräulein gehörig. Wir wollen es Irmegard nennen, da ihr wirklicher Name durch hundertjährige Tradition entstellt und verstümmelt, auch dem kundigsten Sprachforscher ein unlösbares Problem sein dürfte. Unzählige Freier fanden sich, angelockt durch die hübsche und reiche Erbin; aber Irmegard gab keinem den Vorzug und erklärte auf vieles Drängen endlich, nur den zum Ehegemahl annehmen zu wollen, der imstande sei, die steilste Seite des Berges, auf dem die Burg stand, zu Pferde zu erklimmen. Viele Edle unternahmen das Wagstück, aber keinem von ihnen ge-

lang es, und die meisten von ihnen fanden ihren Tod in dem tiefen und breiten Graben unmittelbar am Fuße des Berges. Nur wenige entkamen mit dem Leben, Haß und Rache gegen Irmegard im Herzen.

Da erschien eines Tages ein Knappe in fremdartigem Ausputz mit der Botschaft, ein Ritter aus Welschland bitte um die Erlaubnis, den gefährlichen Ritt machen zu dürfen, füge aber die Bedingung hinzu, sein Roß, im Falle er das Wagstück vollbringe, in den Bankettsaal statt in den Stall führen zu dürfen. Die Schöne gewährte höhnisch lächelnd die Bitte des fremden Ritters, glaubte sie doch, daß er wie alle andern sein Ziel niemals erreichen würde. Aber es kam anders. Auf schwerfälligem Rosse erschien der Welschländer, durchschwamm langsam den Burggraben, erklomm unter dem Zujauchzen der unten stehenden Menge den Berg, führte, von der erblaßten Irmegard geleitet, sein Pferd in den Bankettsaal, wie er es ausbedungen, und verließ auf der anderen gebahnten Seite die Burg. Und wie einst das Trojanische Pferd Männer, spie das künstlich in Welschland verfertigte Roß Harz, Schwefel und Feuer aus und bald stand die Burg in Flammen. Um Hilfe flehend streckte Irmegard den unten stehenden ihre Arme entgegen, versprach unter tausend Eiden, alles Land, soweit das Auge reiche, unter sie zu verteilen und aus einem Schatze, der im Burgkeller vergraben liege, eine christliche Kirche bauen zu lassen. Aber keine Hand rührte sich und bald war die schöne Irmegard unter den Trümmern ihrer Burg begraben. Da das Land, das dem Fräulein gehört hatte, jetzt ohne Herrn war, so teilten sich die ärmeren Grundbesitzer, die bei dem Brande zugegen waren, in dasselbe und bauten sich am Fuße des kegelförmigen Berges an. Aus dem Schatze aber wurde die erste christliche Kirche erbaut.

Stavenhagen, Alb. balt. Ansichten, I. Zabeln, S. 2 ff. — Böhm, deutsches Lesebuch f. mittl. Lehranst. I (4. Aufl.), S. 111. —

176. Die heilige Linde von Antzen.

In der Nähe des zum Gute Poopen in Kurland gehörigen Beihofes Antzen liegt ein bewaldeter Höhenzug, da steht am Abhang, umgeben von Kiefern und Ellerngebüsch, doch ziemlich frei eine Linde, wohl sechzig Fuß hoch und über zwanzig im Umfang*). Keiner der umwohnenden Leute nahm früher einen der abgefallenen dürren

*) Eine wenig ähnliche Abbildung davon in Kruse, Necrolivonica, Tafel 67. —

Äste auf, oder wagte es gar einen frischen abzuhauen. Denn das bringe, glaubten sie, unfehlbar den Tod.

Als einst die Schweden im Kriege das nah gelegene Schloß Angermünde zerstört hatten, hörte man das im Dorfe Antzen — denn einen Hof Antzen gab es damals noch nicht — zugleich mit der Nachricht, daß die Feinde auf dem Wege nach Schloß Dondangen das Dorf Antzen zerstören wollten. Auf diese Kunde hin versammelten sich die Bewohner von Antzen mit ihrem Geistlichen bei der heiligen Linde, um dort Gebet und Kommunion zu halten zur Abwehr der Feinde. Nach abgehaltenem Gottesdienst nahmen sie, einem überkommenen Gebrauche gemäß, Äste von der Linde und warfen sie in die nahe vorüberfließende Stende. Wenn nämlich die Äste stromaufwärts schwimmen, so galt dies für ein Zeichen von Gebetserhörung, und siehe da, zwei Äste schwammen wirklich gegen den Strom. Alsobald kam auch die Nachricht, die Schweden seien gleich nach Überschreitung der Anger beim Schlosse Angermünde uneinig geworden und hätten sich beim Steegelekaln blutig bekämpft. Die Toten wurden auf der Stelle der jetzt sogenannten „Wezzikappi" begraben.

J. Döring in Sitz:Ber. d. kurl. Ges. 1877, S. 67 ff.

177. Schloß Dondangen.

I.

Wo jetzt Schloß Dondangen liegt, war früher ein mooriger Berg. Hier in der Nähe des Berges hütete einst ein Knabe Schweine. Da verschwand ihm plötzlich der schwarze Eber, als hätte die Erde ihn verschlungen. Der Junge dachte, das Tier sei vielleicht nach Hause gelaufen; er sah dort nach, aber auch da war es nicht. Er suchte den ganzen Nachmittag, doch konnte er es nirgends finden. Gegen Abend aber kroch der Eber aus einem versteckten Loche am Fuß des Berges hervor und hatte sich so vollgefressen, daß er sich kaum weiter bewegen konnte. Nun kroch auch der Hirtenjunge in das Loch hinein, um nachzusehen, was es dort eigentlich gebe. Eine Strecke weit war er fortgekrochen, da befand er sich auf einmal in einer großen Höhle mit Kornkasten und Ställen, in denen Pferde und Kühe standen. Aber alle diese Tiere waren ohne Leben. Ein wenig weiter hinter den Ställen erblickte der Junge eine prächtige Burg. In den Zimmern saßen an gedeckten Tischen viele Menschen, aber auch diese waren ohne Leben. Mit Sonnenuntergang trieb er seine Schweine nach Hause und erzählte seinen Hausgenossen, was

er gesehen habe. Die lachten ihn aus und sagten, er schwärme und rede nur Unsinn; ob er vernünftigen Menschen Märchen erzählen wolle. „Glaubt's, oder glaubt's nicht!“ sagte der Junge und legte sich schlafen. In der Nacht träumte ihm, wie ein alter Mann auf ihn zutrete und ihm sagte: „Höre, Junge, morgen, wenn du deine Schweine hütest, kriech wieder in die Höhle hinein und geh in die Burg, steig auf den Turm und läute die beiden Glocken, die dort hängen. Behalte aber gut, was die Glocken dir dann sagen werden.“ Als der Junge des Morgens erwachte, sprach er zu den Hausgenossen kein Wort mehr von dem Wunder, das er gestern erlebt hatte. Wozu sollte er unnütz den Mund aufthun, denn die Erwachsenen hätten ihm wohl gesagt, daß er geträumt habe und ihn nochmals ausgelacht. So machte er, daß er still mit seinen Schweinen davonkam und that, was man ihm aufgetragen hatte. Er stieg auf den Turm der Burg und sah dort zwei Glocken hängen. Die begann er zu läuten und es kam ihm vor, als sage die eine Glocke dabei immer „dun, dun,“ die andere „danga, danga*).“ Da lachte der Junge: „Die singen ja wirklich „Dundanga.“ Doch kaum hatte er das ausgesprochen, als sich die Burg aus der Tiefe erhob und Menschen und Tiere Leben erhielten. Der Knabe selbst aber wurde in einen Stein verwandelt. Lange noch wurde dieser Stein auf dem Puische-Berge bewahrt und die Leute opferten dort im Sommer und im Winter.

II.

Vor Zeiten war die ganze Gegend, wo heute Dondangen liegt, wegen undurchdringlicher Wälder und Sümpfe völlig unbekannt. Endlich aber bemerkten die Menschen, weiter vordringend, eine Stelle, wo ein Schloß versunken war. Als nun hier eine Menge Leute zusammenströmend hin und her riet, rief ein Fremder, die schilfreiche, sumpfige Gegend betrachtend: „Dohndang,“ etwa „Schilfgegend!“ aus und sofort hob sich das Schloß und ward Dohndanga benannt.

I. Lerch-Puschkaitis, V 409.
II. C. W(oldemar) im Inland 1855, Sp. 253.

---

178. Der Fluch des Elfenkönigs in Dondangen.

Ungefähr zwanzig Fuß über dem kleinen Eingangsthor an der südlichen Seite des im Carré gebauten Schlosses Dondangen ragt

*) Dondangen, lett. = Dundanga.

ein mäßig großer Stein aus der Mauer hervor, wo der Sage nach in uralter Zeit ein Muttergottesbild hing.

Ein Besitzer des Schlosses ward an dieser Stelle einst im Zweikampfe von einem andern Ritter getötet, und in demselben Augenblicke, wo der Burgherr von der Hand seines Gegners fiel, stürzte das Marienbild von seinem Platze herab und erschlug den feindlichen Ritter. Sofort aber sproß aus der Stelle, wo das Muttergottesbild gestanden, ein Birkenbäumchen hervor. Es war, als ich es sah, kaum ein paar Fuß lang, ziemlich ästig und blätterreich und hatte einen Stamm von etwa einem Zoll im Durchmesser.

Dies mysteriöse, aus den Steinen hervorwachsende Bäumchen grünte nun Jahrzehnte lang fort, ohne daß ein Größerwerden an ihm wahrgenommen werden konnte, und ward ein Gegenstand der Bewunderung für alle, welche Dondangen besuchten, um so mehr, als die Sage erzählte, daß sich ein Fluch des Elfenkönigs an jenes Bäumchen knüpfe.

Der Sohn jenes erschlagenen Burgherrn nämlich, ein Baron Maydell, ritt einst von Dondangen nach Irben und ward auf dem Kreuzwege bei Schlüterhof, in der tiefen Dämmerung des Abends von einer kleinen glänzenden Erscheinung angehalten, die eine Krone auf dem Haupte trug.

„Ich bin der Elfenkönig, der die Davidshöhle bei Schlüterhof bewohnt," sprach der kleine Gnom, „und bitte dich um die Gunst, mir für die Sylvesternacht den Rittersaal im Schlosse zu Dondangen abzutreten, woselbst ich meine Hochzeit mit der Elfenkönigin feiern will. Zur Belohnung dafür verheiße ich dir den von dir so sehr gewünschten Sohn und einen ungeheuren Schatz, der unter einem der Grundsteine deines Schlosses verborgen liegt. Aber ich mache die Bedingung, daß kein sterbliches Auge unser Fest belauscht und wehe dir, wenn diese Bedingung übertreten wird!"

Der Burgherr ging sogleich auf die Bitte des Elfenkönigs ein und schwur ihm einen heiligen Eid, daß in der Sylvesternacht kein menschlicher Fuß sich dem Rittersaale nahen solle.

Nach diesem gegenseitigen Vertrage verschwand der Zwerg in der Dunkelheit, und der Ritter setzte gedankenvoll seinen Weg fort.

Bei seiner Heimkehr gebot er allen seinen Hausleuten bei Todesstrafe, daß kein Mensch sich unterstehen solle, in der Sylvesternacht sich dem Rittersaale zu nähern, und glaubte nun, sich ruhig schlafen legen zu können.

Aber ach! eine Jungfer im Schloß, die ihrer grünen Kleidung wegen gewöhnlich die grüne Jungfer genannt wurde, empfand eine

unüberwindliche Neigung zu erfahren, was sich denn in dieser Nacht geheimnisvolles im Rittersaal zutragen solle. Von fieberhafter Neugierde getrieben, schlich sie um Mitternacht zu einer Thüre des Saales, legte ihr Auge an das Schlüsselloch und blickte hinein.

Da sah sie mit dem äußersten Erstaunen, wie die kleinen Diener des Elfenkönigs geschäftig alle Vorbereitungen trafen zu dem Hochzeitsmahl ihres Gebieters. Sie deckten einen kleinen Tisch und besetzten ihn mit Schüsseln von glänzendem Krystall und Edelsteinen; sie zündeten tausende von glänzenden kleinen Lampen an, die eine Tageshelle in dem düsteren Saal verbreiteten und die Lauscherin hinter dem Schlüsselloch hielt mit Entzücken den Atem an vor Bewunderung und Erstaunen.

Als aber der Brautzug nahte, und sie die Braut gewahrte am Arme des Elfenkönigs, die so schön war, so schön, daß menschliche Worte es nicht auszudrücken vermögen — da konnte die grüne Jungfrau sich nicht enthalten, ein leises Ach! auszustoßen, womit sie ihrem Entzücken Luft machte.

In demselben Augenblick hörte man einen fürchterlichen Knall, der alle Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe aufschreckte. Die Lampen waren erloschen, die Elfen verschwanden und die unglückliche Lauscherin lag, in Zuckungen sich windend, auf der Diele an der Thüre des Rittersaales. Sie hatte kaum Zeit, den Herbeieilenden ihre Übelthat zu bekennen, als sie in Bewußtlosigkeit verfiel und noch vor Anbruch des Tages ihr Leben aushauchte.

Das gewölbte Zimmer, welches sie einst im Schloß bewohnte, heißt noch immer das Zimmer der grünen Jungfer. Sie selbst aber erschien den Bewohnern desselben von Zeit zu Zeit in den langen Korridoren des Schlosses und klagte mit erschütternden Tönen ihr Jahrhunderte schon dauerndes Leiden, wie sie ruhelos umherwandeln müsse und vergebens der Erlösung harre.

Bald nach jenem schreckensvollen Neujahrstage ritt der Burgherr wiederum nach Irben und auf dem Kreuzwege bei Schlüterhof erschien ihm abermals der Elfenkönig, aber diesmal in drohender Gestalt.

„Du hast deinen Schwur nicht gehalten,“ sprach er zürnend, „und zur Strafe dafür spreche ich einen Fluch über Schloß Dondangen aus: das Geschlecht der Maydell soll mit dir in Kurland erlöschen. In Schloß Dondangen aber soll nie ein Majoratsherr geboren werden und es soll immer und immer von einer Hand in die andere übergehen, bis jene Birke in der Mauer groß genug ge-

worden ist, um aus ihrem Holze eine Wiege zu zimmern*). Die grüne Jungfer aber soll bis zu diesem Zeitpunkte auch keine Ruhe finden in ihrem Grabe."

Damit verschwand der zürnende Gnom und mit sehr traurigen Gedanken ritt der Burgherr weiter.

Er blieb wirklich kinderlos, und mit ihm erlosch das Geschlecht der Maydell in Kurland. Durch seine Gemahlin, Anna Sibylla von der Osten-Sacken, kam das Gut in Sackenschen Besitz und wurde zum Sackenschen Majorat erhoben. Aber fast alle Dondangenschen Majoratsherren waren kinderlos und das große Gut erbte nie vom Vater auf den Sohn, sondern ging immer nur an die nächsten Verwandten über.

Im Jahre 1845 starb der ebenfalls kinderlose Majoratsherr, Carl von der Osten-Sacken, dem sein jüngerer Bruder Theodor folgte, der bereits zwei Söhne besaß, als er Dondangenscher Majoratsherr wurde.

Jene mysteriöse Birke stand und grünte noch immer. Um ihr Wachstum zu fördern, ließ Theodor von der Osten-Sacken die innere Wand des Schlosses an der Stelle, wo die Birke wuchs, etwas aushöhlen und fruchtbare Erde hineinlegen. Aber zum allgemeinen Schrecken starb das Bäumchen nun gerade ab. Man tröstete sich mit dem Glauben, daß die Strafzeit endlich abgelaufen und der Fluch nun gelöset sei, da bei der hohen Industrie der Jetztzeit aus dem schwachen Bäumchen allenfalls eine Wiege gezimmert werden könnte, und als seinem Sohne, dem jetzigen Besitzer von Dondangen Carl von der Osten-Sacken im Jahre 1859 ein Sohn geboren ward, der erste Majoratsherr, der überhaupt jemals in Dondangen das Licht der Welt erblickte — da schien der alte Fluch gelöst, und der Vater des Kindes ließ das bereits vertrocknete Bäumchen abhauen und das Abbild einer Wiege davon verfertigen, womit man das erste Ruhebett des kleinen Majoratsherrn verzierte.

Die grüne Jungfer wird zuerst erwähnt 1721 in Bankaus histor. Gedicht „Dondangen." Inland 1855, Sp. 233. — Inland 1855, Sp. 252. — Vgl. auch (Schlippenbach) in Mitausche wöchentl. Unterhalt. II (1805) S. 216. — (G. Seesemann), Erinnerungen an Dondangen (Mitau 1872), S. 5 ff. — Peterburgas awises (lett.) 1862 Nr. 20—22. — Stavenhagen, Alb. balt. Ansichten, Bd. I. Dondangen, S. 7. — Böhm, Deutsches Lesebuch f. mittl. Lehranst. 4. Aufl. I. 110. — Vgl. u. Nr. 179.

---

*) Vgl. die Sage von Schloß Rauheneck in Österreich. Grimm, D. Sagen I, 144.

179. Schloß Edwahlen.

Zwei Brüder Johann und Friedrich Behr, Enkel Johann Behrs, Statthalters des Herzog Magnus im Stifte Pilten und Erbherrn auf Schloß Edwahlen, freiten beide nach dem schönen Fräulein Sybille von Maydell, wohl aus dem Schlosse Dondangen; sie aber, eine wilde Jägerin, wollte vom Ehejoche nichts wissen, sie schweifte stets im grünen Jagdkleide im Walde umher und spottete ihrer vielen Freier. Johann glaubte den Bruder bevorzugt und erschlug ihn in einsamer Nachtstunde im Schlosse Edwahlen, wobei Friedrichs Blut die Wand des Gemaches bespritzte. Die That ward verheimlicht, die Wand gereinigt, Friedrich, als am Schlagfluß plötzlich verschieden, festlich beerdigt und Johann erlangte endlich die Hand der spröden und wilden Sybille, die von ihren Eltern zur Entscheidung für einen ihrer Freier gedrängt wurde und zuletzt den wilden und in allen ritterlichen Künsten gewandten Johann allen andern vorzog.

Während der Werbung um Sybille war die blutige That in Johanns Erinnerung in den Hintergrund getreten; stolz zog er mit seiner Gemahlin in Edwahlen ein. Aber beim Eintritt in das Mordgemach erblickte er den verhängnisvollen, wieder an der Wand zum Vorschein gekommenen Blutfleck und stürzte bewußtlos nieder. In wilden Fieberphantasien erwachte er und seine Reden erweckten bei der jungen Frau Ahnungen der grauenvollen That, denen ein volles Geständnis in banger Krankheitsstunde traurige Gewißheit gab. Allmählich genas Johann, aber sein Mut war gebrochen. Gewissensangst ließ ihn alle Menschen meiden und trieb ihn unstät im Walde umher, wohin selbst Sybille nur selten ihn begleitete, denn sie war von dem schweren Geheimnis belastet und maß sich einen Teil der Schuld bei. Von dem geliebten Waidwerk bewahrte sie nichts als das grüne Kleid und wandelte meist allein im einsamen Schlosse umher oder saß im alten Saale und spann. Um das Verbrechen zu sühnen, baute Johann die Kirche in Edwahlen, aber damit kehrte die Ruhe in die Seelen der unglücklichen kinderlosen Gatten nicht ein.

Einst saß Sybille wieder an einem Herbstabend allein an ihrem Spinnrade im Saal, da erschien aus dem anstoßenden runden Turm ein Zwerg. Sie erschrak wohl, aber der Kleine sprach so lieblich und fein, daß sie ihn anhören mußte. Er bat um Abtretung des Saales zur Feier der Hochzeit seines Königs und versprach dafür ein schönes Geschenk, jedoch unter der Bedingung, daß kein menschliches Auge diese Mysterien belauschen dürfe. Sybille versprach es und zog sich in ihr Schlafgemach zurück, indem sie den Saal verschloß.

Johann war spät von seinen einsamen Streifereien heimgekehrt und lag halb wachend halb träumend auf seinem Lager. Da hörte er wunderbar liebliche Musik vom Saale herübertönen. Halbbewußten Sinnes ging er der süßen Melodie nach, schaute, da er die Thür verschlossen fand, durch das Schlüsselloch und sah da die glänzende Hochzeit der Zwerge. An einem Ende des Saales war ein kleiner Altar errichtet, vor dem ein Zwergpriester ein niedliches, mit Krone und Szepter geschmücktes Paar einsegnete. Von da ging der Zug zur prächtigen Hochzeitstafel in einem anderen Teile des Saales, wo kleine Pagen die geputzten Dämchen und Herrchen mit kleinen goldenen Schüsseln und krystallenen Flaschen bedienten. Nach gehobener Tafel ging man in einen anderen hellerleuchteten Teil des Saales und tanzte den Hochzeitsreigen. Immer begleitete die bezaubernde Musik in den mannigfaltigsten Weisen das Fest durch seine verschiedenen Phasen, bis die ganze Zwerggesellschaft, das junge Königspaar voran, in kleinen bereitstehenden Wagen aus dem Saale nach dem Turme fortfuhr und dort verschwand. Da graute der Morgen und wankenden Schrittes ging Johann zur eben erwachten Sybille, um ihr das Erlebte zu erzählen. Sie jammerte laut auf, indem sie wegen des enthüllten Geheimnisses der Zwerge und des ihnen gegebenen Versprechens schlimmes ahnte. Auch Johann ergriff tiefe Angst; er wollte aus dem unheimlichen Schlosse entfliehen, warf sich auf ein Pferd und stürmte fort. Bald aber kehrte das Roß ohne Reiter, zitternd und mit Schaum bedeckt in den Schloßhof zurück. Sybille eilte mit ihren Leuten in wilder Angst hinaus, um den Gatten zu suchen und fand ihn unweit des Schlosses, entseelt am Fuße der noch jetzt im Parke von Edwahlen stehenden Eiche.

Schlaflos saß Sybille spät abends wieder allein im stillen Schlosse neben dem müßigen Spinnrade, als derselbe Zwerg, eine goldene Spindel in der Hand, wieder erschien und zu ihr sprach: „Deinen Gemahl hat sein wohlverdientes Geschick ereilt; das menschliche Auge, das unsere Mysterien gesehen, muß sich auf immer schließen; einer der unsrigen scheute an jener Eiche das Roß, so daß der Reiter abgeworfen wurde und sterben mußte. Doch auch der erwiesene Dienst bleibt nicht unbelohnt. Unser König sendet dir diese goldene Spindel. Sorge, daß sie in diesem Schlosse erhalten werde; dann wird es auch bestehen und das Glück seinen Besitzern hold sein.“ Sybille ließ die Spindel in eine Mauer des Saales einmauern und übergab dem letzten Bruder Johanns, Ulrich, als rechtmäßigem Erben, das Schloß mit dessen schauerlichen und wunder-

baren Geheimnissen. Nur kurze Zeit noch lebte sie darauf und hielt sich stets im alten Saale auf, die ihr anvertraute Spindel bewachend. Da fand man sie eines Abends entseelt sitzen, das Antlitz dahin gewendet, wo die Spindel eingemauert war. Selbst nach dem Tode noch soll sie öfters im grünen Jagdkleide des Nachts in den Gängen des Schlosses und im alten Saale erschienen sein, für die anvertraute Spindel und mit ihr für das Geschick des Schlosses und seiner Bewohner sorgend.

Der Blutfleck an der Wand des Mordgemachs wollte gar nicht verschwinden und trotz allen Übertünchens schimmerte er immer wieder durch, so daß man einen Schrank davor stellen mußte. Der Besitzer Edwahlens, Baron Adolf Behr und seine Gemahlin Eveline, geborene Gräfin Keyserling-Rautenburg, ließen das Schloß in den Jahren 1835—1841 im alten Stil restaurieren und ausbauen. Da wurde auch der Blutfleck im Schlosse getilgt, indem ein Kamin an der Stelle in die Wand hineingebrochen und so durch das Feuer des häuslichen Heerdes der Mord gesühnt wurde. Bei diesem Umbau starb im ersten Jahre plötzlich der Architekt im Schlosse und sein Nachfolger fand ebenfalls seinen Tod durch einen Sturz vom Gerüste. Da sagten die Leute, daß die grüne Frau die Änderungen nicht leide, für ihre Spindel fürchtend. Als aber der Besitzer nun selbst die Leitung übernahm, ging der Bau ohne Unfall glücklich zu Ende. Die Ahnfrau im grünen Kleide mochte ihm wohl vertrauen, daß er die Spindel nicht verletzen werde, was auch sorgsam vermieden wurde, indem man die Stelle der Mauer, wo sie verborgen liegt, nicht entfernt berührte, und so das Andenken der Zwerge ehrte, deren Verheißung sich nun schon zwei Jahrhunderte lang bewährt hat und noch lange bewähren möge.

Stavenhagen, Album balt. Ansichten Bd. I, Edwahlen, S. 4 ff. —

180. Das Burgfräulein von Kokenhusen.

Ein wunderschönes Burgfräulein von Kokenhusen hatte einst den schmucken Sohn des Gärtners vom Schlosse zu ihrem Liebsten erkoren, mit dem sie schon als Kind zusammen gespielt hatte. Der Vater aber, ein stolzer Ritter, entdeckte diese Liebe der Tochter und verbot ihr aufs strengste, noch weiter an den Jüngling zu denken. Da dies Verbot nun keinen Erfolg hatte, ließ er die Tochter in einen Turm sperren, das ein Fenster zur Perse hin hatte. Durch dieses Fenster sandte der sich in Sehnsucht verzehrende Jüngling

seine Lieder und Harfenklänge in früher Morgenstunde, wenn noch alles im Schlosse schlummerte, aus dem duftenden Persethal zu dem Ohr der Geliebten hinauf. Aber nichts vermag deren Geschick zu ändern. Und einmal, an einem wonnigen Maimorgen, als der Geliebte wieder mit den Nachtigallen um die Wette seine Liebe der Jungfrau ins Herz sang, da konnte sie ihre Sehnsucht nicht mehr bemeistern, sie stürzte sich vom hohen Turm herab in die Perse; der Jüngling aber eilt zu ihr, er kann sie nicht mehr retten und so deckte beide das Wellengrab. Der grausame Ritter aber verließ alsbald, vom grausen Tode der Tochter ergriffen, für immer Kokenhusen.

J. und S., Führer durch d. Dünathal (Riga 1887), S. 44.

181. Die Ochsenhaut und Rigas Gründung.

Als die Bremischen Kaufleute mit den Liven an der Düna vertraut geworden waren, baten sie sich vom Könige derselben soviel an Grund und Boden aus, als sie mit einer Ochsenhaut umgreifen könnten. Der König ahnte nicht, daß unter dieser Bitte ein Trug versteckt liege, und bewilligte sie. Da zerschnitten die Deutschen eine Ochsenhaut in ganz feine Riemen und umfaßten damit einen Teil des Landes, wo jetzt Riga gelegen ist und fingen daselbst an, von Steinen ihre Gebäude zur Bergung der Waaren aufzuführen. Um aber von den Heiden nicht beraubt zu werden und sicherer in ihrer Mitte zu wohnen, suchten sie beim König um Erlaubnis nach, ein Steinhaus vor Gewalt zu erbauen, wo sie sich schützen könnten, wenn ihnen von den Heiden Gewalt widerführe. So ließen sie Baumaterial aus Deutschland kommen und fingen zuerst an, dem Heil. Mauritius auf einer Insel, die mitten im Wasser des Dünaflusses gelegen ist, eine Kirche zu erbauen und nach deren Vollendung führten sie die Burg Üxküll und Dahlen auf.

Fabricius, Hist. Liv. SS. rer. Liv. II. — Inland 1851, Sp. 494 (durch E. Papst). — Pabst, Bunte Bilder I 26. — Lerch-Puschkaitis, VI 216.

182. Die Gründung Rigas und der große Christoph.

Vor alten alten Zeiten floß in Riga ungefähr da, wo jetzt der Stadtgraben ist, ein Flüßchen, das in die Düna mündete und Riesing

genannt wurde. Wenn die Leute über diesen Fluß wollten, so gab es da keine Brücke, auch keine Fähre, sondern ein großer Riese, der seine Höhle bei den Kasematten an der Karlspforte hatte, trug die Leute auf seinen Schultern durch den Fluß. Nun begab es sich in einer Nacht, da es sehr finster war, daß ein lautes Rufen den Riesen in seiner Höhle weckte. Er stand auf und da er in der Finsternis niemand gewahr werden konnte, zündete er seine Laterne an und leuchtete in die Nacht hinaus. Da sah er am jenseitigen Ufer ein armes Kind stehen, das weinte sehr und bat, es hinüber zu holen. Der Riese watete durch den Fluß, hob das Kind auf die Schulter und brachte es in seine Höhle, wo er ihm ein Nachtlager bereitete. Am andern Morgen war das Kind verschwunden, aber wo es geruht hatte, da war eitel Gold, das hat der Riese in einer großen Tonne in seiner Höhle bewahrt und als er bald darauf gestorben ist, hat man mit dem Gelde die Stadt Riga erbaut, des Riesen Bildnis mit dem Kinde aber zum ewigen Andenken in der Gegend seiner Höhle aufgestellt.

Nach mündl. Erzählung eines einfachen Mannes von A. Pohrt in Rig. Stadtblätter 1852, S. 348; vgl. S. 356: Die drei Wahrzeichen Rigas.

183. Riga und die Kentuberge.

In alten Zeiten, als Riga sich noch dort befand, wo jetzt die Kentu-Berge im Üxküllschen sich erheben, starb eine alte Frau. Nach einiger Zeit aber stand sie von den Toten auf, ging nach Riga und verkündete: „Riga wird brennen, Riga wird versinken und die Kentu-Berge sollen sich erheben!“ Und o Wunder! nach hundert Jahren versank Riga wirklich, denn dort befand sich auf beiden Seiten ein Sumpf, und an seiner Stelle erhoben sich die Kentu-Berge. Noch vor kurzem sah man dort einen kostbaren, heiligen Stein; auf dem stand aufgeschrieben, daß in alter Zeit Riga sich an dieser Stelle befunden haben soll. Aber dem Steine gefiel es nicht, daß die Leute ihn so hoch und heilig hielten, darum versank er in die Erde und jetzt kann man ihn nicht mehr finden.

Lerch-Puschkaitis, V 384.

184. Weshalb es in Riga keine Elstern giebt.

I.

Als das Heer der Russen unter Kaiser Peters Führung Riga belagerte, das von den Schweden verteidigt wurde, hatte es

zuerst gar nicht den erwarteten Erfolg. Die Russen verloren mit der Hoffnung auch den Mut, während aus der Stadt stets das Geläute der Glocken und heller Freudenjubel erklang. Da die Spione nichts ordentliches erfahren konnten, begab Peter sich selbst verkleidet in die Stadt. Als er eines Abends spät die Schanzen besah, hörte er wie zwei auf Wache stehende Soldaten sich unterhielten. Einer von ihnen machte sich über die Feigheit der Russen lustig, da sie nicht einmal eine halbverhungerte Stadt einnehmen könnten; er selbst hätte das mit einem hundertmal kleineren Heere zustande gebracht. Als die Soldaten sich nun trennten, befahl Peter dem einen, ihn im Weigerungsfalle mit dem Tode bedrohend, ihm zu folgen. Der Soldat gehorchte. Wie sie nun im Lager Peters ankamen, erzählte der Soldat, daß Riga von einer schwedischen Prinzessin, einer Zauberin, beschützt werde, die sich, in eine Elster verwandelt, nachts in einem Loch an einer Schanze verberge, das er kenne. Wenn aber ein nackter Mensch bei Sonnenaufgang in dies Schanzenloch eine silberne Kugel hineinschösse, dann müsse die Prinzessin für alle Zeit eine Elster bleiben. Peter begab sich sogleich zur Stadt zurück, um es mit der silbernen Kugel zu versuchen. Als er geschossen hatte, verbrannte der Schwede auf dem Fleck, die Zauberin aber flog aus ihrem Loche heraus, ließ sich auf dem Kirchenturm nieder und schrie laut: „Rrr, Kaiser Peter ist auch in den Mauern Rigas.“ Die Feldherren gaben sogleich Befehl, daß die Thore geschlossen werden sollten. Um nicht gefangen zu werden, begab sich Peter zu einem deutschen Kutscher, namens Schwartz, der gerade Kehricht ausführte; hier legte er sich auf den Wagen und ließ den Kehricht auf sich draufschütten, um sich so aus der Stadt herausfahren zu lassen. Der Kutscher that das auch. Auf den Kehrichthaufen aber ließ sich nun die Prinzessin-Elster nieder und schrie da geraume Zeit. Daher verfluchte Peter sie, daß sie auf ewig aus Riga verschwinden solle. Am selben Tage aber nahmen die Russen Riga ein. Von dieser Zeit an ist in Riga und fünf Werst weit in der Umgegend keine Elster mehr zu sehen.

II.

Die Polen hatten einst Riga eingenommen. Da zogen die Schweden heran, um es ihnen wieder abzunehmen. Aber die Tochter des Polenkönigs, eine große Zauberin, saß auf einem Turme Rigas und verzauberte die Kugeln der Schweden, so daß sie alle abprallten. Endlich erschoß ein schwedischer Soldat die Zauberin mit einer silbernen Kugel. Sie wurde in eine Elster

verwandelt und versank in der Düna. Hundert Jahre später kam sie eines Nachts aus der Düna heraus und bat einen Rigenser ihr ein Kreuz herbeizubringen. Der aber weigerte sich und die Elster fiel wieder in die Düna zurück, um dort abermals hundert Jahre zu schlafen. Und so lange wird sich in Riga niemals eine Elster zeigen, als die Zauberelster in der Düna lebt.

I. Jelgawas beedr. Rakstu krajums IV. 35. — Brihwsemneeks, S. 33. Vgl. das. die Anm., wo zwei weitere Varianten angeführt worden.
II. Lerch-Puschkaitis V 107. — Ebenda eine andere kurze Sage über das Fehlen der Elster in Riga.

185. Die Ronneburgschen Gesinde.

Früher lagen die Gesinde der Ronneburger Gemeinde zusammen. Einst aber hatten die Ronneburger einen Herrn, der war ein großer Verschwender. Um seiner Schulden ledig zu werden, verkaufte dieser die Gesinde für zehn Tonnen Goldes dem Teufel. Der Teufel steckte nun alle Gesinde in einen Sack, um sie zur Hölle zu tragen. Aber der Sack zerriß und die Gesinde fielen heraus, jedes in eine andere Gemeinde.

Lerch-Puschkaitis, VI 203.

186. Die Gründung Wolmars.

König Waldemar II. von Dänemark hatte einst einen heftigen Kampf mit den Eingeborenen Livlands zu bestehen. In einer Schlacht, als die Entscheidung schwankte und ein Priester in inbrünstigem Gebet wie einst Moses mit erhobenen Händen den Sieg herabflehte, da fiel eine weiße, mit einem roten Kreuz geschmückte Fahne vom Himmel. Das Wunder belebte den Mut der Krieger so, daß sie die Menge der Feinde siegreich zerstreuten und Gott für das herrliche Banner priesen, das den Dänen noch oft in schweren Kämpfen den Sieg erwirkte. Es ist der Danebrog. Zur Erinnerung an jenen wunderbaren Sieg aber wurde eine Stadt und ein Schloß erbaut, die man Waldemar (Wolmar) benannte.

Zuerst wohl bei Pontanus, Rer. Dan. hist. (Amstel. 1631) S. 306. — Die übrige Literatur vgl. bei Heine, Beitr. z. Gesch. Wolmars (Riga 1894) S. 3. — Die Sage wird übrigens auch von Reval erzählt, vgl. Papsts Ausg. Heinr. von Lettl. S. 252 Anm. 17.

187. Wie Marienburg seinen Namen erhielt.

Einst belagerten große Heere eiserner (geharnischter) Männer das Schloß Alluksne; vergebens bemühten sie sich, dasselbe einzunehmen, denn die Belagerten kämpften heldenmütig, so daß an Übergabe nicht zu denken war. Schon begannen die „eisernen Männer“ zu weichen, schon sang die Besetzung von Alluksne Loblieder und brachte den Göttern Opfer dar, da zeigte ein Bösewicht aus der Zahl der Belagerten den „eisernen Männern“ für eine große Geldsumme ein verborgenes Thor, durch welches man ins Schloß gelangen konnte. In einer Nacht, als alle um ein Feuer sich geschart hatten, als die Jungfrauen den Kriegern den Becher kredenzten, erschienen die „eisernen Männer“ plötzlich in der Burg. Die Verteidiger des Verließes kämpften tapfer, doch fielen sie bis auf den letzten Mann; sogar die Jungfrauen kämpften voll Feuer. Als der Befehlshaber des Schlosses sah, daß alles verloren, zündete er die Burg an; sie brannte ab, desgleichen verbrannten die getöteten und verwundeten Krieger. Durch Verwandlung wurden aus den Geistern der verstorbenen Burgverteidiger — Vögel, welche sich in die Lüfte erhoben und stöhnend die Feuerflammen und Burgtrümmer umschwebten.

Die „eisernen Männer“ wollten die Burg von neuem aufbauen, aber die Vögel, die Geister der Verstorbenen, störten sie immer bei ihrer Arbeit. Das, was während des Tages aufgebaut wurde, zerstörten während der Nacht die Vögel, die auch die Arbeiter bei ihrem Thun zu hindern suchten. Als nun die „eisernen Männer“ sahen, daß sie das Schloß nicht erbauen konnten, berieten sie miteinander, was zu thun sei. Sie kamen überein, dem See ein Menschenopfer darzubringen, damit man so die Vögel beruhige. Doch nach einigen Tagen erschien aus einem fernen Lande ein Zauberer, welcher den Eisenmännern erklärte, die Burg werde man nicht früher fertig stellen, bevor man nicht eine gute und schöne Jungfrau gefunden hätte, welche bereit sei, für immer die Schlüssel des Schlosses in Verwahrung zu nehmen. Die „eisernen Männer“ freuten sich über den Bescheid, luden sämtliche Mädchen aus Alluksne zu einem Gelage ein und fragten dieselben, ob sie willens wären, für immer den Schlüssel zur Burg aufzubewahren. Allein die Vögel verrieten den Jungfrauen, daß die Schlüsselbewahrerin einen schrecklichen Tod zu erwarten habe, deshalb übernahm keine dieses Amt. Mit gutem war also keine Schlüsselbewahrerin zu finden. Zwar wußten die „Eisenmänner,“

daß nicht allzuweit von Alluksne ein sehr hübsches Mädchen lebte, doch dieses war auf keine Weise zu veranlassen, dem Feste beizuwohnen. Jenes Mädchen war eine Waise, denn ihr Vater war mit den Kriegern ausgezogen, um die Burg zu beschirmen, war aber nicht zurückgekehrt; um ihren Vater weinte das Mädchen Tag und Nacht.

In einer Nacht überfielen die „eisernen Männer“ das Mädchen, führten sie zur Burg und gaben ihr ihrer Schönheit wegen nach der Gottesmutter den Namen Maria. Als das Mädchen aber von den Freuden und Lustbarkeiten der Feinde nichts wissen wollte, kündete man ihr an, daß sie sterben und die Schlüssel der Burg in Verwahrung nehmen müsse. Die „Eisenmänner“ ergriffen sie und mauerten sie lebendig mitsamt den Schlüsseln ein. Nun waren sie sicher, daß kein Feind die Burg einnehmen könne, da ja die Schlüsselbewahrerin für den Nicht-Eingeweihten unauffindbar war. Sieben Tage und sieben Nächte stöhnte und wimmerte das unglückliche Mädchen in den Mauern. Die Vögel umflatterten zwar nach alter Art des Nachts die Burg, zwar wollten sie die Mauern wieder niederreißen, allein das Stöhnen des Mädchens erschreckte sie so sehr, daß sie weit fortflogen und nicht mehr wiederkamen. Am achten Tage verstummte das Wimmern der Unglücklichen; die Mauern erhoben sich immer höher und höher und schon nach einem Jahr konnte die Burg eingeweiht werden. Nach dem eingemauerten Mädchen wurde das Schloß Alluksne „Marienburg“ genannt, aber die umwohnenden Letten gebrauchen bis auf den heutigen Tag den alten Namen.

J. Krehslin, Latw. teikas is Maleenas. Hrsg. von P. Behrsinsch I (Riga 1888), S. 24 ff. — R. Krimberg, Rig. Tagebl. 1893, Nr. 135. — Vgl. Nr. 94, 132, 137.

---

188. Die schöne Anne.

Eine schöne Lettin, Anne, lebte einst in den Oppekalnschen Bergen. Der Bewunderer zählte sie viele, doch keiner vermochte ihre Liebe zu gewinnen. Zwei Nachbarssöhnen aber hatte ihr seelenvolles Auge das Herz gleich heiß entflammt, daß sie beide Anne liebten, mehr als ihr Leben. Als endlich das Mädchen sah, daß sie für den einen oder den andern sich entscheiden müßte, brachte die Wahl ihr namenlose Pein. Zur Kürzung der Liebesqualen verständigten sich endlich die beiden Bewerber, mit einander um den

Besitz der Heißgeliebten zu kämpfen. Welch ein Kampf entbrannte da in den Gluten der Liebe und Eifersucht! Keiner siegte, keiner wich, bis endlich von Wunden bedeckt beide Kämpfer entseelt zu Boden sanken. Anne sah es und zum erstenmale regte die Liebe ihren Busen. Unversiegbare Thränen entströmten ihren Augen. Anne weint noch heute. „Anne raud", Anne weint, heißt bis auf die Gegenwart das Haus, wo sie trauerte. Dort auf dem Felde moderten noch lange die Gebeine der beiden Bewerber; die des einen wurden weiß, die des andern schwarz. „Baltais-kauls", Weißes Gebein, heißt noch immer der Bauernhof zur Seite von Anneraud und „Mellais-kauls", Schwarzes Gebein, das zur andern Hand.

Stavenhagen, Album balt. Ansichten Bd. II, Oppekaln, S. 7.

189. Dorpats Name.

Woher die Stadt Dorpat ursprünglich den Namen überkommen, ist ungewiß. Doch wollen einige, es komme der Name her von den beiden niedersächsischen Wörtern „dar bet", das ist „dort weiter." Denn da die Deutschen, sagen sie, sich dieses Ortes bemächtigt und allda eine ordentliche Stadt zu bauen Balken den Strom herabgeflößt, solche Balken aber an einem Ort des Ufers angestoßen und stehen geblieben, haben etliche aus denselben solches für ein gut Zeichen gehalten und gewollt, daß man an selbigem Orte die Stadt anlegen sollte. Andere aber haben diesem widersprochen mit den Worten: „Dar bet!" das ist „Dort weiter!" Und weil dieser letzten Willen den Platz behalten, sei folgends die Stadt genannt worden Darbet.

Kelchs Chronik, S. 68. — Inland 1851, Sp. 497. — Pabst, Bunte Bilder, II 26.

190. Wie Neu-Pernau verbrannt werden sollte.

In alten Zeiten wohnte in Alt-Pernau ein Bischof, der mit Neid eine Ansiedlung auf der südlichen Seite des Flusses ansah, da er fürchtete, daß dadurch seine Stadt leiden würde. Zwar waren es nur etwa zwanzig kleine Fischerhäuser, die an der Stelle errichtet waren, wo später eine Kapelle stand und in neueren Zeiten zwei Kreuze errichtet sind zum Andenken an einen polnischen General und seinen Diener, die hier bei der Verteidigung der Stadt gegen

die Schweden gefallen sein sollen. Der Bischof hatte einen Knecht und eine Magd, die sich gerne heiraten wollten, aber keine Mittel besaßen, um ein Hauswesen zu gründen. Diesen versprach ihr Herr eine große Summe Geldes, wenn sie die Fischerhäuser, den Anfang der neuen Stadt, anzünden wollten. Dies geschah und als die Flammen in die Höhe schlugen, machte der Bischof auf einem bereitgehaltenen Schiffe sich davon und fuhr nach Deutschland. Da die Mordbrenner ergriffen und zum Feuertode verurteilt waren, wurde das Urteil vollstreckt auf dem Hochgericht, dessen Stelle noch jetzt eine große Linde an dem Wege nach Reval bezeichnet.

Rußwurm, Nachrichten über Alt-Pernau (Rev. 1880), S. 13 ff. (nach Erzähl. Pernauscher Fischer). — Die Sage hängt zusammen mit dem Versuch des Pfaffen Joh. Droste, Neu-Pernau 1533 in Brand stecken zu lassen; vgl. ebenda S. 13.

191. Der Kapellenherr in Fickel.

Ein Besitzer des Gutes Fickel in Estland war ein sehr böser und tückischer Herr und quälte seine Leute unbarmherzig. Stock und Peitsche arbeiteten in den Händen der Frohnvögte vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Das schlimmste Leben aber hatte der Kutscher. Wenn der Herr von Hause war, konnten die anderen aufatmen, während beim Kutscher dann erst recht die Tage der Pein begannen. Endlich starb der böse Herr. Vor seinem Tode hatte er ganz nahe bei der Kirche eine kleine Kapelle erbauen lassen; und in dieser Kapelle, hatte er befohlen, solle man ihn beerdigen, in der Hoffnung, daß der Teufel ihn dort nicht erreichen könne. Aber schon in der folgenden Nacht hörte der Kutscher das laute Gerassel eines Wagens immer näher herankommen; er dachte, fremde Herrschaften kämen zum Besuch, und lief zum Stall, um die Pferde entgegenzunehmen. Wie erschrak er aber, als er sah, daß die prächtige Kutsche mit acht kohlschwarzen Hengsten bespannt war, die in sausender Karriere heranjagten und aus deren Mäulern und Nüstern ein Feuerstrom hervorsprühte. Und der auf dem Kutschbock saß, das war niemand anderes, als der frühere Gutsherr, während der Teufel in der Kutsche lehnte und zum Zeitvertreib mit der Peitsche seinem Kutscher tüchtig den Rücken bearbeitete. Vor der Treppe des Herrenhauses bleiben die Pferde stehen. Der Teufel springt aus der Kutsche und der tote Herr vom Kutschbock. Die Thüren öffnen sich vor

ihnen von selbst, beide treten hinein und wandern dann mit lautem Geräusch und Gepolter aus einem Zimmer ins andere. Endlich als der Hahn krähte, liefen beide schnell wieder hinaus; hier springt der Herr auf den Kutschbock, der Teufel in die Kutsche, und die Pferde rasen wie der Wind davon; der Gehörnte aber, beginnt von neuem mit der Peitsche des Herrn Fell zu gerben.

Das alles sah der Kutscher aus der Entfernung mit an, doch wagte er es nicht, näherzutreten. Am nächsten und an jedem folgenden Abend wiederholte sich genau dasselbe. Der Kutscher freute sich anfangs sehr, daß dem Herrn jetzt seine Thaten heimgezahlt würden. Auf die Dauer wurde es jedoch ihm sogar zu viel. Denn während der Teufel und der Herr des Nachts im Herrenhause polterten und lärmten, konnte der Kutscher kein Auge schließen. Da es nicht besser wurde, ging er zu einem weisen Mann. Der sagte, um das Wiederkehren des Teufels und des verstorbenen Herrn zu verhindern, sei weiter nichts nötig, als auf jedem Fenster der Kapelle ein Kreuz zu machen und sie alsdann zuzumauern; dann würden die Bewohner des Gutes von den nächtlichen Gästen befreit werden.

Inzwischen hatte die Schloßherrin in großer Angst alles gethan, um den Heimgänger von sich fern zu halten, allein vergeblich. Niemand wußte Rat. Endlich bot sie demjenigen eine Tonne Gold, der Hilfe schaffen würde. Der Kutscher, von dem weisen Manne unterrichtet, meinte, der Herr werde nun schon genügend gepeinigt sein. So ging er zur Frau und versprach, das Gespenst zu vertreiben, wenn sie ihm den versprochenen Preis zahlen wolle. Diese versprach es und nun wies der Kutscher sie an, was sie zu thun hätte. Die Fenster der Kapelle wurden zugemauert und sind es von der Zeit an bis heute geblieben. Als darauf der Kutscher zur Schloßherrin ging, um seinen Lohn zu empfangen, hieß diese ihn warten, denn sie könne nicht sicher sein, daß der Herr mit dem Teufel nicht wieder des Nachts käme, um sie zu quälen. Der Kutscher wartete einige Wochen; doch auch jetzt erhielt er dieselbe Antwort. Er ging zum drittenmal hin; aber auch diesmal kein besserer Bescheid. Nun wurde es ihm klar, daß man ihm gar keine Belohnung geben wolle. Nochmals ging er zu der Frau und drohte, den Herrn wieder herbeizurufen, wenn sie ihr Versprechen nicht halte. Vergebens. Aber der Kutscher verstand keinen Spaß. Ohne Zögern lenkte er seine Schritte zur Kapelle, brach in ein Fenster ein Loch hinein und schlug das Kreuz heraus; dann ging er nach Hause, als wäre nichts geschehen. Mit Sehnsucht erwartete er hier den Abend.

Und der Abend kam und mit ihm die alten Gäste: wieder fuhr eine Kutsche, mit acht Pferden bespannt, in den Hof; der Herr saß auf dem Bock, der Teufel in der Kutsche und bis zum Hahnenschrei polterten und lärmten sie wieder im Herrenhause. Am anderen Morgen war das erste, was die Frau that, daß sie den Kutscher rufen ließ und ihn bat, daß er die Gespenster wieder banne. Der verlangte seinen versprochenen Lohn und sofort ließ nun die Frau ihm eine Tonne Goldes auszahlen. Dagegen nahm nun der Kutscher einen Maurer mit, zeigte ihm das Loch im Fenster der Kapelle, ließ ein neues Kreuz vorlegen und dann das Loch wieder zumauern. Von der Zeit an sind der Teufel und der Herr nicht mehr zum Besuch auf dem Gute erschienen.

Eisen, Esiwanemate warandus, S. 90 ff. — Auch von einem bösen und harten Gutsherrn von Pallo (bei Weissenstein), der als Wiedergänger erscheint, weiß die Sage zu erzählen, vgl. Eesti kirjameste Seltsi aastaraamat 1890, Beil. S. 95. —

192. Die Nonnen von Dirslät.

Das Wohnhaus des Gutes Dirslät in Estland soll früher ein Nonnenkloster gewesen sein und man unterscheidet noch jetzt einzelne Zellen und Gewölbe, in denen die Nonnen gelebt haben. Auch ging die Sage, daß öfter weiße Gestalten in den Zimmern umhergingen und die Bewohner des Hauses erschreckten. Das Gut wurde verkauft und der Käufer, ein Graf Rehbinder, zog ein, ohne auf die Gerüchte von umgehenden Gespenstern zu achten. Eines Abends aber sah er ganz deutlich eine größere und eine kleinere weißgraue Gestalt durch das Zimmer schweben, mehrere Gemächer und Gänge durchwandeln und endlich in einer Kammer verschwinden. Er erzählte die Sache dem Prediger, der an der Stelle, wo die Gestalten in die Erde gesunken waren, nachgraben ließ und menschliche Gebeine, größere und kleinere, daselbst fand. Diese wurden auf dem Kirchhofe beerdigt und seitdem hat sich nie etwas gespenstisches wieder sehen lassen.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 59. Aus Hapsal, deutsch. Ähnliches von Linden.

193. Die Geldmünzer von Leal.

Wer nach dem Städtchen Leal kommt, dem fällt schon von fern das Gemäuer des alten Schlosses ins Auge, das die Gestalt eines

großen Hundes zu haben scheint. Diese Gestalt hat es aber, wie die Leute sagen, deshalb, weil in diesem Schlosse einst der Höllenhund hauste. In Kriegszeiten ward das Schloß verheert, aber auf des mächtigen Hundes Gebot blieb ein Teil der Mauern in Hundegestalt stehen. Da trieb der Höllenhund sein Wesen wie ehedem. Von den Menschen wagte es keine Seele abends oder nachts dem Schlosse nah zu kommen, denn wenn es finster war, hörte man dort immer ein Getöse und Gepolter.

Ein junger Edelmann, der von der Geschichte des Schlosses hörte, nahm sich vor hinzugehen, um zu erfahren, was es nachts im Schlosse gäbe. Wohl warnten ihn seine Freunde, aber er achtete dessen nicht, lachte sie mit ihrer Furchtsamkeit aus und ging tapfer hinauf zum Schloß. Mitten auf dem Wege trat ihm ein langer Mann in schwarzen Kleidern entgegen und hieß ihn zurückgehen. Der Edelmann kehrte sich aber nicht daran, sondern schritt rüstig weiter. Plötzlich verschwand der Boden unter seinen Füßen und er sank in die Tiefe. Endlich gewann er wieder Halt, schlug die Augen auf und fand, daß er auf ein Strohlager gefallen war. Er stand in einem weiten Saale, der viele Ausgänge hatte. Ein lauter Lärm schlug an sein Ohr. Jetzt sah er sich genauer um und bemerkte, daß eine von den Thüren halb geöffnet war und daß in dem anstoßenden Saale viele Werkleute arbeiteten. Furchtlos trat er über die Schwelle in den Saal. Da lagen ungeheure Haufen von eitel Silber und Gold, davon trugen die Männer Stück um Stück auf den Ambos und schlugen alles zu Geld. Staunend betrachtete der Edelmann das Werk der Geldmünzer. Plötzlich erblickte ihn einer von den Männern.... Du mußt sterben! rief er aus. Bisher hat noch keines Menschen Auge unsere Arbeit belauscht! — Lassen wir ihn am Leben! riefen die anderen. Er muß aber geloben, nichts davon zu verraten, was er hier sieht. Sonst wird ihn unser Wirt, der Hund, von der Oberwelt hierher bringen und ihm auferlegen, bis in Ewigkeit Geld zu schlagen!

Der Edelmann gelobte mit einem Eide Stillschweigen. Damit gaben sie sich zufrieden und bevor er sich noch recht besinnen konnte, verschwand alles vor seinen Augen und er stand wieder oben vor dem Gemäuer.

Der Edelmann hielt sein Wort. Zehn Jahre gingen so vorüber und niemand hatte etwas davon gehört, was mit ihm unter dem Schlosse geschehen war. Als er nun eines Tages alles dessen gedachte, stand auf einmal ein schwarzer Mann neben ihm, stellte einen tüchtigen Sack vor ihn hin und sprach: Das soll dein Lohn

sein, weil du dein Wort gehalten hast! — Der Sack aber war voll Gold und Silber.

Jetzt begann für den Edelmann ein neues Leben. Ohne Unterlaß gab er Feste und suchte Lustgelage. Von seinem großen Vorrat nahm er Gold und Silber nach Bedarf, aber der Schatz ward darum nicht kleiner. Alle wunderten sich über seinen Reichtum und suchten zu erforschen, woher er ihn habe.

Einst feierte der Edelmann ein prächtiges Fest. Da brachten sie wieder die Rede auf seinen Reichtum. Der Edelmann aber, dem der Wein die Zunge löste, erzählte den Gästen alles, was sich zugetragen. Doch kaum war das Fest zu Ende und die Gäste vom Hof gefahren, als der Edelmann spurlos verschwand. Wohl suchten sie ihn allerwegen, aber vergeblich. Endlich fiel es ihnen ein, was er von der Drohung der Unterirdischen geredet hatte. Da nun viele von ihnen, als sie von jenem Feste heimfuhren, einen schwarzen Hund auf dem Edelhofe gesehen hatten, so meinten sie, das könne kein anderer gewesen sein, als der Schloßhund von Leal, der den Schwätzer geholt und zur Münzerarbeit abgeführt habe.

Rußwurm, Sagen, a. der Wiek, S. 67. (Aus Hapsal, deutsch; etwas abweichend.) — Jannsen, Märchen u. Sagen II 132 ff. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 55 ff.

194. Das Geisterfest zu Lode.

Eines Abends war ein alter Diener aus dem wiekischen Schloß Lode ins Dorf gegangen, wo er sich im Kruge mit einigen Freunden unterhielt. Da seine Herrschaft nicht zu Hause war, ließ er sich Zeit und kehrte erst um Mitternacht zum Schlosse zurück. Als er sich näherte, sah er zu seinem größten Erstaunen das ganze obere Stockwerk hell erleuchtet, und da er glauben mußte, daß seine Herrschaft unvermutet wieder angekommen sei, befiel ihn eine große Angst; denn alsdann mußte er vermißt worden sein und konnte für den andern Morgen auf eine gute Tracht Prügel rechnen, zumal wenn auch Besuch von Fremden dasein sollte, bei deren Aufwartung thätig zu sein er verpflichtet gewesen wäre. Was blieb zu thun? Sich zu überzeugen, ob die ganze Erscheinung nicht etwa nur ein Blendwerk seiner geängsteten Sinne sei, eilte er hinzu, setzte die Leiter an und guckte oben durch's Fenster. Der große Saal war durch viele Lichter erhellt, aber nicht seine Herrschaft erblickte er, sondern eine zahllose Menge kleiner Gestalten, die sich in lebhaftem Tanze

drehten; eine leise, liebliche Musik tönte dazu, und ganz entzückt schaute er das Treiben der niedlichen Leutchen an, die sich in ihrem Vergnügen durch ihn keineswegs stören ließen. Unwillkürlich klopfte er an's Fenster, aber in demselben Augenblick erhielt er auch von unsichtbarer Hand eine so derbe Ohrfeige, daß er von der Leiter herabstürzte und halb bewußtlos liegen blieb. Als er sich wieder besonnen hatte und nach den Fenstern hinaufblickte, waren die Lichter ausgelöscht und alles verschwunden, auch ließ sich hernach in dem Zimmer nicht die geringste Unordnung oder Veränderung spüren.

Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurl. I 343 (Rußwurm. Aus Hapsal, deutsch).

195. Der Mönch in Lode.

Vor vielen Jahren kehrte ein Offizier in dem Schlosse Lode ein und wurde vom Gutsherrn, dem Grafen Buxhöwden, freundlich aufgenommen und eingeladen, die Nacht da zuzubringen. Zwar könne er ihm kein anderes Zimmer anweisen, als eins am äußersten Ende des Schlosses, in welchem es bisweilen spukte. Der Offizier äußerte sich sehr zufrieden damit, da er dann doch vielleicht Gesellschaft haben werde, und legte sich getrost schlafen. Um Mitternacht hörte er ein Geräusch, blickte auf und sah einen Mönch vor sich stehen, der ihm winkte, ihm zu folgen. Dies geschah, und der Mönch führte ihn durch lange Gänge bis in eine Ecke, wo er den Kalk von der Wand abschlug und einen Wandschrank öffnete. Aus demselben nahm er einen großen Schlüssel, reichte ihn dem Offizier und führte diesen dann zum Hause hinaus vor das Thor auf einen kleinen Hügel. „Hier“, sprach er, „grabt nach, und wenn ihr auf eine große eiserne Thür stoßt, so schließt sie mit dem Schlüssel auf.“ Darauf verschwand er. Der Offizier aber sank ermattet von der großen Aufregung hin und verlor das Bewußtsein. Als er am andern Morgen erwachte, hatte er den Schlüssel, der noch jetzt in Lode aufbewahrt wird, in der Hand und erzählte von der Erscheinung; doch fand man es nicht ratsam, eine Nachgrabung anzustellen.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 62 (Aus Hapsal, deutsch).

196. Das Amen.

Ein Priester nahm zwei arme Knaben zu sich, um sie für den Kirchendienst zu erziehen. Beide lernten auch außerordentlich rasch ihre Pflichten und dienten bei der Messe und allen heiligen Hand-

lungen als Chorgehilfen mit großen Eifer, doch waren sie in ihrer Sinnesart sehr verschieden. Während der eine demütig nur Gottes Ehre bei seinen geistlichen Verrichtungen im Auge hatte, dachte der andere nur an die durch sein musterhaftes Betragen erworbene Ehre und die Beförderung zu einträglichen Stellen. Er gelangte auch zur Würde eines Priesters und zuletzt eines Domherrn in Hapsal (?), ja er hatte sogar Aussicht, zum Bischof gewählt zu werden. Doch Gott gefiel nicht sein hochmütiger Sinn, der sich unter anderem darin zeigte, daß er bei seinen Gebeten stets das Amen wegließ. Ehe noch die Wahl angestellt wurde, verfiel er in eine Krankheit und starb. Zur Strafe wurde ihm auferlegt, daß er das ihm anstößige Wort Amen gänzlich vergessen und so lange ruhelos auf Erden umherschweifen solle, bis er es wieder finde. So mußte denn der Unglückliche Jahre lang aus seiner Ruhestätte aufstehen und zeigte sich besonders in mondhellen Nächten den Vorübergehenden, erschien auch, nachdem schon die katholische Religion abgeschafft war, in den Zimmern des Schlosses, am häufigsten in dem Studierzimmer des Schloßpredigers, der sich so an seinen Anblick gewöhnt hatte, daß er ruhig fortstudierte, wenn das Gespenst in einer Ecke saß und murmelte. Eines Abends hörte er deutlicher als bisher den Wiedergänger ein Gebet hersagen und erkannte bald, daß er das Vaterunser in lateinischer Sprache bete, aber jedesmal das Amen weglasse. Als das Gespenst wieder ans Ende des Gebets kam, rief er mit starker Stimme: „Amen!" dazu. Fröhlich wiederholte der Geist das Amen, dankte dem Prediger, verschwand und hat seitdem Ruhe im Grabe gefunden.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 35 (Aus Hapsal, deutsch).

---

197. Revals Gründung.

I.

Vor mehr als achthundert Jahren lebte in Dänemark ein König, dessen beide Kinder, ein Sohn und eine Tochter, in verbrecherischer Liebe gegeneinander entbrannt waren. Als der König diese strafbare Zuneigung entdeckte, verbannte sein gerechter Zorn die Prinzessin, als den am meisten schuldigen Teil, für immer aus dem Lande. Sie wurde auf ein Schiff gebracht mit der Weisung, sich nun selbst einen entfernten Aufenthaltsort für ihre übrige Lebenszeit zu wählen, Der Sturm trieb die reuige Verbannte an die Küste Estlands und die Stelle wurde ihr so lieb, daß sie beschloß, sich hier niederzu-

lassen und von ihren mitgebrachten Schätzen eine Stadt zu gründen, die nachher Tani-lin, Dänenstadt, genannt wurde, jetzt aber Reval heißt. Auf dem Domberge daselbst soll das Schloß der Prinzessin gestanden haben. In späterer Zeit hat der König von Schweden sie wieder mit ihrem erzürnten Vater versöhnt und Estland kam bei dieser Gelegenheit nach und nach immer mehr unter die Herrschaft der Dänen.

II.

Reval, geht die gemeine Sage, habe den Namen von dem Fall eines Rehes, das auf diesem Platz sein Ende genommen haben soll. Denn wie König Woldemar diese Lande bekrieget und zum Glauben bracht, sei er, sagt man, eines Tages mit seinem Hofgesinde spazieren ausgeritten und zur Ergötzung sei ein Jagen fürgenommen worden. Nun sei eben unter andern Tierlein dieser Landesart auch ein schönes Reh mit aufgetrieben, welches dem König insonderheit so wohl gefallen, daß er befohlen habe, dasselbe womöglich lebendig zu bekommen. Wie auch ein jeder sich darauf bemüht und das arme Rehlein gesehen, daß es von allen Orten her umschränkt war, sei es diesem Ort zugelaufen und endlich, da ihm Menschen und Hunde emsig nachgehängt, man auch nicht anders vermeint, als daß es da bestehen bleiben und sich gefangen geben müßte, nicht wissend wo mehr aus oder ein, zum Teil aus Schrecken, zum Teil aus Müdigkeit über den Klint oder Felsen herunter gestürzt und im Fall den Hals gebrochen. Ist mir auch wohl eher der Ort des spitzen und scharf herfürragenden Steinfelses oder Klints, der in der Höhe zwischen der Schwester-Pforten und der andern vorgebaueten Pforten, da die Zugbrücke ist, sich sehen läßt, vor die rechte Malstatt gezeigt und gewiesen worden, von dannen herunter das Reh seinen tödlichen Fall soll genommen haben.

I. Nach mündl. Erzählung des Seppa Ado von Boubrig, Verhandl. der gel. estn. Ges., Bd. II, 3, 72. — Pabst, Bunte Bilder I, 61. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 23.

II. M. Brandis, Liefl. Gesch. Mon. Liv. ant. III, 88. — Inland 1846, Sp. 525 ff. in Versen. — Vgl. Kruse im Inland 1851, Sp. 429 ff.

---

198. Die Riesenjungfrau und Reval.

Von der dicken und hohen Mauer, die zur Seite des sogenannten langen Domberges in Reval die Unterstadt von dem Dome trennt, erzählt der Este, eine starke Jungfrau — wahrscheinlich eine der Riesen- oder Kalewsjungfrauen — habe sie aufgebaut, nachdem sie die Steine dazu in ihrer Schürze herbeigetragen.

Pabst in Ill. Reval. Alman. 1856, S. 42. Nach einer von Rußwurm in Kertell auf Dagö gehörten Version ist es ein „unterirdisches" Mädchen, das die Steine in der Schürze herbeiträgt und die Mauer an einem Morgen vor acht Uhr erbaut. Ebenda.

---

199. Warum Reval niemals fertig werden darf.

Jeden Herbst einmal steigt in finsterer Mitternacht ein kleines, graues Männlein aus dem Oberen See bei Reval, geht den Berg hinunter an das Stadtthor und fragt den Thorwächter: „Ist die Stadt schon fertig, oder giebt es dort noch etwas zu bauen?" In großen Städten pflegt es nun so zu sein, daß die Bauarbeit selten feiert, denn wenn auch keine neuen Gebäude aufgeführt werden, so giebt es doch allerorten an den alten zu bessern und zu flicken und sonstiges zu thun, so daß kaum eine Zeit eintritt, wo alle Werkleute ruhen. Sollte aber auch einmal alle Arbeit stillstehen, so darf man doch das dem Seemännlein nicht verraten. Deshalb ist von Obrigkeit wegen allen Thorwächtern strenger Befehl gegeben, auf die Frage des alten grauen Männleins jedesmal zu antworten: „Die Stadt ist noch lange nicht fertig, viele Gebäude sind erst zur Hälfte aufgeführt und es kann noch manches liebe Jahr währen, bis alle Arbeiten zustande gekommen sind." Das fremde, alte Männlein schüttelt dann zornig den Kopf, murmelt etwas in den Bart, was der Wächter nicht versteht, dreht sich rasch um und geht zum Oberen See zurück, wo sein bleibender Aufenthalt ist. Sollte ihm auf seine Frage jemals die Antwort gegeben werden, daß es in der fertig gewordenen Stadt nichts mehr zu bauen gebe, so würde Reval zur selbigen Stunde ein Ende nehmen, weil der Obere See mit seiner ganzen Wassermasse vom Laaksberge herab ins Thal stürzen und die Stadt samt allem, was darinnen ist, ersäufen würde.

D' Arlincourt, L'étoile polaire (Paris 1843) II 80. — Kreutzwald, Eestirahwa ennemuistesed jutud, S. 336. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen, S. 152. — Eesti-Postimees 1867, Nr. 18. — Sitz: Ber. d. gel. estn. Ges. 1867, S. 10. (Durch Mickwitz, der die Sage, vgl. das., mit der über die Entstehung des Oberen Sees durch Lindas Thränen aus dem Kalewipoeg V. 350 ff. in Zusammenhang bringt.)

---

200. Das Hanepi-Dorf.

Auf einem Felde des Gutes Karrits bei Wesenberg befinden sich noch heute die Spuren eines alten Dorfes. Diese Stelle wird

noch jetzt vom Volke Küllaaseme-mäggi (Berg der Dorfstelle) genannt. Alte Leute erzählen, daß dort in alten Zeiten das prächtige Dorf Sanepi gestanden habe, dessen Einwohner die reichsten und stolzesten Leute in ganz Wierland gewesen seien. Sie wußten oft nicht mehr, was sie in ihrem Stolz und Übermut alles thun sollten. Häufig spannten die jungen Leute des Dorfes um Johannis ihre Pferde vor eiserne Schlitten, um so zur Kirche zu fahren. Die Pferde waren so schön und stark, daß man die des Gutsherrn mit ihnen gar nicht vergleichen konnte. Und auch die Männer von Sanepi selbst waren groß und kräftig wie Riesen. Einst versuchten zwei Männer mit einer eisernen Brechstange ihre Kräfte im „Wägipulka"*) und zogen so stark, daß sie die Stange krumm bogen. Ein anderesmal ritt ein Mann aus Sanepi eines Sonntags morgens mit seinem Hengst in die Kirche hinein mitten unter die versammelte Gemeinde, kehrte dort um und ritt nach Hause. Unterwegs aber nahm sein Pferd reißaus und brachte ihn auf eine trockene Wiese nach Borkholm, wo es den Unglücklichen gegen einen Stein schleuderte, sodaß sein Übermut dort für immer ein Ende fand. Die Einwohner von Sanepi besaßen auch ihre eigene Branntweinbrennerei, von der noch jetzt eine große Grube oder Höhle auf dem Küllaaseme-mäggi zeugt. In dieser Brennerei, sagt man, haben die Männer von Sanepi der Reihe nach Branntwein gebrannt, ein jeder seinen jährlichen Bedarf. Heute weiß niemand mehr zu berichten, wann dieses stolze Dorf verschwand oder wer es zerstört hat. Nichts ist von ihm übrig geblieben, als der Name Sanepi, der dem Berge und dem in der Nähe liegenden Birkenwäldchen beigelegt worden ist.

J. Kunder, Eesti muinas jutud (Rakweres, Wesenberg 1885), S. 151.

---

201. Die Kaufmannstochter von Narva.

In der Sadt Narva war vorzeiten großer Reichtum, und derselbe wurde durch den Handel mit der Kunglainsel und mit andern Ländern jenseits des Meeres von Jahr zu Jahr größer. Man erzählt, daß jeden Sommer hunderte von fremden Kauffahrern aus allen Gegenden in den Hafen von Narva einliefen, um ausländische Waren zu bringen und dafür die Erzeugnisse unseres

*) Das ist eine Kraftprobe, wobei zwei mit den Füßen gegeneinander auf der Erde sitzen und mit einem gemeinschaftlich angefaßten Stocke sich gegenseitig in die Höhe zu ziehen suchen.

Landes zu holen. Von Narva aus nahmen die Waren dann eine doppelte Richtung: ein Teil wurde nach Dorpat verführt, der andere größere über Pleskau nach Rußland; deshalb mußten die Fahrzeuge der narvaschen Kaufleute im Sommer ununterbrochen auf dem Flusse und auf dem Peipus schiffen, während im Winter die Frachtfuhren übers Eis zogen.

Zu der Zeit, wovon die Rede ist, besaß ein Kaufmann in Narva ein so bedeutendes Vermögen, daß die großen Kellergewölbe unter seinem Hause von der Diele bis zur Decke mit Tonnen Goldes und Silbers angefüllt waren. Aber Gott hatte dem reichen Manne nur eine einzige Tochter gegeben, die all das Geld nach ihrer Eltern Tode erben sollte. Es läßt sich leicht denken, daß es ihr an Freiern nicht fehlte, weil reiche Mädchen damals ebenso hoch im Preise standen und ebenso gesucht waren wie heutzutage. Die Bewerber um die Hand der reichen Kaufmannstochter strömten aus allen Landen herbei, darunter auch Söhne vornehmer Leute, aber keines einzigen Branntwein wurde angenommen. Wie es nicht selten geschieht, daß in Heiratsangelegenheiten reiche wie arme Mädchen ganz anders denken und ganz andere Wünsche hegen als ihre Eltern, so wars auch hier der Fall. Während die Eltern einen reichen oder auch einen vornehmen Schwiegersohn wollten, hatte sich ihr Töchterchen in der Stille einen Liebsten erwählt, der weder einen großen Namen noch Reichtümer noch sonst etwas besaß, was ihn über die andern hätte erheben können; gleichwohl liebte ihn das reiche Mädchen von ganzem Herzen und war fest entschlossen, entweder dieses Jünglings Gattin zu werden, oder als alte Jungfer hinter ihren Geldkisten zu verwelken. Zwar wußte sie so gut wie ihr Geliebter, daß die reichen Eltern einem so lumpigen Freier ihr einziges Kind nicht geben würden; allein die Liebenden hofften zuversichtlich, daß irgend ein unvorhergesehener Glücksfall ihnen zu Hilfe kommen werde.

Da segelte eines Tages ein junger Schwedenkönig in den Hafen von Narva ein, stieg aus dem Schiffe und begab sich geradesweges in die Wohnung des reichen Kaufmannes, — wie die Leute meinten, um Geld zu borgen. Aber nach einigen Stunden war es in der ganzen Stadt bekannt, daß der junge König des reichen Kaufmanns Schwiegersohn werden sollte. Der hochgeborene stolze Freier war von den Eltern sogleich mit solcher Freude empfangen worden, daß es ihnen gar nicht eingefallen war, vor Annahme seines Branntweines erst ihre Tochter zu fragen, ob sie diesen Bräutigam auch wolle. Das Sträuben und Weinen der Tochter wurde als kindische Thorheit verlacht, und ohne darauf Rücksicht

zu nehmen, verlobten die Eltern ihr Kind dem Könige; die Hochzeit sollte binnen einer Woche gefeiert werden.

Einige Tage vor der Hochzeit hatte des Königs Braut noch einmal eine heimliche Zusammenkunft mit ihrem früheren Geliebten, dem sie einen kostbaren goldenen Ring zum ewigen Andenken schenkte und zugleich beteuerte, wenn kein anderer Retter käme, so sollte der Tod sie von dem Schwedenkönige befreien. Drohungen dieser Art hatte sie schon zuvor ihren Eltern gegenüber wiederholt verlauten lassen, aber man glaubte nicht daran und machte sich nicht das geringste daraus.

Die Hochzeit wurde festlich begangen, aber in das Herz der jungen neuvermählten Frau drang keine Freude, vielmehr war sie anzusehen wie eine Blume, die im Sonnenbrande verdorrt. Als nun der König gleich nach der Hochzeit zu Schiffe gehen und mit seiner Gemahlin nach der Heimat segeln wollte, fiel die junge Frau einmal über das andere in Ohnmacht, also daß sie halbtot aufs Schiff getragen wurde. Am anderen Tage, als das Schiff schon auf hoher See schwamm, legte die junge Frau dieselben Festkleider an, in denen sie getraut worden war, und verlangte aufs Verdeck, um frische Luft zu schöpfen. Der König führte sie selbst die Treppe hinauf; oben ging sie einigemal auf und nieder und stürzte sich alsdann plötzlich, ehe jemand es hindern konnte, über Bord.

Wohl empfanden die Eltern bitteren Schmerz, als sie die Nachricht von dem unglücklichen Ende ihrer Tochter erhielten, aber was konnte das jetzt helfen? Den Toten kann all unsere Reue nicht wieder ins Leben zurückrufen.

Man erzählt, daß noch gegenwärtig, wenn der Wind von Schweden her kommt und die Wogen peitscht, mitten im Brausen des Sturms ein feines Ohr das Klagen und Weinen der jungen Königsfrau vernehmen kann.

Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud, S. 346. — Daraus übers. v. F. Löwe. Beiträge z. Kunde Est-, Liv- u. Kurl. I, 108. — Kreutzwald-Löwe, Estn. Märchen II 161. — 8. Sitz: Ver. d. Narvaschen Alt: Ges. 1865, S. 24 (Von Kreutzwald, kurz).

---

202. Arensburg.

Die Insel Oesel war früher viel kleiner und es lebten nur zwei Bauern darauf, die aber beide starke und mächtige Männer waren. Der eine von ihnen, Arnz, griff seinen Nachbar, Mohn, mit dem er schon öfter in Streitigkeiten verwickelt gewesen war, an und zwang

ihn endlich aus Oesel zu weichen und sich auf eine benachbarte kleinere Insel zurückzuziehen, die nach seinem Namen Mohn genannt wurde und auf welcher er eine große feste Burg errichtete. Arnz aber erbaute eine Festung, ein Schloß mit einer Stadt, die nach ihm den Namen Arensburg erhielt.

Zwischen der Wand des alten Schlosses zu Arensburg und dem Walle ist ein kleiner Teich, der jetzt gewöhnlich ausgetrocknet liegt. An der Wand sieht man die Überreste eines Vorsprungs, der sonst eine Kanzel gewesen sein soll und den man deshalb die Bischofskanzel nennt. Als nämlich die Feinde einst im Begriff waren, in das Schloß einzudringen, bestieg der Bischof die Kanzel und ermahnte die Verteidiger zu tapferer Gegenwehr. Da er aber bemerkte, daß die Festung doch in die Hände der Feinde geraten würde, stürzte er sich in den Teich und ertrank.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 36. (Aus Saulep estn. und aus Arensburg deutsch). — [Körber] Oesel einst u. jetzt (Arensb. 1887) I, 79. —

203. Die Erbauung Sonneburgs.

Die Oeselaner gewannen nichts mehr durch Schiffsstrandungen seitdem die vorsichtigen Dänen an der westlichen Küste der Insel eine Feuerbake errichtet hatten. Der Eigennutz und die Habsucht riet ihnen demnach auf die Zerstörung des Leuchtturms zu sinnen. Solches glaubten sie dadurch zu bewerkstelligen, daß sie an der Spitze desselben ein langes Schiffstau befestigten und an das untere Ende des Taues einige Züge Ochsen anspannten. Da nun die vordersten das Seil anzogen, so wurden die hinteren natürlich etwas in die Höhe gezogen, wobei die Antreiber der Tiere gerufen: „Halt, Brüder! Das geht nicht so. Seht ihr nicht, daß die Ochsen gen Himmel fahren?“ Zur Strafe dieses ihres Vorwitzes hätten sie das Schloß Sühneburg (Sonneburg) erbauen und, wie die Sage geht, den Kalk statt mit Wasser mit süßer Milch einrühren müssen.

Zuerst Nyenstedt, Mon. Liv. ant. II 9. — Arndt, Livl. Chron. II 98, — Körber im Inland 1839, Sp. 465. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 39. Vgl. das. die Anm. dazu: Das Volk in der Strandwiek belegt noch jetzt [1861] die Insulaner im Wortwechsel mit dem Schimpfwort: „Sinna torni kiskuja!“ d. h. du Turmzieher!

204. Der schlafende König.

Vor vielen Jahren hielt ein dänischer König, der die Insel Worms mit Gewalt der Waffen erobert hatte, sein Nachtlager in dem Dorfe Norby, und zwar in dem Gesinde Hetmann. Ehe er sich schlafen legte, sagte er: „Wenn ich diese Nacht ruhig schlafen kann, will ich das Dorf verschonen; sonst wird es morgen abgebrannt.“ Alles war sogleich still, das Vieh wurde entfernt, die Hähne in den Wald gebracht, und bald lag stiller Friede über der ganzen Gegend, so daß der König fest einschlief. Doch saßen die Wirtsleute ängstlich horchend im Vorhause, um jede etwa entstehende Störung sogleich entfernen zu können. Um Mitternacht glaubte die Wirtin im Zimmer des Königs etwas sich bewegen zu hören, schlich leise hinein und entdeckte im halben Mondscheine auf dem Tische etwas, von dem ein regelmäßiges Nagen oder Picken ausging. In der Meinung, es sei eine Maus, die des Königs Kleider zernagen oder ihn gar aus dem Schlafe wecken könne, schlug sie darauf und zertrümmerte — des Königs Uhr. Als am andern Morgen die Sonne aufging, lag der König noch im festen Schlafe, und als er erwachte, fühlte er sich so gestärkt und zufrieden, daß er Befehl gab, gegen die Bewohner des Dorfes keine Feindseligkeiten vorzunehmen. Beim Ankleiden bemerkte er, daß seine Uhr zerstört sei, ließ unwillig sogleich die Wirtsleute holen und bedrohte sie mit strenger Strafe. Zitternd fiel die Wirtin vor ihm auf die Knie, erzählte von ihrem Irrtum und von ihrer Sorge für des Königs Kleider und Ruhe und bat um Gnade und Verschonung. Gerührt und lachend über ihre Unwissenheit verzieh ihr der König und verließ das Dorf voller Huld, begleitet von den dankbaren Segenswünschen der Bauern.

Rußwurm, Eibofolke § 132 (Aus Worms, schwed.). — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 56.

---

205. Busby.

Die Bauern von Busby auf der Insel Worms waren ehemals reiche Leute; auf jedem der fünfzehn Haken dieses Dorfes wohnte nur ein Bauer. Aber sie trieben großen Übermut. Die jungen Burschen z. B. ritten auf ihren stolzen Pferden nie ohne Sattel und trugen große Reiterstiefel und Sporen; die Mädchen schmückten sich mit goldenen und silbernen Ringen und Spangen. In einem

Jahre waren in Busby fünfzehn Hochzeiten, bei denen es hoch herging; außerdem lebten da fünfzehn Paare, die sich gar nicht hatten trauen lassen. Der Tanz, das Essen und Trinken hatte kein Ende. So tanzten sie in ihrem Übermut und in der Trunkenheit nach der Musik des Dudelsacks auch im Freien. Da erschien aus dem Wasser ein Meermann, wie eine große menschliche Gestalt, mischte sich unter die Tanzenden, und da der Spielmann nicht so spielte, wie es der Meermann verlangte, packte dieser ihn beim Kopf, drehte ihm den Hals um und nahm dann selbst das Instrument zur Hand, auf dem er mit solcher Meisterschaft blies, daß alle in wilder Lust und Freude herumtanzten. Als er endlich wieder aufstand und ins Meer zurückkehrte, folgte ihm die ganze Gesellschaft tanzend nach und versank ins Meer. Zu gleicher Zeit wurde das Dorf vom Meere überschwemmt und nur ein Bräutigam rettete sich auf den Boden einer Kornkammer und zog an seinem Gürtel, der mit messingnen Schnallen verziert war, auch seine Braut nach sich. Als die Bewohner der andern Dörfer nach Busby kamen, fanden sie den Ort wie ausgestorben; der Musikant war das einzige menschliche Wesen, das sich vorfand, aber er war tot und an einer Thür gekreuzigt; neben ihm lag sein Dudelsack. Nach längerem Suchen gab sich auch das versteckte Brautpaar zu erkennen. Der Edelhof auf Worms zog infolge dieser Begebenheit das Dorf Busby ein, dessen Gebiet jetzt die Felder von Magnushof bildet. Die Wormsschen aber, die noch heutzutage den Weg zu zeigen wissen, auf dem die Unglücklichen in die See getanzt sind, verabscheuen seitdem den Gebrauch des Dudelsacks.

Rußwurm, Eibofolke § 381, 9. — Ders. Sagen a. Hapsal, S. 23. — Ders. Ill. Rev. Alman. 1856, S. 102. — Ders. Sagen a. der Wiek, S. 95. — In Versen von Pabst, Bunte Bilder I, 75. — Manchmal erscheint der Neck auf Busbyholm als apfelgraues Pferd am Ufer; man vermutet, daß es derselbe sei, der die Busbyschen weggeführt. Eibofolke § 382, 3. —

---

206. Die Burgen in Polnisch-Livland.

In der prächtigen Hügelwelle, die Polnisch-Livland durchzieht, erreicht der noch heute mit seinem deutschen Namen genannte Wolkenberg die größte Höhe, gekrönt von den Trümmern einer alten Burgruine. Am Südufer des herrlichen Rasno-Sees gelegen, dessen Wellen vor Jahrhunderten vielleicht seinen Fuß unmittelbar benetzten, steigt der Berg an drei Seiten steil empor, während die

vierte sich sanft zur Ebene niedersenkt. Meilenweit streift der Blick von der Höhe des Berges ins Land hinein, hinweg über dunkle Tannenwälder, glitzernde Seen und wogende Felder. An diesen Berg knüpft sich folgende Sage:

Vor alten Zeiten gehörte diese ganze Gegend einer stolzen Fürstenwitwe, der edlen Gebieterin auf Wolkenberg. Da sie jedoch keine männlichen Erben, sondern nur drei schöne erwachsene Töchter hinterlassen, so wurde das ganze Land in drei Gebiete geteilt und jedes davon mit einer besonderen, nach dem Namen der jungfräulichen Besitzerin benannten Burg versehen. Die älteste der drei Töchter, Rosalie, erhielt Rositten, die zweite Lucia—Ludsen, die jüngste Marie—Marienhausen. Das Mutterschloß auf dem Wolkenberge aber blieb nach dem Tode der alten Herrscherin unbewohnt und fiel der Verödung anheim.

G. Baron Manteuffel in Sitz: Ber. d. Rig. Alt: Ges. 1878, S. 62. Vgl. Neumann in Mitth. a. d. livl. Gesch. XIV, 300.

207. Burg Wolkenberg.

In unterirdischen Gemächern des Wolkenberges in Polnisch-Livland sitzt eine von ihrem eigenen Vater verwunschene, bildschöne Jungfrau und in den Kellerräumen der alten Burgruine sind viele Schätze verwahrt, die von zwei großen Hunden bewacht werden. Zur Nachtzeit aber kamen einst drei Hexen, die in der Nähe des See's gewohnt, die eine auf einem Besen, die andere auf einer Brotschaufel und die dritte auf einer hölzernen Mörserkeule über den Rasno-See auf den Berg geflogen, um dort allerlei Teufelswerk zu verrichten: Auf Pergament schrieben sie verwünschte Schrift, marterten ein unschuldiges Kind, drückten zum Spott ein Siegel auf die Schrift und warfen diese für ewige Zeiten in den See. Nachts soll der See furchtbar rauschen und stöhnen, während die Hexen mit den Teufeln auf dem Berge tanzen.

Matzulewicz, Pawujciszonas un wyssodi sposobi del zemniku Latwiszu (Wilna 1850), S. 202. — Darnach G. v. Manteuffel in Sitz: Ber. d. Rig. Alt: Ges. 1882, S. 24. — Bielenstein in Balt. Monatsschr. Bd. XXIX, S. 723.

208. Der Schatz bei Sirgen.

In der Nähe des Kirchhofs zu Sirgen in Kurland befindet sich eine Grube, die man die „Geldgrube“ (Naudes bedre) nennt. Einst

hieß der Gutsherr einige Arbeiter, den Schatz, von dem so viel geredet wurde, ausgraben; doch gebot er aufs strengste, daß keiner beim Graben ein Wort rede. Während der Arbeit aber bemerkten die Leute, daß sich auf dem gegenüberliegenden Hügel ebenfalls eine Schar Arbeiter einfand, die hurtig daran gingen, einen Galgen zu errichten. Und kaum hatten die Arbeiter den großen Geldkessel wirklich gefunden, da waren die auf der anderen Seite auch mit dem Galgen fertig. Als sie nun den schweren Kessel herausheben wollten, da riefen jene Henker: „Wen von diesen nehmen wir nun zuerst vor?" „Den Kahlkopf, den Kahlkopf," antwortete einer von ihnen. Einer der grabenden Arbeiter hatte nämlich einen Kahlkopf und dieser rief nun entgegen: „Warum denn nicht dich selbst?" Doch kaum hatte er das gesagt, als der eine Henkel des Kessels vom Hebebaum abglitt und der andere samt einem großen Stück des Kessels herausbrach. Der Kessel selbst aber versank mit großem Getöse in die Erde und im selben Augenblick waren auch die Henker verschwunden. — Der Kesselhenkel lag noch lange Zeit in den Kleten des Gutes umher, einige sagen, er sei noch eben dort.

Lerch-Puschkaitis, V 398.

209. Der Schatz in Kokenhusen.

In einem Keller in der Ruine des Schlosses Kokenhusen liegt ein großer Kasten voll blanker Münze; auf dem Kasten liegt aber ein grimmiger schwarzer Hund, der ihn bewacht und nur durch gewisse Teufelskünste ist es möglich, zu dem Schatz zu gelangen. —

Einst kam ein Arbeiter von der Bilsteinshofschen Seite zur Perse-Brücke. Da lief ihm vom Ruinenberge ein Mäuschen entgegen mit einem Dukaten in den Zähnen. Er beobachtet das Mäuschen und sieht, wie es mit dem Goldstück am Bilsteinshofschen Abhang unter einen Stein kriecht, ohne jenes zurückkehrt und sich nach einem neuen Goldstück auf den Weg macht. Nach längerer Beobachtung hob der Mann den Stein auf und fand einen ganzen Haufen Goldstücke darunter. Da schüttete er die blanken Dukaten in sein leeres Hafersäckchen und ging damit froh nach Hause.

J. und S., Führer durch d. Dünathal (Riga 1887), S. 43 (nach dem lett.).

210. Der Schatzkeller in Kokenhusen.

I.

Als Stockmannshof noch zu Kokenhusen gehörte, weilte eine Kokenhusensche Dame öfters in Stockmannshof. Einst kam sie wieder in das dortige Herrenhaus zum Besuch. Der Kutscher spannte die Pferde aus und legte sich in der Kalesche vor der Stallthür schlafen. Um Mitternacht aber weckte ihn jemand: „Steh auf, fahr mit mir nach Kokenhusen! ich werde dir Geld geben!“ Der Kutscher richtet sich auf und erblickt einen Reiter, der an der Kalesche hält. Da dachte er, weiß Gott, was das für ein Mensch ist und was für Geld er mir verspricht, und antwortete: „Nein, es ist Nachtzeit, ich fahre nicht!“ Da ritt der Reiter davon. — Um dieselbe Zeit in der nächsten Nacht weckte der Reiter den Kutscher abermals: „Steh auf, fahr mit mir zum Kirchhof*), dort ist Geld!“ Der Kutscher dachte, es ist doch nicht weit bis zum Kirchhof; in einer halben Stunde kann man hin und zurück. „Gut,“ sagte er dem Reiter, „reiten wir!“ Er setzte sich aufs Pferd und beide ritten davon.

Kaum aber waren sie aus dem Flecken heraus, da ließ der fremde Reiter seinem Pferde die Zügel schießen, daß nur so die Funken stoben; kaum, kaum konnte der Kutscher mit ihm Schritt halten. So jagten sie dahin; plötzlich, bei einem tiefen Graben, der sich am Kirchhof vorbei bis zum Wege hinzieht, wurde es auf einmal taghell, und sie erblicken viele Menschen, die ihnen entgegenkommen, ein Haufen nach dem andern, wie Arbeiter zur Frohnarbeit ziehen. Der Kutscher schämte sich gleichsam vor diesen vielen Menschen — ritten sie doch wie Verrückte, ohne Ziel dahin! Ach, dachte er, hol' der Kuckuck alles Geld! wandte sein Pferd um und sprengte zurück. Als er aber wieder beim Stalle anlangte, verschwand auf einmal die Helligkeit und alle Menschen und es war dunkle Nacht wie zuvor.

Der Reiter jedoch ließ dem Kutscher noch keine Ruhe. In der dritten Nacht erschien er wieder, weckt ihn: „Steh auf!“ und sagt, als der Kutscher aufwacht: „Nun gut! Zwei Mal hast du nicht auf mich gehört; doch denke an meinen Rat. Wenn du nach Kokenhusen kommst, dann geh um Mitternacht ins Schloß; dort wirst du einen Keller finden; geh hinein; dort erblickst du eine eiserne Thür, an der hängt ein Schlüsselbund; nimm einen von diesen Schlüsseln mit der und der Nummer, öffne die Thür und

*) So wird hier eine Gruppe Fichten genannt, etwa $2^1/_2$ Werst von Stockmannshof am Wege nach Kokenhusen; das Volk sagt, hier sei ein alter Kirchhof und hier sei auch ein Schatz vergraben.

geh in den Keller hinein; dort wirst du ganze Futterkasten voll Gold- und Silbergeld sehen. Freilich bewacht ein großer schwarzer Hund den Schatz, doch fürchte ihn nicht, tritt hinzu und nimm dir Geld wieviel du magst." So sprach der Reiter und verschwand. Der Kutscher aber dachte: das ist ja eine wunderliche Sache; ich will doch wirklich einmal ins Schloß gehen.

Nach einigen Tagen, als die Dame wieder nach Kokenhusen fuhr, ging der Kutscher um Mitternacht ins Schloß. Als er an den Mauern vorbeiging, stieß er auch gerade auf den ihm angegebenen Keller. Er steigt hinab und erblickt wirklich die eiserne Thür und den Schlüsselbund; er öffnet die Thür, tritt hinein. Du gütiger Gott, was lagen da für Schätze aufgehäuft! An einer Seite des Kellers stand ein Futterkasten voll mit Geld, mit Gold- und mit Silbergeld, das wie Korn hineingeschüttet war. Auf dem Geldhaufen aber lag ein großer schwarzer Hund und wachte. Er versuchte näher zu treten, sogleich aber hob der Hund seinen Kopf und fletschte die Zähne. Der Kutscher bedachte sich und bedachte sich — wie gern hätte er das Geld gehabt! Aber er fürchtete sich doch an den Futterkasten heranzutreten und tief in den Geldhaufen hineinzugreifen. So kehrte er um, verließ den Keller ohne irgend etwas mitzunehmen und ging nach Hause. Am anderen Morgen ging er wieder hin und suchte nach dem Keller. Aber er suchte ganz vergeblich; sogar die Stelle erkannte er nicht wieder. Nur an einer niedriger gelegenen Ecke des Schlosses, die zur Düna und zur Perse hin liegt, fand er auf der Erde einen alten schwedischen Thaler. Den hatte ihm offenbar jener fremde Reiter als ein Zeichen dagelassen.

II.

Einst fuhren Bauern aus Lixna an Kokenhusen vorüber und machten am Großen Kruge Halt. Es war schon Nacht; die Leute fütterten also ihre Pferde und legten sich schlafen, jeder auf seinen Wagen. Nur einer von ihnen hatte immer noch etwas zu thun und blieb auf, bis es schon fast Mitternacht war. Dann zündete er ein Licht an und setzte sich auf seinen Wagen, um zu Abend zu essen. Auf einmal trat ein Mann auf ihn zu und sagte: „Guten Abend, Bruder!" Der Bauer erschrak anfangs, doch antwortete er: „Was Bruder! Ich kenne dich gar nicht!" Der Fremde antwortete: „Ja, du bist mein leiblicher Bruder. Deine Mutter hat mich als kleines Kind getötet, und jetzt bin ich hier im Schloß von Kokenhusen zum Schatzhüter bestellt. Das werde ich so lange bleiben, bis die Mutter stirbt; dann löst sie mich ab. Dich

aber habe ich hierher fahren sehen und ich will dir etwas gutes erweisen. Mein Herr ist heute nicht zu Hause, er ist zum Kartenspiel geeilt. So bin ich heute frei. Komm mit ins Schloß. Doch hast du einen Sack bei dir?" „Jawohl, einen Hafersack," antwortete der Bauer. „Nun gut, nimm diesen Sack mit dir." Beide gingen also zum Schloß. Der jüngere Bruder führte den Bauern geradewegs in einen großen Keller. Wie der sich umschaut, du lieber Gott, was da für Schätze lagen, ein ganzer Futterkasten voll Gold- und Silbermünzen. „Nun, halte einmal deinen Sack her!" sagte der Führer und schüttete ihm eine Menge Geld hinein. Dann führte er ihn wieder hinaus und begleitete ihn zurück bis zum Kruge; unterwegs aber sagte er ihm: „Wechsle weder in diesem noch in dem andern Kruge das Geld ein. Denn mein Herr kommt oft zum Kartenspiel hierher; wenn er sein Geld erkennt, dann ist es schlimm für mich und für dich!" Der Bauer that auch so, wie sein jüngerer Bruder ihm riet: weder in dem einen, noch im andern Kruge wechselte er das Geld ein und zeigte es auch niemand. So wurde er aber, wie er selbst sagte, ein reicher Mann.

I. Brihwsemneeks, S. 30 ff. — II. Ebenda S. 32 ff. –

211. Der Schatz bei Kaipen.

In der Nähe des Rittergutes Kaipen in Südlivland befindet sich ein kleiner Quell, der reines, frisches Wasser spendet. Vor vielen Jahren weideten dort Hütermädchen das herrschaftliche Vieh. Einst, ihr Frühstück an der Quelle verzehrend, fingen sie an, sich von den Schätzen zu unterhalten, welche in derselben verborgen sein sollten.

„Die alten Leute sagen, daß ein ganzer Kasten voll Geld in dieser Quelle liege, niemand aber weiß, wie denselben zu holen," meinte die eine. Die andere aber sagte: „Ich gäbe sofort die beiden besten Stiere unserer Herde für den Schatz hin!" Kaum gesagt, beginnt's in der Quelle zu klirren und zu rauschen — und langsam steigt ein großer eiserner Kasten empor. Zu gleicher Zeit aber gewahren die Mädchen zwei mächtige weiße Wölfe, die gerade auf die Herde zulaufen. Da erschraken die Armen sehr, schrieen um Hilfe und hetzten ihre Hunde auf die Raubtiere. Diese flohen — sofort aber sank auch der Kasten mit Geklirr und Gebraus in die Tiefe zurück.

Brihwsemneeks, S. 87. — Andrejanoff, Lettische Märchen,

S. 57. — Ähnliche Sagen finden sich in großer Zahl aus den verschiedensten Gegenden.

212. Der Schatzquell bei Nitau.

Wo jetzt die Nitausche Kirche in Livland liegt, stand früher eine prächtige Burg. Während eines Krieges wurde die Burg erobert und der Burgherr fuhr mit seiner ganzen Familie in einer Kutsche davon und stürzte sich mit Pferd und Wagen in den Sumpf, der nicht weit von der Kirche liegt, um nicht lebendig den unchristlichen Feinden in die Hände zu fallen. Seine Reichtümer aber hatte er schon tags zuvor in einem Sarge in einen grundlosen Quell versenkt, der sich auch in jenem Sumpfe befand. — Einst ging um Mitternacht ein Bursch an dieser Schatzquelle vorüber und bemerkte, daß das Wasser zu rauschen und gleichsam zu sieden anfing. Zugleich erhob sich ein starker Wind und der einst dort versenkte Sarg mit dem Schatze stieg empor und wurde an den Rand der Quelle gespült. Der Bursch dachte sich, der Schatz sei wohl für ihn bestimmt und erfaßte den Sarg. In demselben Augenblick aber riß der Wind, ihn mitsamt dem Sarge wieder in den Quell hinein. Ein Glück war es, daß er noch Zeit hatte zu rufen: „Gott, hilf mir!“ Sobald er diese Worte ausgestoßen hatte, vermochte er sich, wenn auch ganz durchnäßt, wieder ans Ufer herauszuziehen.

Lerch-Puschkaitis, VI 206. — Vgl. Nr. 27.

213. Der Schatz bei Odenpä.

I. Es lagen am Schloßberge von Odenpä früher zwei Bauerngesinde, deren Gebäude erst vor wenigen Jahren abgerissen wurden. In einem von diesen lebte einst ein Wirt, der großes Gelüsten nach den beim Schlosse vergrabenen Gütern bekam. Um recht sicher zu gehen, fragte er einen Weisen (tark) um Rat, wie er wohl die Sache am klügsten anzufangen hätte? Man gab ihm die Antwort: Er solle nur gerade zur Predigtzeit ein paar Bündel trockene Reiser auf den Rücken nehmen, sie den Schloßberg hinantragen, und dort bei der Ruine warten, da sich denn schon das weitere von selbst ergeben würde. Der habsüchtige folgte der Vorschrift und wartete oben geraume Zeit, ohne daß eine weitere Weisung erfolgte. Aber er versäumte unterdeß sündlich den Gottesdienst, und noch Zeit darüber.

Endlich ward er des Wartens satt, und trat den Rückzug an, gar böse Worte hervorstoßend. Siehe, da kam ihm der Teufel von der Kirche aus, wo er sich auch immer etwas in der Nähe zu schaffen machte, mit raschen Schritten entgegen, und gab ihm hohnlachend mit einer eisernen Stange, die er in der Hand trug, drei so gewaltige Hiebe, daß sich die Stange krumm bog. Die Dreizahl der Schläge ging darauf, daß der Sünder durch Habsucht, Versäumung des Gottesdienstes und Fluchen drei Gebote übertreten hatte. Kaum war der geschlagene Mann nach Hause gekommen, als er sich gleich zu Bett legen mußte. Nachdem er ein Jahr gesiecht und viele Schmerzen erduldet hatte, ist er elendiglich umgekommen.

II. Einige andere Geldsüchtige suchten den Schatz des odenpäschen Schloßkellers auf ganz verschiedenem Wege in ihre Hände zu bekommen. Kluge Leute hatten ihnen nämlich gesagt, daß sie unfehlbar zum Ziele gelangen würden, wenn sieben Personen männlichen Geschlechtes sich nackt auszögen, und alsdann mit sieben schwarzen Ziegenböcken eine gewisse Stelle des Schloßberges in der Nähe des vermeintlichen Schatzes aufpflügten. Nach vollendeter Arbeit würde sich sogleich ein Zugang zum Schatze aufthun. Dieser Anleitung folgten sieben Hüterjungen treulich. Sie zogen nackt mit ihren sieben schwarzen Böcken auf den Berg und pflügten im Schweiß ihres Angesichts. Aber mitten in der Arbeit brach plötzlich aus dem verrufenen Keller ein gräßlicher Kerl mit einem großen dreieckigen Hute und scheußlich verzerrtem Angesichte hervor, der brüllend auf sie eindrang und mit einer langen sausenden Peitsche sie den Schloßberg hinunter jagte. Wie vom Sturmwinde getrieben, stoben die nackten Jungen und die Ziegenböcke durcheinander mit verzweiflungsvollem Geschrei den Berg hinab und waren froh, nur das Leben zu retten. Nie haben Schatzgräber nachher wieder einen ähnlichen Versuch gemacht, sondern man hat vielmehr immer eine ängstliche Scheu vor der gefährlichen Stelle getragen.

III. Etwa eine Werst von dem Gute Samhof liegt das Aggarikko-Gesinde nahe an einem kleinen Teiche. In diesen letzteren hatte der Teufel einst einen großen Kessel mit Geld versenkt, und ein altes Weib aus dem angezeigten Gesinde hatte dies gesehen oder sonst erfahren. Natürlich glaubte die Alte, das Geld besser anwenden zu können, als es der Eigentümer wenigstens vorläufig zu verstehen schien, indem er es in Schlamm und Moder vergrub. Nicht im

geringsten fiel es ihr ein, daß dieser Schatz als Köder für geldhungrige Seelen schon in bester Benutzung war. In einer hellen Nacht trat sie an den Teich und rief mutig den Teufel, der denn auch keineswegs auf sich warten ließ. Er bestätigte auf Erkundigung ganz freundlich das im Teiche gemachte Depositum. Infolge des von der Alten geäußerten Wunsches, in Besitz jenes Geldes zu kommen, wurden nähere Unterhandlungen angeknüpft. Man weiß schon, daß der Teufel ein Liebhaber schöner Töchter ist. Nun besaß die Alte eine solche. Daher that der Schwarze ganz unbefangen der Mutter den Vorschlag: den Kessel mit Geld für die Tochter einzutauschen. Die Alte ging darauf ein, und es wurde ein Abend festgesetzt, an welchem die Auswechselung geschehen sollte. Allein je näher dieser herankam, desto mehr schlug der Alten das Gewissen. Sie konnte sich nicht entschließen, wie sie anfangs gewollt, zur bestimmten Zeit die Tochter zur Begleitung aufzufordern, und sie dann dem Bösewichte als sein Eigentum zu überliefern. Endlich fiel es ihr ein, einen Versuch zu machen, ob sie nicht dennoch den Schatz in ihre Hände bekommen, hinterher aber doch eine Fristverlängerung für die Erfüllung der gemachten Bedingung gewinnen könne. Alsdann wollte sie schon zusehn, ob sie den Teufel nicht ganz und gar zu prellen vermöchte, mit dem es aufzunehmen ein altes Weib sich wohl zutraut.

Mit solchem listigen Vorsatze ging sie denn am bestimmten Abende ganz allein an den Teich, vorbereitet zu den schönsten Redensarten. Allein der Teufel war diesmal doch klüger, als sie gedacht hatte. Er merkte sogleich Unrat, als er die Alte ohne ihr Kind kommen sah, und rächte sich nun, ohne weiter zu fragen, an der Spitzbübin auf die allerempfindlichste Weise. Glänzend und schimmernd ließ er den Geldtopf aus der Tiefe des Wassers emporsteigen, so daß er gleichsam alle seine Herrlichkeit vor den funkelnden Augen des gierigen Weibes entfaltete; als aber die Alte sehnsüchtig beide Arme darnach ausstreckte, da sank der Topf wieder langsam ins Wasser zurück, und der Teufel fuhr mit kränkendem Hohngelächter und unbilligem Gestanke von dannen, ohne auf weitere Bitten und Versprechungen der bestürzten Betrügerin im geringsten zu hören. —

Boubrig in **Verhandl. d. gel. estn. Ges.** Bd. I, 2, 83 ff. (I., II., III.) — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 95. (I.) —

214. Die schwedische Kriegskasse bei Pölwe.

Ein alter Bauer des Gutes Hahnhof in Livland hatte in seiner Jugend in Riga die Bekanntschaft eines alten schwedischen Invaliden gemacht, der ihm folgendes erzählt hat: Eine schwedische Kriegskasse sei von Dorpat aus über Pölwe der Armee nachgesandt worden. Zehn Werst hinter Pölwe seien ihr aber beim Gute Alt-Koiküll Flüchtlinge begegnet, die nach eben verlorener Schlacht vor den siegreichen Russen flohen, wodurch sich die Eskorte der Kriegskasse ebenfalls zum Umkehren bewogen fühlte. Bis Pölwe zurückgekehrt erkannte die Eskorte endlich die Notwendigkeit, ihre Flucht vor den immer näher rückenden Russen zu beschleunigen, sah sich daran aber durch das schwere Gepäck gehindert. Sie vergrub daher die Kasse in der Nähe des Weges am Rande eines Morastes und überließ sich dann der schleunigsten Flucht.

S(chwart)z im Inland 1836, Sp. 516. Daß in jener Gegend bei Alexandershof an der Landstraße bei Orduküll gegenüber dem Sawaschen Hause unter einem großen Stein ein im Kriege vergrabener Schatz liege, berichtet auch eine andere Sage: Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1889, II, Beil. S. 51. —

---

215. Äkkis Schatz in Allatzkiwwi.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts schlich Mikko Tomas, aus Tellerhof, betrübt an der heiligen Eiche am Peipusstrande vorbei dem Fischerdorfe zu; er sah den Untergang seines Hauses voraus, er hörte das gebieterische Wort der Auspfändung hinter sich, falls er nicht am nächsten Tage seinem Gläubiger die Schuldsumme auszahlte, — was sollte er dann beginnen, wo sollten im rauhen Winter Weib und drei Kinder Obdach und Brot finden, — das lag ihm schwer auf dem Herzen. Da hört er's rufen vom Eichbaum her, bestimmter Worte konnte er sich später nicht erinnern, — kurz, es rief ihn jemand hin zum Eichbaum, und da er kam, so trat eben ein Greis hinter dem mächtigen Stamme hervor und sprach: „Tomas, worüber trauerst du? lebt der alte Esten-Vater nicht mehr? siehe, ich bin's!" — Worte fand der gebeugte Landmann zur Antwort nicht, — da er aber von seinem Schreck sich erholt, sah er sich in einer weiten Höhle, deren Wände eitel Gold und Silber waren, welche eine helle Flamme beschien, die bald hierhin, bald dorthin umhersprang. Der Greis, der ihn vorhin begrüßte, stand vor dem zitternden und rief ihm mit tief eindringender, fürchter-

lich lauter Stimme zu: „Gedenke deiner Abstammung!“ Alsbald war er wieder auf der Erde und auf dem Wege zu seiner Behausung, den er nun noch ganz betäubt von dem Geschehenen, ohne Aufsehen verfolgte. Da die Hunde aus seinem Hofe an ihm umhersprangen, da bemerkte er erst, daß er zu Hause angelangt sei, und da sein Weib ihn fragte, wo er gewesen, da wußte er's nicht zu sagen. Es war Abend und der Kienspan drohte allmählich zu verlöschen, — er ging an seinen Kasten, um nachzusehen, ob wohl noch Brot zu morgen vorhanden sei, und gedachte dabei des herannahenden Elendes; neues Erstaunen ergriff ihn, der Kasten war bis an den Rand gefüllt mit neuer, glänzender Münze! Stumm schloß er den Schatz und kündete niemandem, was er entdeckt.

Am nächsten Morgen bezahlte er seine Schuld, drei Tage darauf kaufte er sich die schönste Stute in der ganzen Gegend, dann war Markt in der Stadt und er fuhr mit Weib und Kind hin, um allerlei Kram einzukaufen und sich gütlich zu thun, denn, ob er auch aber- und abermals in den Kasten griff, immer war der Münzen Menge gleich; den Weg zur Kirche fand er nicht mehr. Der Tomas hieß bald der reichste Mann weit und breit, — doch die Nachbarn und alten Weiber steckten die Köpfe zusammen und fragten sich, wo er's doch her haben möge, daß er so prassen könne? Der Teufel mag's wissen!

Da begab es sich, daß der Tomas mit guten Freunden, und deren hatte er jetzt viele, in der Schenke saß und laute und herrische Rede führte; ein Fremder, wohl ein Reisender aus fernem Lande, fragte ihn, ob er wohl dem Pastor das Predigen abgelernt habe, — und Tomas antwortete hoffärtig, seit er wöchentlich einmal zur Stadt fahren müsse, habe er des Pastors Rede nicht gehört, könne sie demnach auch ihm nicht nachsprechen. „Nun, so sollst du bald in die Kirche gehen und dich vermahnen lassen.“ Durch diese in der anwesenden Gesellschaft so unerwartete Rede erschreckt, sprang der Tomas auf und eilte heim. Er griff in den Kasten nach einigen Silberstücken, er war voll Sägespäne, — und da er diese wandte und wandte, so fand er endlich eine alte Kupfermünze; weder er aber noch seine Nachkommen haben trotz sorgfältigen Forschens je wieder etwas von einem Schatze in dieser Truhe entdecken können.

Verhandl. d. gel. estn. Ges., Bd. III, 1. 36 ff, durch Dr. Schultz. — Vgl. Nr. 248. —

---

216. Der Braumeister und der Schatz in Lais.

Im Laisschen Kirchspiel in Livland liegen die Ruinen des alten Schlosses Lais, die noch heute eine Vorstellung von seiner Schönheit und Festigkeit geben. Schon von weitem erblickt man hohe Türme; große Steine hängen an den Mauern über und drohen herabzustürzen; aber schon hunderte von Jahren hängen sie da und sind dennoch nicht gefallen. Das Schloß selbst ist von einer hohen Mauer umgeben. Doch Kriege und Kämpfe haben es längst zertrümmert. Unter dem Schlosse, sagt man, sind große Kellerräume mit starken eisernen Thüren. Dort sollen so große Schätze liegen, daß man damit das ganze Schloß ebenso prächtig wieder aufbauen könnte, wie es einst gewesen. Und mancherlei weiß die Sage davon zu erzählen.

In alten Zeiten, als beim Schlosse Lais eine große Brauerei war, in der Tag und Nacht Bier gebraut wurde, kam einst am Weihnachtsabend ein großer fremder Mann dahin. Die Arbeiter waren alle beschäftigt und der Braumeister rührte gerade die Bierwürze um. Der Fremde grüßte ihn ehrerbietig und bat um einen Trunk. Der Braumeister erfüllte seine Bitte und gab ihm eine große estnische Kanne voll Bierwürze, dann noch eine zweite und eine dritte Kanne voll. Der Fremde trank sie alle aus. Dann dankte er dem Braumeister und sagte: „Tausend Dank für deine Mühe und Freundlichkeit. Komm nun hinaus und folge mir, ich will dir deine Mühe und das Bier bezahlen.“ Der Braumeister wollte anfangs nicht; der Fremde aber sagte: „Ich thue dir nichts Schlimmes, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach.“ Da ging der Braumeister denn mit. Vor den Schloßruinen wiederholte der Fremde seine Aufforderung, ihm dreist nachzufolgen. Als sie bei den Ruinen anlangten, war aber von diesen nichts mehr zu sehen, sondern anstatt ihrer stand da ein schönes, prächtiges Schloß. Der Fremde zog einen großen Schlüsselbund aus der Tasche, an dem wohl einige Dutzend Schlüssel hingen. Den größten davon suchte er hervor und öffnete damit die Pforte. Als sie auf den Hof traten, sahen sie, wie aus den Sälen des Schlosses ein herrlicher Lichtschein hervordrang, denn viele Dutzend Kronleuchter mit hunderten von Lichtern erleuchteten die Schloßräume. Der Fremde forderte den Braumeister auf, mit ihm in den Schloßkeller hinabzusteigen und schloß die schweren eisernen Thüren knarrend auf. Im Keller waren drei Abteilungen: die eine war mit Gold, die zweite mit Silber und die dritte mit Kupfergeld gefüllt. Aus jeder nahm der

Fremde eine Wurfschaufel voll Geld, schüttete es in den Rockzipfel des Braumeisters und sagte: „Jetzt sind wir quitt!" Dann geleitete er ihn wieder hinaus und schloß die Thüren ab, dankte nochmals und verschwand dann plötzlich. Der Braumeister blickte noch einmal auf das Schloß zurück; aber, o Wunder! von dem Schloß und von den Lichtern war keine Spur mehr zu sehen, alles war verschwunden, nur die alten Schloßruinen standen noch da. Wie eine Gespenstererscheinung war alles vorüber und nur das Geld im Rockzipfel erinnerte ihn an den wirklichen Vorgang. In der Brauerei erzählte er den andern, was er gesehen; die glaubten ihm aber anfangs nicht und hörten seiner Erzählung voll Verwunderung zu, die sich beim Anblick des Geldes noch steigerte. Der Braumeister jedoch gab jedem von ihnen einen Teil des Geldes und so wurden sie alle reich.

Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1889, II, Beil. S. 43 ff.

217. Die Schweinehirtin und der Schloßgeist von Lais.

Einst in alter Zeit hütete eines Sonntags nachmittags ein armes Mädchen an der Schloßmauer von Lais die Schweine des Gutes. Nur in armselige zerfetzte Lumpen war sie gekleidet; der schneidende Herbstwind blies so kalt, daß sie fror und zitterte wie ein Espenblatt. Die Schweine weideten zerstreut in der Nähe der Schloßmauern und das Mädchen saß am Abhang und suchte Schutz vor Kälte und Wind; geraume Zeit saß sie so da, an ihre Not und ihr Elend denkend und Thränen rollten über ihre Wangen. Endlich schreckte sie von ihren Gedanken auf und blickte um sich, ob die Schweine noch alle da seien. Inzwischen hatte sich schon die Dämmerung herabgesenkt und so sammelte sie ihre Schweine, um sie nach Hause zu treiben. Doch siehe da, der größte bunte Eber fehlte. Überall suchte sie, doch nirgends fand sie ihn; endlich ging sie zwischen die Schloßmauern, um dort den Eber zu suchen. Da saß ein fremder Mann an einem Feuer und wärmte sich; das Mädchen grüßte ihn und fragte: „Höre, lieber Fremder, hast du nicht meinen bunten Eber gesehen?" Der Fremde blickte umher und sagte: „Goldenes Kindchen, du scheinst kalt zu haben, komm her zu mir, ich will dir Kohlen geben, geh zu den Schweinen und mache dir dort ein Feuer an, wärme dich ordentlich und geh dann mit den Schweinen nach Hause. Morgen wirst du gewiß

das Schwein finden!" Das Mädchen erfüllte seinen Wunsch und näherte sich dem Feuer. Der Fremde nahm nun die Schaufel, mit der er das Feuer schürte, und nahm damit drei Schaufeln voll glühender Kohlen, die er ihr in den Schoß schüttete.

Das Mädchen eilte zu seinen Schweinen und schüttete die Kohlen schnell aus seinem zusammengerafften Röckchen, weil es fürchtete, daß die Kleider verbrennen würden. Wie wunderte es sich aber, als es merkte, daß diese gar nicht beschädigt waren und daß die Kohlen einen Klang gaben und nicht einmal warm waren. Es lief wieder zum Fremden in den Schloßmauern, um ihm zu sagen, daß diese Kohlen doch weder Feuer noch Wärme gäben. Dort aber war kein fremder Mann, kein Feuer mehr zu sehen. Das Mädchen suchte noch in den Mauern nach dem Eber; aber da er nicht mehr zu finden war, ging es wieder zu seinen Schweinen, nahm die Kohlen in sein Röckchen und dachte: „Ich will sie doch nach Hause bringen und den Eltern zeigen, was das für Kohlen sind." Dann trieb es seine Schweine nach Hause. Hier erzählte es seinen Eltern alles, schüttete die Kohlen vor sie aus und sagte: „Hier sind die Kohlen, aber sie geben keine Wärme." Die Eltern betrachteten sie und sagten: „Liebes Kindchen, das ist ja reines Gold. Nun sind wir glücklich!" Sie sammelten das Gold in eine Metze, die davon fast ganz gefüllt wurde. Am andern Tage gingen sie mit dem Mädchen zu den Schloßmauern, um das Schwein suchen zu helfen; aber sie fanden nichts. Da gingen sie wieder nach Hause, bezahlten auf dem Gute das Schwein, dangen an Stelle ihres Kindes einen neuen Schweinehirten und lebten herrlich und in Freuden.

Eesti Kirjameeste Seltsi aastaraamat 1889, II, Beil. S. 46 ff.

---

218. Torsten Grön in Ringen.

Der Herr Reichsrat von Flemming hatte auf Ringen einen Hofschuster Namens Torsten Grön, einen Schweden, nicht weit von Upsala geboren. Dieser reiste als Handwerksbursche in fremde Länder und nahm endlich zu Wilna in Litauen bei einem Meister Arbeit. Hier ging er mit seinen Kameraden des Sonntags aus, sich zu verlustieren und schob in einem Kruge unweit der Stadt Kegel bis es dunkel ward. Bei dem Kruge war ein hoher Sandberg. Im Rückwege zwang ihn die Natur, von seinen Mitgesellen sich zu trennen und hinter den Berg zu gehen. Hier erblickte er einige Flämmchen, die wie kleine Wachslichter aus dem Sande

herausfuhren. Er geht dem Feuer nach, scharrt den Sand weg und findet eine Schatulle, die er öffnet und das Gold und Silber daraus nimmt. Unter der Schatulle lag eine große zinnerne Kanne, aus der er soviel Geld nimmt, als er tragen kann. Das übrige läßt er liegen und wie er zu Hause alles wohl und gut verwahrt hat, fordert er von seinem Meister Abschied, den er auch gleich erhielt, und reist nach Stockholm. Hier verwandelte er sein Geld in Bankozettel und Obligationen. Das Gold aber, etwa vierhundert Dukaten, trug er in einer Katze um den Leib und nahm bei dem Herrn von Flemming Dienste an, der ihn mit nach Ringen führte.

Er hatte sich schon drittehalb Jahr da aufgehalten, als er einst in seiner Kammer war, deren Fenster in den Garten, die Thür aber in einen großen Saal ging, und sah zum Fenster hinaus. Da hört er im alten Schlosse die Trompeten blasen. Er wundert sich darüber, weil weder die Herrschaft noch Fremde auf dem Hofe waren. Die Neugierde trieb ihn hinaus, genauer nachzuhören, aber alles war still und er ging wieder in seine Kammer. Kaum sieht er zum Fenster hinaus, hört er die Trompeten zum andern Mal klingen. Er las nun nochmals seinen Abendsegen, befahl sich Gott und schlief ein. Nach einiger Zeit weckt ihn ein Poltern und Krachen auf, daß er glaubte, das ganze Haus wolle einfallen. Er sah zugleich alle Wände seiner Kammer rund umher mit brennenden Wachslichtern besteckt und zwei Frauenspersonen vor seinem Bett stehen, von denen die eine rot, die andere grün gekleidet war. Diese boten ihm ihre Hand und forderten ihn zum Tanz in den großen Saal auf. Der Schuster glaubte, es wären Hofmädchen, und weil er noch halb im Schlafe war, sagte er zu ihnen: „Geht zum Teufel! Was ist das für Zeit zum Tanzen.“ Die Frauen antworteten: „Du sollst an das Geld denken, das du bei Wilna aus dem großen Sandberge gehoben hast!“ Hierauf gingen sie in den großen Saal und schlugen die Thüren zu, daß alles zitterte, worauf auch gleich alle Lichter erlöschten. Nach einigen Seufzern und unruhigen Gedanken schlief der Schuster wieder ein.

Wie er des Morgens erwachte, sah er sein Lager verändert. Er lag mit der Hälfte des Leibes über der hohen Schwelle des großen Saales und die Füße lagen in seiner Kammer. Er empfand sehr große Schmerzen, als ob er in Feuer läge, schwoll am ganzen Leibe sehr auf und hatte zwei Händezeichen an sich, an denen man alle Finger sehen konnte, sehr groß und ganz blau. Diese Zeichen blieben auch nach seinem Tode, nachdem er seine Geschwulst und

seine Schmerzen ein ganzes viertel Jahr hatte fühlen müssen. Sein Ende geschah bei gutem Verstande, nachdem er kurz vorher sein Testament gemacht und für die Kirche seinen Gürtel mit vierhundert Dukaten zu einer Glocke bestimmt hatte. Hundert Thaler, die er in der Kammer vergraben hatte, sollten dem Armenhause zufallen. Obgleich er nun die Schlüssel immer unter dem Kissen, auch seine Bankozettel verschiedenen Personen gezeigt und den Ort des Vergrabenen richtig angegeben hatte, auch die Schlösser unverletzt befunden wurden, so hat man doch nach seinem Tode nicht das Geringste gefunden, nicht einmal den angegebenen Trauermantel, einen großen Spiegel, ein paar Handschuh mit seidenen Krausen, noch auch die Dukaten, sondern nur sieben Thaler Spielgelder. Der Verstorbene hat in seiner Krankheit sein wunderbares Schicksal vielen Leuten erzählt. Sein Leichnam liegt in der Ringenschen Kirche unter der Kanzel begraben.

Gel. Beitr. zu den Rig. Anzeigen 1764, St. XXII, S. 174 ff. Angebl. nach Eintragung im Ringenschen Kirchenbuch vom J. 1725. Dies K:buch ist jetzt nicht mehr vorhanden. Das jetzige älteste beginnt erst mit 1743. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 52 ff. — Jannsen, Märchen u. Sagen II, 137 ff.

219. Der Sinihalliku-Schatz bei Fellin.

Auf der Grenze von Schloß Fellin und dem Gute Kersel, in der Nähe des Sinihalliku-Burgberges, befindet sich eine große schöne Quelle, die fast wie ein kleiner Teich aussieht und ein so schönes und klares Wasser hat, daß man bis in den Grund alles sieht, auch beobachten kann, wie das Wasser aus der Erde heraussprudelt und wie dort die Sandkörnlein, wie kochende Grütze, sich bewegen. Diese Quelle nennt man Sinihallik oder Blauquelle. Aus dieser Quelle soll niemand trinken dürfen, weil er sonst bald vom Sensenmanne geholt werde.

Von dieser Quelle erzählt die Sage, daß daselbst in alten Zeiten eine Kriegskasse mit Gold- und Silbergeld in einem großen Henkelkessel geborgen worden sei. Durch den Henkel dieses Kessels hat man einen langen starken Eichenbalken geschoben, in dessen Mitte dann der Geldkessel gehangen, während die Enden des Eichenbalkens auf den Ufern der Quelle gelegen; doch hat niemand dieses Geld erreichen können. Einst wurde dem Kerselschen Gutsherrn im Traume gesagt, daß er den Schatz heben könne, wenn er der Quelle einen

ausgerüsteten Ritter opfere. Der Gutsherr ging darauf zu einem jungen Wirte, dessen noch heute stehendes Gesinde (das Lüütri-Gesinde) sich in der Nähe dieser Quelle befunden, und versprach diesem, ihm das genannte Gesinde zu schenken und ihn selbst freizulassen, wenn er als Ritter ausgerüstet, dreimal über den eichenen Balken der Blauquelle reite. Der Mann bedachte sich und durfte sich auch nicht gut widersetzen; schließlich nahm er das Anerbieten des Herrn an, obwohl er wußte, daß man ihn auf diese Weise dem Gehörnten oder Geldhüter zum Opfer bringen wolle. Nun rüstete man den Bauer, der Türri geheißen, als einen Ritter prachtvoll aus; als er aber das Pferd bestieg, murmelte er vor sich hin: „Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist, sei du mein Schützer!" Als der Gutsbesitzer dieses hörte, wurde er darüber böse und sagte: „Was Teufel sprichst du da?" Türri antwortete: „Nichts!" Nun bekreuzte er sich noch und ritt dann mit seinem Hengste über den eichenen Balken, der über die Blauquelle gelegt war, ohne daß ihm irgend etwas passierte. Nun hatte er noch zweimal über die Quelle zu reiten. Beim zweiten Ritt krümmte sich der Eichenbalken nach der Tiefe hin recht stark, so daß des Reiters Füße das Wasser bereits streiften, aber doch kam er noch ungefährdet hinüber. Als er aber zum dritten Male über den Balken ritt, da barst derselbe mit gewaltigem Krachen in der Mitte und der Geldkessel fiel mit großem Geklirr in endlose Tiefe, wobei auch des Reiters Pferd rücklings hineinfiel, aber doch samt dem Reiter wieder herauskam. Der Kersel'sche Gutsherr war darüber wohl ärgerlich, daß der Geldfang ihm entgangen, aber er schenkte dem Türri trotzdem das Pferd und gab ihm das versprochene Gesinde. Seit dieser Zeit nannte man diesen Bauerhof Rüütli-Gesinde (Ritter-Gesinde), woraus aber später der Name Lüütri-Gesinde gemacht wurde. — Noch heute sollen die Enden des erwähnten Balkens an den beiden Seiten der Quelle zu sehen sein.

Eisen, Esiwanemate warandus, S. 20 ff. — J. Jung in Sitz: Ber. d. gel. est. Ges. 1886, S. 115 ff. — J. Jung, Sakala maa (Kodu-maalt Nr. 7, Dorp. 1878), S. 62. —

220. Der Schatz bei Karkus.

In der Nähe des Schlosses Karkus ist der Sage nach eine Kriegskasse vergraben. Im Garten des Gutes Panga (?) wachsen mehrere uralte Linden ganz nahe bei einander; der Boden rings herum ist mit großen Granitsteinen bedeckt. Unter diesen Bäumen

ist eine ganze Tonne Goldes versteckt; doch niemand kann sie finden. Auch in einer Ecke der Karkusschen Schloßmauer ist ein Schatz vergraben. Wohl ist von ihm in alten schwedischen Papieren die Rede, aber hier wissen die Leute nicht, wo er liegt.

J. Jung, Sakala maa (Kodu-maalt Nr. 7, Dorp. 1878), S. 63. —

---

221. Der winselnde Fußknöchel.

Wenn man aus dem Jömperschen Dorfe Arukülla nach der S. Katharinenkirche bei Wesenberg geht, so führt der Weg durch eine Schlucht, wo vormals, wie sich alte Leute noch deutlich erinnern, bei nächtlicher Weile oftmals ein Winseln gehört wurde, welches wie die Klage eines gequälten Geschöpfes klang. Mancher Vorübergehende hatte auch in mondheller Nacht einen kreiselförmig sich drehenden Gegenstand wahrgenommen, von dem das Gewinsel etwa herrühren konnte. Bei Tage fand sich am Orte nichts weiter als ein menschlicher Fußknöchel der unbeweglich da stand. Niemand wußte mit Bestimmtheit zu sagen, ob der Fußknöchel mit dem nächtlichen Winseln und Drehen etwas gemein habe oder nicht. Nun hatte aber ein beherzter junger Mann aus dem Dorfe Arukülla keine Ruhe bis er Klarheit in die Sache brächte. Er war schon einige Male stehen geblieben wenn die Andern erschreckt davon eilten, und da hatte er gesehen, daß allerdings die Drehung des Fußnöchels das Gewinsel hervorbrachte, weshalb er im Stillen den Vorsatz faßte, der Sache völlig auf den Grund zu kommen.

In einer mondhellen Nacht machte er sich zur Schlucht auf, hörte schon von weitem das Gewinsel und sah, als er näher kam, die wunderliche Drehung des Fußknöchels. Er beobachtete eine zeitlang den närrischen Wirbeltanz und überzeugte sich, daß das Winseln wirklich von der schnellen Umdrehung herrührte. Da sprang er hinzu und packte mit beiden Händen den Knöchel, der darin noch zappelte, als wolle er dem dreisten Manne mit aller Gewalt entschlüpfen. Aber des starken Mannes Lederhandschuhe, in denen eiserne Finger steckten, ließen den eingefangenen Gegenstand nicht so leicht wieder los. Allmählich hörte das Zappeln des Knöchels auf und plötzlich stand ein fremder Mann, wie vom Himmel gefallen, vor unserm Freunde. Der Fremde sprach: „Habe tausend Dank für diese Wohlthat, daß du kamst, mich von langer

Pein zu erlösen, in welcher meine arme Seele bis heute keine Ruhe finden konnte. Wohl kamen Leute genug vorbei, aber keiner hatte den Mut, den tanzenden Knochen in die Hand zu nehmen, wie du gethan hast, wackerer Mann. Besorge nun weiter alles, wie ich dir angeben werde, damit meine müde Seele einmal zur Ruhe komme, dann sollst du einen fürstlichen Lohn für deine Mühe erhalten. Morgen früh, wenn die Morgenröte heraufsteigt, grabe da wo wir jetzt stehen ein Grab von sieben Fuß Tiefe und sechs Fuß Länge, lege den Knochen auf den Grund desselben an das östliche Ende und dann geh und bitte den Prediger her, daß er mit Gebet und den bei Bestattungen üblichen Segenssprüchen diesen Knochen begrabe, so werde ich aus meiner Pein erlöst und finde die ewige Ruhe. Ich war zu meiner Zeit ein reicher und großer König in Schwedenland. Übermut trieb mich an, dieses Land mit Krieg zu überziehen, wo sehr viel unschuldiges Blut meinetwegen vergossen wurde; deshalb mußte ich zur Strafe meiner Sünden im Schlachtgewühl an dieser Stelle eine unglückliches Ende finden. Der größte Teil des Heeres fiel an diesem Tage mit mir, was verschont blieb ergriff die Flucht, so daß niemand Zeit behielt sich um die Toten zu kümmern. Die Feinde plünderten mich kapp und kahl und ließen mich nackt liegen wie einen Hund. Darnach fraßen wilde Tiere meinen Leichnam, so daß nichts übrig blieb als bloß dieser Fußknöchel, der hier zum Winseln festgebannt wurde, bis sich jemand über ihn erbarmen würde, so daß der Knochen eine Grabstätte und meine Seele Erlösung von der Sündenqual fände. Wenn der Fußknöchel nun so wie es sich gebührt bestattet und eingesegnet ist, und der Prediger drei Schaufeln Erde auf denselben geworfen hat, so schütte das Grab noch nicht mit Erde zu, sondern warte, bis der Prediger nach Hause gegangen ist. Dann höhle den östlichen Rand des Grabes noch einen halben Fuß tiefer aus, so findest du den Lohn für deine Mühe. Von dem vorgefundenen Gelde bezahle dem Prediger fünfundzwanzig Thaler für die Beerdigung, fünfzig Thaler laß unter die Kirchenarmen verteilen, und was dann noch übrig bleibt ist alles dein, und du kannst damit machen, was du willst." Mit diesen Worten war der Fremde ebenso wunderbar verschwunden, wie er gekommen war.

Unser Freund steckte einen Pflock in den Boden um die Stelle zu bezeichnen, wo er das Grab graben sollte, ging dann nach Hause um eine Schaufel zu holen und war mit Anbruch der Morgenröte schon an der Arbeit. Der Fußknöchel lag neben dem Pflocke wie er hingelegt worden war, ohne sich zu rühren. Um

Mittag war das Grab fertig geworden, der Mann legte den Fußknöchel hinein und ging dann um den Prediger herzubitten, dem er sein nächtliches Erlebnis von Anfang bis zu Ende erzählte; doch ließ er nichts von dem Lohn für das Begräbnis verlauten, weil er ja selbst noch nicht wußte, ob er etwas finden würde und nicht mit leeren Versprechungen zum Lügner werden wollte. Der Prediger wunderte sich wohl gar sehr über das, was er von dem Manne hörte, doch sträubte er sich weiter nicht, sondern ging mit ihm, um den ruhelosen Menschenknochen nach christlicher Weise zu begraben. Als der Prediger nach erteiltem Segensspruch sich entfernt hatte, grub der Mann laut Vorschrift das Grab um einen halben Fuß tiefer aus, da stieß er auf einen großen kupfernen Deckel. Als er den Deckel aufbrach, fand er einen 4 Zuber großen kupfernen Kessel, der bis an den Rand mit schwedischen Thalern angefüllt war. Er versuchte den Kessel mittels einer Stange herauszuheben, es war aber ganz unmöglich; drum stand er von der vergeblichen Arbeit ab, zog seinen Rock aus, breitete ihn auf den Boden, und that mal auf mal so viel Geld darauf, als er auf dem Rücken davontragen konnte. Die fortgebrachten Geldhaufen schüttete er etwas weiter ab unters Gebüsch, bis der Kessel gänzlich geleert war; auf dem Grunde hatte er noch fast ein halbes Külmit an purem Golde gefunden. Den leeren Kessel ließ er an Ort und Stelle, füllte das Grab mit Erde auf, glättete die Oberfläche und ging dann um aus dem Dorfe ein Pferd zur Fortbringung des Schatzes zu holen. Das Pferd hatte aber zweimal schwer zu ziehen, um alles Geld fortzubringen. Jetzt zahlte der glückliche Finder dem Prediger den Begräbnislohn und händigte ihm auch fünfzig Thaler ein, mit der Bitte, sie gleichmäßig unter die Armen des Kirchspiels zu verteilen. Nach einigen Tagen kaufte er sich zwei starke Pferde und einen mit Eisen beschlagenen Wagen, lud das Geld darauf und zog aus seinem Orte weg. Wohin? Das hat später niemand vernommen, man meint aber, daß er übers Meer, sei es nach Finnland oder nach Schweden gezogen war, weil die gefundenen Thaler sämtlich königlich schwedisches Gepräge hatten und dort mehr wert sind als hier zu Lande.

Nach dieser Zeit hat keines Menschen Ohr mehr in der Schlucht das Winseln des Fußknöchels gehört, welches, ehe derselbe begraben wurde, noch mein Großvater, wenn er vorbeiging, manches Mal vernommen hat.

Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud, S. 339. — **Kreutzwald-Loewe**, Estn. Märchen II, 155 ff. — Eine ähnliche Sage

von einem winselnden Schienbein beim Selja-Krug bei Fickel in Estland, vgl. Eisen, Esiwanemate warandus, S. 64. —

222. Wo Narvas früherer Reichtum liegt.

In den Tagen, als Narva noch eine reiche Stadt war, zog einst von Rußland oder von Polen her der grimmige Feind mit großer Heeresmacht heran, um die Stadt einzunehmen und auszuplündern. Zum Glück erhielten die Bewohner einige Tage vorher durch ihre Spione Nachricht, so daß sie noch Zeit hatten, den größten Teil ihres Goldes und Silbers zusammenzuraffen und in der Mündung des Flusses unweit der See zu versenken. Darauf wurden die Thore geschlossen und die Schanzen besetzt. Mit Proviant war die Stadt so reichlich versehen, daß eine Hungersnot nicht zu besorgen stand; die festen Mauern und Werke rings um die Stadt, der tiefe, breite Fluß einerseits und die mit Wasser gefüllten Wallgräben andrerseits wehrten den Feind ab, so daß er nicht eindringen konnte. Er belagerte die Stadt bis zum Herbst, mußte aber dann unverrichteter Sache abziehen. Nach dem Abzuge des Feindes hatten die Bürger der Stadt nichts Eiligeres zu thun, als an die Mündung des Flusses zu gehen, um ihren Schatz aus seinem Versteck heraufzuholen. Unglücklicher Weise aber hatten sie ihn zu nahe am Meere auf den Grund des Flusses gesenkt, die heftigen Stürme hatten oftmals die Tiefe aufgewühlt und die Goldfässer gegen einander geschüttelt und zerbrochen, der vom Meere ausgeworfene Sand aber hatte alles bedeckt und festgelegt, so daß man nur wenig von dem versenkten Golde wieder erlangte. Der größte Teil dieses Schatzes der Vorzeit ruht bis zum heutigen Tage auf dem Grunde des Flusses und des Meeres, und niemand weiß, welchem Glückskinde er einmal in die Hände fallen wird.

Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud, S. 340. — Daraus übers. von F. Löwe, Beiträge z. Kunde Est-, Liv- u. Kurl. I, 110. — Kreutzwald-Löwe, Estn. Märchen II, 163. — 8. Sitz: Ver. d. Narvaschen Alt: Ges. 1865, S. 24 (Von Kreutzwald, kurz).

223. Der Zauberstab des Barons Sassen.

Als einst eine große Brücke gebaut wurde, die erst nach wiederholten Versuchen zustande kam, fand ein Baron Sassen in der Erde einen silbernen Stab von drei Fuß Länge mit einem Griffe von

Ebenholz. Am entgegengesetzten Ende war eine runde Scheibe, etwa wie ein Kompaß, befestigt. Erfreut brachte er seinen Fund nach Hause und dachte das Silber zu einer Theekanne oder Tabaksdose umarbeiten zu lassen. In der Nacht aber erschien ihm im Traume ein Greis mit einem langen eisgrauen Bart und mit silberweißen Haaren. Dieser sprach zu ihm: „Du darfst den gefundenen Stab nicht zerstören, denn er besitzt Zauberkräfte. Durch ihn kannst du verborgene Schätze ans Licht ziehen; denn wenn du den Stiel in die Hand nimmst und den Kompaß auf der Erde ruhen läßt, so wird er sich von selbst in Bewegung setzen und sich wie ein Rad drehen. Folge ihm dann nach und er wird dich zu einem Schatze führen, der deiner Familie bestimmt ist." Aufgeregt durch diesen lebhaften Traum erwachte der Baron und beschloß, noch in derselben Nacht einen Versuch zu machen. Sobald er seinen Stab in die Hand genommen, fühlte er, daß dieser ihn nach einer bestimmten Richtung ziehe. Er folgte ihm und kam nach einiger Zeit in einen Morast, auf dem er unter mancherlei Gefahr vorwärts schritt, bis er zu einem Walde gelangte, in dem er endlich vor einer großen Höhle stehen blieb. Zwei ungeheure Hunde, an Größe fast Pferden gleich, bewachten die Thür und stierten ihn mit feurigen tellergroßen Augen an. Erschreckt wollte er schon umkehren, da erblickte er den bekannten Greis, der ihm freundlich winkte näher zu treten. Mutig schritt er auf ihn zu und sah neben ihm ein Faß von Eichenholz, mit eisernen Reifen beschlagen, welches ganz mit alten Goldstücken gefüllt war. Der Greis erlaubte ihm zu nehmen, so viel er tragen könne, aber der Schatz sei nicht für ihn bestimmt, sondern für einen seiner Nachkommen, den jüngsten Sohn seines Enkels. Sobald dieser vierundzwanzig Jahr alt sei, dürfe er die Hebung des Schatzes versuchen und müsse dann zuerst einen Becher, der in der Höhle stehe und mit einem halbflüssigen Tranke gefüllt sei, austrinken; dann werde er sich vor keiner Gefahr fürchten. Der Baron nahm eine Handvoll von dem Golde und hinterließ auch seinen Kindern die Nachricht von diesem Schatze, der auch von denselben öfter besucht wurde. Jedesmal aber, wenn sie etwas davon nahmen, schwoll ihnen das Gesicht an. Der unermeßliche Schatz harrt indessen noch seiner Hebung.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 106 (Aus Hapsal, deutsch).
„Die Brücke soll bei Narva sein."

---

224. Schätze im Kloster Padis.

Das Kloster Padis war mit kluger Vorsicht so eingerichtet, daß es sich allezeit gehörig gegen andringende Feinde zur Wehr setzen konnte. Starke Verschanzungen umgaben es von allen Seiten. In den alten großen Kellern habe ich selbst eine Menge sehr alter Kugeln gesehen, von denen mehrere geplatzt waren. Unsere Leute sagen ferner, daß in diesen Kellern zur Kriegszeit von den Mönchen viele und große Schätze vergraben worden seien. Gott allein weiß, wo sie liegen. Mancher könnte sonst glücklich durch sie werden, insofern er das von Geld und Gut erwartet.

Boubrig nach Seppa Ado's Erzähl. in Verhandl. der gel. estn. Ges. II, 3, 69.

225. Der Schatz von Lodensee.

Bei Lodensee in der Nähe von Baltischport in Estland liegt, von Wald umgeben, ein schöner See. Zur Zeit der ersten Küsteninvasion, so erzählt das Landvolk der Gegend, haben die damaligen Besitzer Lodensees all ihr Geld, Silbergerät und sonstige Kostbarkeiten in den See versenkt und die Stelle genau bezeichnet. Ein Wasserneck aber nahm darauf diese Schätze in Besitz und bewachte sie seitdem eifersüchtig, so daß man die Stelle, als die Feinde abgezogen, nicht mehr auffinden konnte, ja daß jeder, der einen Versuch machte nach den unterseeischen Schätzen hinabzutauchen, von den Wellen verschlungen wurde und man dem See endlich seine Beute unberührt überlassen mußte. Die Esten nennen die Stelle, wo jener Schatz noch jetzt liegen soll, „Kullakrunt“, d. i. Goldgrund. Gewiß ist, daß man noch jetzt an mehreren Stellen des Sees bei klarem Wasser auf dem Grunde regelmäßige Steinhaufen und tief unter der Oberfläche eingerammte Balken erblicken kann.

Stavenhagen, Alb. balt. Ansichten, Bd. III, Lodensee, S. 4.

226. Der Schatz bei Riesenberg.

Beim Gute Riesenberg in Estland liegt ein Hügel, der den Namen Ussimäggi, Schlangenberg, führt. Das Volk hat die Sage,

er berge in seinem Innern reiche Schätze, die von Schlangen bewacht würden.

Stavenhagen, Alb. balt. Ansichten III, Riesenberg, S. 4.

227. Schätze im Schloß zu Hapsal.

I. Im Schlosse zu Hapsal liegen viele Schätze vergraben, die von einem schwarzen Hunde bewacht werden. Manche kühne Männer haben sich den Stellen genähert, an welchen man Schätze vermutete, aber Geister bliesen ihnen die Lichter aus, oder andere Schreckbilder benahmen ihnen den Mut, weiter zu forschen.

Ein Schwede, der 1773 aus Bisholm nach Hapsal zog, wurde daselbst als Nachtwächter angestellt und kam einst um Mitternacht in das alte Schloß. Hier sah er einen großen schwarzen Hund mit feurigen, tellergroßen Augen, der auf einer Kiste mit Geld lag. — Was er mit dem Hunde geredet, weiß man nicht, auch nicht, was die Kiste enthielt, aber von Stund an wurde er sehr reich, trieb Handel, kaufte Häuser in der Stadt und hatte großen Kredit, so daß viele Bauern ihm ihr Geld aufzubewahren gaben. Endlich aber, da die Zeit abgelaufen war, mußte er in den Wald gehen und sich aufhängen.

II. In Hapsal lebten zwei Brüder, von denen der eine reich und angesehen, doch sehr geizig war, der andere aber sich mit Schuhflicken ein kümmerliches Brot erwarb, so daß er oft mit seiner Familie hungrig schlafen gehen mußte. Letzterem träumte in einer Nacht, es erscheine ihm ein graues Männlein, welches ihm eine Stelle in der Ruine zeige, an welcher er nachgraben solle, um einen Schatz zu finden. Am andern Morgen erinnerte er sich deutlich des Traumes und der Verheißung, hielt es aber nur für ein Blendwerk der Phantasie und beachtete es nicht weiter. In der folgenden Nacht erschien der graue Mann wieder, rüttelte ihn am Arme und forderte ihn auf, sogleich hinzugehen und den Schatz zu heben. Er erwachte, aber aus Gleichgültigkeit oder Furcht unterließ er den Gang. Am Morgen früh kam sein Bruder zu ihm und jener erzählte, was ihm in der Nacht widerfahren sei.

Der Bruder bestärkte ihn in seiner Meinung, daß ein solches Traumgesicht keine besondere Bedeutung habe, ging aber in der Nacht an den bezeichneten Platz und fand daselbst nach langem Graben nichts weiter als einen toten Hund. In der Meinung,

sein Bruder habe ihn zum Besten gehalten, nahm er den Hund und warf ihn durch das Fenster in seines Bruders Zimmer, so daß die Scheiben klirrend zur Erde fielen. Erschreckt erwachte der Schuhflicker, fand aber auf der Diele einen großen ledernen Sack mit Dukaten gefüllt.

III. Eines Abends kamen zwei Männer in ungewöhnlicher ausländischer Tracht auf Maultieren reitend, deren Decken Schellen trugen, zum Gerichtsvogt in Hapsal und baten um Erlaubnis im Schlosse mit der Wünschelrute nach unterirdischen Schätzen suchen zu dürfen. Es wurde ihnen unter der Bedingung gestattet, daß das gefundene Geld geteilt werden sollte, sie aber das Graben selbst zu bewerkstelligen hätten. Die Männer gingen umher, die Rute schlug an auf dem Platze vor der Schloßkirche, und sie begannen zu graben. Um jeden Unterschlag zu verhindern, waren Wachen dazugestellt. Aber als es dunkel wurde, ohne daß man bisher etwas gefunden hätte, gingen alle für die Nacht nach Hause. Am andern Morgen jedoch waren die Reisenden verschwunden und man bemerkte, daß in der aufgeworfenen Grube ein großer mit Eisen beschlagener Kasten gelegen haben mußte.

Auch 1843 erschienen zwei schwarzgekleidete Männer in Hapsal, gruben die Nacht hindurch im Schlosse und waren am Morgen darauf verschwunden.

Rußwurm, Sagen a. Hapsal, S. 5. (I.) (Aus Hapsal, deutsch; I. auch aus Nuckö, schwed.) — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 34. (II.) — Von Rußwurm im Ill. Revaler Almanach 1856, S. 22. (I., III.) — Rußwurm, Schloß Hapsal, S. 87 ff. (I., II., III.) — Stavenhagen, Alb. balt. Ansichten. Bd. III.

---

228. Die Geldlade in Kertell.

Ein großer Krieg war entbrannt. Überall verwüstete man das Land und tötete die Leute. Auch die Insel Dagö blieb nicht von der Geißel verschont. Auch dahin drangen die Feinde und setzten daselbst ihr blutiges Werk fort, das sie auf dem Festlande begonnen. Sie hieben alles Volk nieder und führten Hab und Gut mit sich fort. So herrschte überall Furcht und Schrecken. Nur die Männer von Kertell wollten nicht leichten Kaufes sich und ihr Gut an den Feind verlieren. Sie zimmerten eine mächtige Lade zurecht, ließen sie vom Schmied mit starkem Eisen beschlagen, thaten all ihr Gold und Silber hinein und versenkten sie darauf im Flusse bei der alten Brücke. Sie selbst aber flohen in die Wälder. Doch

die feindlichen Scharen durchstreiften auch die Wälder und viele Flüchtlinge mußten unter ihrer Hand das Leben lassen. Andere retteten sich zwar, da aber bald auf den Krieg eine große Pestilenz folgte, so kamen auch diese um. Von allen, die den Schatz in Kertell versenkt hatten, war jetzt niemand mehr am Leben. So ging wohl ein Gerücht im Lande um, daß ein großer Schatz irgendwo verborgen sei, aber niemand wußte seinen Ort anzugeben.

Seitdem waren viele Jahre vergangen und die Rede von dem Schatz im Volke fast schon verstummt. Als nun eines Abends ein Mann noch spät zum Kruge wollte und eben an den Fluß gelangt war, da erblickte er am Ufer eine kleine Flamme, die einige Zoll hoch über dem Boden in der Luft brannte. Gleich fiel ihm die Rede vom versenkten Schatz ein, er nahm die Pfeife aus dem Munde, legte sie neben sich auf einen Stein und schlich dann auf den Zehen dem Flämmchen näher. Als er schon hart dabei war, erlosch plötzlich das Licht und so viel er sich auch mühte, entdeckte er doch nicht die kleinste Spur davon. Verdrießlich kehrte er um. Wie er nun nach seiner Pfeife auf dem Stein griff, gab es neuen Ärger, denn auch die Pfeife war verschwunden. Er blickte schärfer hin und gewahrte nun, daß statt dessen Geld auf dem Steine lag. Er sah sich um, gewahrte niemand, steckte das Geld ein und eilte zum Kruge, wo er sich an diesem Abend für den Fund einen schweren Kopf erwarb. Am anderen Abend trieb es ihn wieder zum Kruge und wie zum Scherz ging er auch an dem Stein vorbei. Sieh, da lag wieder Geld auf dem Stein! Damit that der Mann wie am ersten Abend. So oft nun auch in Zukunft der Mann seinen Stein aufsuchte, immer fand er da Geld. Alle Nachbarn wunderten sich darüber und wollten wissen, wie er zu seinem Reichtum gekommen wäre. Er leugnete es auch nicht und sagte ihnen Alles. Thor! sprachen sie, merkst du nicht, daß da die Geldlade der Leute aus der Pestzeit liegt? Laß uns eilig einen Schwarzkünstler um Rat in dieser Sache fragen!

Der Mann steckte eine tüchtige Branntweinflasche zu sich und machte sich ungesäumt auf den Weg zu dem Zauberer. Diese Gabe löste des Zauberers Zunge und als er alles von ihm erfahren hatte, sprach er zu dem Mann: Wenn du die Geldlade erlangen willst, so hast du nichts anderes zu thun, als an dreien Donnerstagen abends an den Ort zu gehen, wo du das Flämmchen erblicktest, und daselbst jedesmal einen Hahn zu schlachten. So wirst du schon erfahren, was dann geschieht. Sprich aber zu niemandem ein Wort darüber, dann wird dir die Lade sicher zufallen!

Der Mann dankte dem Schwarzkünstler für den guten Rat, eilte davon und richtete sich auf sein Vorhaben ein. Am Abend des ersten Donnerstages schlachtete er am Ufer einen Hahn, aber es wollte sich ihm nichts zeigen. Nicht anders geschah es am zweiten Donnerstage. Am dritten aber nahm er mehrere Gefährten mit sich und schlachtete den dritten Hahn. Kaum war das vollbracht, als plötzlich die große Geldlade auf dem Wasser erschien. Sogleich sandte der Mann seine Gefährten nach Seilen, Hebeln und Stangen und als sie damit zurückkehrten, ging man ans Werk. Aber die Lade war schwer wie Blei, sodaß die Männer alle ihre Kraft daran setzen mußten. Mit großer Anstrengung gelang es ihnen endlich doch, die Lade bis ganz ans Ufer zu schaffen. Dabei blickte einer von den Männern zufällig auf, sah nach der Brücke hin und gewahrte da einen kleinen Jungen, der auf einem Schwein hergeritten kam. Das schien ihm so wunderlich, daß er unversehens rief: Seht doch das Männchen, das da herkommt! Sobald er aber diese Worte gesagt hatte, verschwand das Schwein mit dem Knaben, die Hebel und Stangen brachen und die Geldlade sank wie ein Stein ins Wasser zurück, wo sie in der Tiefe verschwand. Wohl schlachteten die Männer in Zukunft abends an den Donnerstagen noch manchen Hahn, aber die Geldlade kam nimmer wieder zum Vorschein.

Rußwurm, Sagen a. Hapsal, S. 6. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 102. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 48 ff. — Jannsen, Märchen u. Sagen II, 135; vgl. das. die Anm. S. 200.

229. Der Schatz bei Wallipä.

Ungefähr zwei Werst südlich von Großenhof auf Dagö, nicht weit vom Strande des Meeres, aber früher unmittelbar von diesem bespült, liegen die geringen Überreste eines alten Schlosses Wallipä, an die sich manche Sagen knüpfen. Dort sind Schätze vergraben, aber die Geister, welche diese Schätze hüten, lassen die Hirtenknaben nicht in der Nähe der alten Wälle schlafen.

Rußwurm, Eibofolke § 98; 371, 5.

230. Der Schlangenkönig.

Auf einer großen Haide auf der Insel Worms waren unendlich viele Schlangen, deren König in einer Höhle wohnte, aus der er bis-

weilen hervorkam, um sich zu sonnen. Ein Anführer der Rostockar*), denen sonst die Verteidigung der Landesgrenzen übertragen war, sah auf dem Kopfe des Schlangenkönigs eine goldene Krone glänzen und faßte den Plan, sich derselben zu bemächtigen. Also ritt er zur Öffnung der Höhle hin und wartete mit geschwungenem Schwerte auf den König. Sobald dieser erschien, hieb er ihm den Kopf ab, legte ihn in ein Schächtelchen, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon. Die Schlangen aber, in Wut versetzt durch die Ermordung des Königs, verfolgten zischend und schäumend den Flüchtigen, und nur dadurch, daß er einen tiefen Graben mit dem Pferde übersprang, über den die Schlangen nicht so schnell kommen konnten, rettete er sich vor unvermeidlichem Verderben. Der Kopf aber mit der Goldkrone verlieh ihm in allen Kämpfen Glück und schützte ihn vor aller Verwundung. — So lautet die Sage auf Dagden, ähnlich die auf Worms selber.

Rußwurm im Ill. Reval. Alman. 1856, S. 17. — Ders. Sagen a. Hapsal, S. 8. — Ders. Sagen a. der Wiek, S. 108. Daselbst noch andere Schlangensagen.

231. Der Unglückskünder der Familie v. Behr.

Sobald der Kurländischen Familie v. Behr ein Unglück bevorsteht, zeigt sich auf den Schloßbergen der beiden Familiengüter Poopen und Angermünde ein kleiner alter Mann, in den Händen trägt er zwei große silberne Leuchter, auf denen Kerzen brennen, und unter Wehklagen bläst er die Lichter aus.

J. Döring in Sitz: Ber. d. kurl. Ges. 1870 (2. Aufl.). S. 400. — Rigaer Tagebl. 1891, Nr. 212.

232. Der Pfahl im Burtneckschen See.

Mitten im Burtneckschen See soll ein Pfosten mit einem goldenen oder vergoldeten Kranz stehen, den man eingesetzt habe, um den See in zwei gleiche Teile zu scheiden; ihn zu sehen mag wohl nicht jedermann glücken.

Die Familie Koskull besaß im dreizehnten Jahrhundert beide Seiten des Sees; bei entstandenem Streit aber im vierzehnten Jahr-

*) Rustkarlar, die vom Lande gestellten Reiter, Landmiliz.

hundert verglich sie sich dahin, daß ein Bruder die Seite gegen Salisburg, wo das Stammhaus Ostrominsky liegt, der andre aber den burtnekschen Strich behalten solle. Der letztere ließ zur Bezeichnung der Grenze einen Eichenbalken mit eisernen Reifen in den See einrammen, änderte auch seinen Namen und nannte sich „von der Pahlen."

Pabst, Bunte Bilder II. 30. — Vgl. Hupel, Topogr. Nachr. II, S. 61, wonach Pabst.

233. Der Herr von Koskull.

Ein livländischer Edelmann hatte eines Tages das Unglück, bei einem Spaziergang so tief in den Morast zu sinken, daß er sich nicht wieder herauszuhelfen vermochte; er ragte nur noch mit seinem Kopfe hervor. Da kam ein lettischer Bauer vorüber. Diesen ruft er um Hilfe an. Der Bauer nimmt seinen langen Speisesack, wie ihn dort zu Lande jeder zu tragen pflegte, wirft dem Herrn das eine Ende desselben hin und ruft ihm fortwährend zu: „Kohd kulle! kohd kulle!" d. h. beiß den Sack. Der Edelmann wurde gerettet und hieß seitdem der Herr von Koschkull oder Koskull. Sein Geschlecht blüht noch im Lande.

Inland 1851, S. 382. Durch E. Pabst nach mündl. Erzählung aus Lettland. Der Name Koskull ist estnisch!

234. Das Mädchen von Hochrosen.

Noch wars nicht allzulange her, seit Schloß Hochrosen erbaut worden war*), da wohnte in seinen Mauern ein angesehener, schon ergrauter Ritter mit einer einzigen, von ihm innig geliebten Tochter, einem jungen Mägdlein von wunderbarer Schönheit. Außer den vielen Schloßleuten und Söldnern, die in seinen Diensten standen, hatte sonst niemand Zutritt zu dem stattlichen Hause, denn der Schloßherr war ein Mann von gar menschenfeindlichem Sinne und duldete keinen Fremden in seiner Umgebung. Er war nicht immer so gewesen, aber herbes Leid und bittere Erfahrungen hatten das

*) Es soll 1272 von Christian v. Rosen erbaut worden sein, Mojahn etwa um dieselbe Zeit von Fabian v. Rosen zu Roop. Beide befanden sich bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts im Besitz der Familie Rosen.

Gemüt des einst so fröhlichen Mannes verdüstert und sein Herz unempfänglich gemacht für jedwede menschliche Liebe und menschliche Freundschaft. Sein nächster, drei Wegstunden entfernter Nachbar war der Schloßherr von Mojahn, mit dem er aus einem und demselben Hause stammte, ein versöhnlicher und mild gesinnter Mann, der es zu wiederholten Malen versucht hatte ein freundschaftliches Verhältnis mit seinem benachbarten Verwandten anzuknüpfen, aber stets war er in kalter und beleidigender Weise zurückgewiesen worden und hatte demnach auch alle derartigen Versuche aufgegeben. Glaubte doch der Herr des Schlosses zu Rosen Grund genug zu haben zu erbitterter Feindschaft gegen den Nachbar, der einst sein liebster Freund gewesen und ihn dennoch um seine Jugendliebe betrogen hatte. War doch der blühende Sohn des Mojahners, der in Wald und Feld so oft seinen Weg kreuzte, das Kind des Weibes, das er dereinst so innig geliebt, das ihm so heilige Treue geschworen und dieselbe dennoch freventlich gebrochen hat, während er selbst im Felde und längere Zeit abwesend war; hatte sie ihn doch verlassen, die Treulose, und sich seinem Vetter zugewandt, der ihm in allen Dingen so weit nachstand, außer daß er von schönerer Gestalt und sanfterem Gemüte war! Der Ritter von Hochrosen hatte sich damals grollend in die Einsamkeit seines Schlosses zurückgezogen, die Erinnerung an die erlittene Schmach war nach und nach schwächer geworden und er hatte sich nach einiger Zeit ein anderes tugendsames Weib erwählt; ein neues Glück begann ihm in seinem Hause zu erblühen. Es glätteten sich die Unmutsfalten auf der Stirne des verschlossenen Mannes, wenn er sein kleines Töchterchen auf den Armen wiegte und sie ihm den süßen Vaternamen zulispelte; aber das Schicksal hatte noch nicht aufgehört, ihn mit harten Schlägen zu verfolgen, auch das zweite Weib, dem er seine Liebe zugewandt, ward ihm plötzlich genommen.

Der dem Schlosse benachbarte Berg, dem man den Namen Kreuzberg beigelegt hat, war ein Lieblingsaufenthalt der dahingeschiedenen Schloßdame gewesen, er war das Ziel ihrer Spaziergänge, und ihr Herr und Gemahl hatte daher auf der Berghöhe zu ihrer Erholung ein reizendes Lusthäuschen errichten lassen, wohin sie sich fast an jedem Sommertage, von ihren Dienerinnen begleitet, hinbegab und einige Stunden verbrachte. An jener Lieblingsstätte wünschte sie nun auch begraben zu werden, und ihr Gatte ließ das heitere Lusthäuschen in eine düstere Kapelle umwandeln, von einem Mönche, der sich im Schlosse aufhielt, weihen und die Leiche seines geliebten Weibes in derselben beisetzen.

Jahre waren inzwischen verflossen und das Kind des Ritters herangewachsen zur blühenden Jungfrau, vergeblich war aber all ihr Bemühen, die finstern Wolken von des Vaters Stirn zu scheuchen und seine in verschlossenem Unmut hingebrachten Tage zu erheitern. Auch ihr Leben floß einsam und einförmig dahin, denn nie betrat ein Fremder die Burg, nie durfte sie dieselbe verlassen und Verkehr pflegen mit benachbarten Edelfrauen und Jungfrauen; ihr einziger Gang war zum Grabe der Mutter, zur kleinen Kapelle auf dem Kreuzberge. Dorthin zog es sie aber auch stets mit unwiderstehlicher Macht, dort pflegte sie die Blumen, die auf ihr Geheiß rings um das Kirchlein gepflanzt worden waren, dort saß sie stundenlang mit ihren Dienerinnen in munterem Gespräch begriffen oder mit Stickereien und sonstiger weiblicher Arbeit beschäftigt. Der Vater ließ es geschehen, begleitete sie aber trotz ihrer Bitten nie dahin, er scheute sich davor, durch den Anblick der Grabesstätte erinnert zu werden an all den Schmerz seiner Jugend- und Mannestage; düster und schweigend hörte er zu, wie sein Kind ihm erzählte von den lieblichen Blumen und den grünen Bäumen, die seines Weibes Grab überschatteten, hie und da entwand sich auch ein tiefer Seufzer seiner Brust, dann aber trat die frühere eisige Kälte wieder auf seine Züge, das Gepräge eines glühenden Hasses gegen Schicksal und Menschen, die ihm so viel, so viel genommen. Eine einzige Zerstreuung gab's, die ihn oft und immer wieder aus der Burg herauslockte, nämlich die Jagd. Da war ihm denn so wohl ums Herz, wenn er dahinjagen konnte über Flur und Feld, wenn sein Unmut sich eine Bahn brechen konnte in der Verfolgung des heulenden Wolfs und des riesigen Bären, und seine Diener und Genossen, sie scheuten zurück vor dem grimmigen Ausdruck, den seine Züge dann angenommen hatten, war's ihm doch, als jage er alle seine Feinde vor sich her und wolle sie treffen mit totbringendem Pfeil und gewichtigem Speer. Auf diesen Jagdzügen geschah es nun oft, daß er mit dem jungen Ritter von Mojahn im dunkeln Walde zusammentraf, denn auch jener war ein eifriger Waidmann und die Verfolgung des Wildes brachte ihn oft in die Hochrosener Gehege, da ging dem Alten jedesmal ein stechender Schmerz durch die Seele, dem bald eine Anwandlung entsetzlicher Wut folgte, da griff er nach seinem Speer, um ihn auf den blühenden Jüngling zu schleudern, — aber eine Regung besseren Gefühles hielt ihn davon zurück; mit einem schmerzlichen Seufzer aus tiefster Brust gab er seinem Rosse die Sporen und jagte dahin mit Windeseile, als folgten ihm sämtliche Gespenster der Hölle auf dem Fuße nach. Der junge

Ritter aber schaute verwundert drein, bekreuzte sich und betete ein andächtiges Ave Maria für das Wohl der geängsteten Seele des menschenfeindlichen Mannes, der zudem als Verwandter ganz besonders sein Mitgefühl in Anspruch nahm.

Auf einer solchen Jagdstreiferei war der Jüngling einst bis in die Nähe des Kreuzberges bei Hochrosen geraten und wenn es ihn auch antrieb, so bald als möglich aus dem Gesichtskreise des feindlichen Schlosses zu kommen, so bewog ihn doch die Rücksicht auf sein ermüdetes Roß, am Fuße des Berges abzusteigen und dasselbe in den umliegenden Gebüschen ein wenig grasen zu lassen. Er selbst warf sich im Schatten eines Erlengebüsches auf den Boden, um auch seinerseits der Ruhe zu pflegen. Plötzlich drang ein schwacher Schrei von der Höhe des Berges herab an sein Ohr, — er sprang empor, lauschte — mehrere halbunterdrückte Hilferufe folgten rasch auf einander. Da hielt's den jungen Ritter nicht mehr bei seinem Roß, behend sprang er den kleinen Kiesweg, der zum Berge hinaufführte, hinan und befand sich nach wenig Augenblicken bei der oberwähnten kleinen Kapelle. Ein gar überraschender Anblick war es, der sich dem Auge des mutigen Junkers bot. Da lag eine liebliche, zarte Jungfrau bleich und anscheinend leblos auf dem Boden und neben ihr kniete ein wild aussehender Mann, im Begriff, sie alles dessen, was sie Wertvolles an sich trug, zu berauben; ein zweiter mühte sich zugleich ab, die sich nach Kräften widersetzende Magd des Fräuleins zum Schweigen zu bringen, indem er ihr ein großes Tuch um den Kopf zu winden suchte. Hier galts sofort zu handeln; mit einem geschickten Stoß seines Jagdspeeres streckte der Ritter den knieenden Räuber leblos zu Boden, der zweite aber, wie er seinen Genossen verscheiden sah, hielt ein längeres Bleiben nicht mehr für ratsam und verschwand mit Windeseile hinter das umliegende Gebüsch. Nun machte sich der Jüngling daran, das ohnmächtige Mädchen wieder ins Leben zurückzurufen, er richtete sie in seinen Armen auf, netzte ihr Antlitz und Schläfe mit eiskaltem Wasser, das die Dienerin aus einer naheliegenden Quelle herbeigebracht hatte und bemerkte bald mit inniger Freude, daß die Jungfrau das matte Auge aufschlug und die umliegenden Gegenstände verwundert anschaute. Bald kehrte ihr die volle Besinnung zurück und eine tiefe Röte malte sich auf ihren Wangen, als sie sich in den Armen eines ihr fremden Jünglings erblickte; sie versuchte sich zu erheben, war aber zu schwach dazu und sank wieder zurück an die Brust des Ritters, der sie mit starkem Arm erfaßte und

zu einem nahen Sitze geleitete. Daselbst kehrten ihre Kräfte allmählich wieder, kaum aber war sie der Leiche neben sich gewahr geworden, da fiel ihr auch plötzlich alles ein, wie sie hierhergekommen zum Grabe der Mutter, wie sie von zwei Wegelagerern überfallen und zu Boden geworfen, wie sie darauf die Besinnung verloren und nur durch ein Wunder gerettet worden sei; eine entsetzliche Angst überkam das zitternde Mädchen, mit flehender Miene ergriff sie ihres Retters Hand und bat ihn, sie unverzüglich in die Burg zurückzubringen. Es war das eine schwere Aufgabe, denn der junge Jäger wußte nur zu wohl, daß es keine besondere Empfehlung für ihn in Hochrosen sein werde, wenn er an der Seite des Burgfräuleins vor dem Thore erschiene; hier gab es aber keine Wahl, hier stand vor ihm eine schwache, zarte Jungfrau, die des Schutzes bedurfte und solchen durfte er ihr nicht versagen. Daher schleifte er zunächst den Leichnam des Räubers tief ins Gebüsch und bot dann dem bebenden Mädchen den kräftigen Arm, um sie sicher ins Schloß zu geleiten. Der Weg war weit und das Mädchen so schwach, daß er sie mehr tragen als führen mußte, sie gelangten aber ungefährdet und ungesehen bis an den Fuß des Schloßberges: hier erklärte der Ritter, daß er sie nicht weiter zu begleiten wage, denn er stehe in erbittertem Feindesverhältnis mit ihrem Vater und es werde demselben nicht sehr willkommen sein, seine Tochter in solchem Schutze zu wissen. Mit tiefer Ehrfurcht küßte er ihr die zarte Hand und eilte zurück zu seinem noch grasenden Rosse, während die Dame an der Hand ihrer Dienerin sich in die Burg begab, auf ihr Zimmer zurückzog und auf ein Ruhebett warf, um sich durch Erholung zu stärken von dem schrecklichen Erlebnis, das sie so sehr ergriffen.

Wo blieb er aber, der ersehnte Schlaf, der sonst ungerufen an das Lager der Jungfrau getreten war und sich auf die müden Augenlider gesenkt hatte, warum kam er jetzt nicht, wo sie seiner am meisten bedurfte? Er ward verscheucht und fern gehalten durch ein Bild, durch ein neues, dem Mägdlein noch so ungewohntes und doch so liebes Bild, durch das Bild eines hochherzigen, mutigen Jünglings, der sie aus großer Gefahr befreit, der sie in seinen Armen gehalten, der sie mit so viel Liebe angeschaut, — die Sonne ging unter am abendlichen Horizont, sie stieg wieder auf in goldener Morgenpracht und noch immer schlief die ermüdete Jungfrau nicht, sie träumte nur einen Traum — einen lieblichen Traum im halben Wachen: und sie schaute hinaus auf den rötlich strahlenden Morgenhimmel, er leuchtete wie Blut, wie rotes Blut,

und in dem blutigen Strahlenmeer spiegelte sich wieder das Bild des Jünglings . . . . . . da endlich überkam sie ein sanfter Schlaf, aus dem sie neugestärkt erwachte, als die Sonne schon hoch stand am mittäglichen Himmel.

Der junge Ritter von Mojahn hatte unterdessen sein Pferd bestiegen und sich eiligst heimwärts gewandt, bald aber mäßigte er den Schritt seines Rosses und ritt langsam dahin, in tiefes Nachdenken versunken. Was er so eben erlebt, ließ er von neuem an seinem Geistesauge vorübergleiten und siehe, das Bild gewann für ihn immer mehr und mehr Reiz, die zarte Gestalt des Mädchens welches er befreit, schwebte noch immer vor seinen Blicken, ihre flehende Stimme, wie sie ihn vertrauensvoll um seinen Schutz angegangen, tönte noch immer so sanft in sein Ohr, und aus diesen lieblichen Träumereien wurde er erst erweckt, als sein Pferd ihn schon in den Schloßhof der väterlichen Burg getragen und vor der Thür zu den Wohngemächern stehen geblieben war. Tag um Tag schwand dahin und noch immer konnte der Jüngling die frühere Heiterkeit und Sorglosigkeit nicht wiedergewinnen, so daß der Vater, der dieses einem körperlichen Unwohlsein zuschrieb, ihm den Rat gab, sich doch durch eine neue Jagdpartie in freier Natur zu zerstreuen. Halb willenlos folgte der junge Mann diesem Rate und von einem einzigen Knappen begleitet, der ihm vor allen lieb war, begab er sich in den nahen Wald. Hirsch und Reh waren aber noch nie so sicher gewesen vor seinem sonst so gefahrbringenden Speer und Pfeil, denn beides lag unangerührt ihm zur Seite und ohne Ziel und Zweck ritt er vorwärts, er wußte selbst nicht, wohin. Da leuchteten plötzlich die Zinnen von Hochrosen vor ihm auf und ein neues Leben durchbebte das Herz des träumenden Jünglings. Dort lag der Kreuzberg, dort die kleine Kapelle, deren er sich nur gar zu lebhaft erinnerte, — dort schlängelte sich der kleine, wohlbekannte Kiesweg den Berg hinan, — er mußte das alles noch einmal sehen, er mußte an Ort und Stelle alles noch einmal durchleben, was ihn an diesen Ort geführt; darum gab er seinem Pferde die Sporen, befand sich in kurzem an dem Fuß des Berges, ließ daselbst seinen Knappen mit den Rossen zurück und stieg selbst schnellen Schrittes den Berg hinan. Doch wer malt sein Erstaunen, als er die liebliche Jungfrau, die alle seine Träume belebte, auf derselben Bank sitzend und mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt fand, wo er sie mit seinen Armen gestützt und durch seine Bemühungen zum Leben zurückgerufen hatte!

Auch sie hatte ein dunkles Sehnen immer wieder an den Ort

hingezogen, da ihr der fremde Jüngling als ein vom Himmel entsandter Hilfsengel erschienen war, sie konnte diesem Sehnsuchtsdrange nicht länger widerstehen, und ein alter treuer Diener ihres Hauses, dem sie das gefahrvolle Erlebnis bei der Kapelle mitgeteilt hatte, erbot sich gern, den Leichnam des Räubers in der Stille der Nacht fortzuschaffen, an irgend einem verborgenen Ort zu verscharren und so auch die letzte Spur der Erinnerung an jenen furchtbaren Augenblick von dem ihr so lieben Berge zu entfernen. Auch dazu erklärte er sich bereit, sein junges Fräulein fortan auf ihrem alten Spaziergange zu begleiten und gegen jede etwaige Gefahr sicher zu stellen. Ihrem Vater gegenüber hatte die Jungfrau jenes Ereignisses nie Erwähnung gethan, fürchtete sie doch mit Recht, daß in solchem Falle sein Zorn gegen den jungen Mojahner von neuem erwachen und er ihr den Besuch des Kreuzberges streng untersagen würde.

Es war heute das erste Mal, daß sie wieder zur kleinen Kapelle hinangestiegen war, mit Hilfe ihrer Magd hatte sie die Blumen begossen, die um der Mutter Grabstätte blühten, für die Seele der Verstorbenen ein frommes Gebet zum Himmel geschickt, sich dann auf jene Bank, an die sich so liebliche Erinnerungen knüpften, gesetzt und ihre Stickerei zur Hand genommen, an der sie mit gewohnter Kunstfertigkeit zu schaffen begann. Die Magd hatte sich zu dem alten Kriegsknecht begeben, der unter einer benachbarten Eiche in behaglicher Ruhe am Boden lagerte und sich mit ihm in ein eifriges Gespräch vertieft; so befand sich denn das Burgfräulein von Hochrosen allein neben der Kapelle, als der junge Ritter die Höhe des Berges erreicht hatte. Ein glühendes Rot überflog die zarte, bleiche Wange, als sie zufällig aufschauend, den Gegenstand ihrer Gedanken und ihrer Sehnsucht vor sich erblickte, sie versuchte sich zu erheben, aber zitternd sank sie auf die Bank zurück und die Arbeit entfiel ihren Händen. Es bedurfte hier keiner Worte, um dem Jüngling zu sagen, warum das Mädchen bei seinem Anblick in solche Erregung versetzt worden sei, warum sie ihren Blick so flehentlich auf ihn gerichtet halte, als wollte sie ihn bitten, ihrer Schwäche zu schonen; in leidenschaftlicher Eile stürzte er zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küssen. Das war zu viel für die schwache Kraft der zarten, von den letzten Schrecknissen her nur zu leicht erregbaren Jungfrau, halb bewußtlos sank sie in die Arme des rasch zu ihrem Beistande sich aufrichtenden Geliebten. Die beiden Dienstleute waren bei dem ersten Geräusch herbeigeeilt, aber in ehrfurchtsvoller Ferne stehen

geblieben, als sie den Sohn des angesehenen Schloßherrn von Mojahn an des Fräulein Seite sitzen und sie mit kräftiger Hand in ihrer Schwäche aufrichten sahen; sie entfernten sich auf einen Wink von ihm sogleich wieder und begaben sich voll Verwunderung an ihren frühern Platz.

Schön und herrlich ist das Erwachen aus dem Taumel überstürzender Gefühle, wenn es im Arm der Liebe geschieht; — die entscheidende Stunde hatte geschlagen, das liebliche Mädchen scheute nicht mehr davor zurück, an der Brust des Jünglings zu ruhen, sie umschlang seinen Hals mit ihren zarten Armen, sie schaute mit unaussprechlicher Liebe ihm in das schöne Auge, sie erwiederte seine Küsse mit seliger Lust!

Die Sonne hatte ihren Höhepunkt am Himmel erreicht, sie senkte sich rasch hinab zum Untergange — und noch ruhte die Jungfrau so selig an der Brust des Geliebten, noch immer hatten sie sich so viel zu erzählen, zu gestehen, noch immer hatten sie Schwüre der Treue und Geständnisse herzinniger Liebe zu tauschen! An die Gefahren, die ihrer Liebe drohten, an die bittere Feindschaft ihrer Eltern dachten sie nimmer, war doch ihre Seligkeit zu groß, als daß kalte, klügelnde Vernunftgründe auch nur den geringsten Raum in ihnen hätten gewinnen können. Doch der nahende Abend mahnte zur Heimkehr und schon lange hatten die beiden Dienstleute voll Besorgnis in der Ferne gestanden und vergebens der Gebieterin geharrt, — endlich sahen auch die allzuglücklichen Liebenden die bittere Notwendigkeit ein, sich trennen zu müssen; noch einen langen, innigen Kuß drückte das liebliche Mädchen zum Abschiede auf die Lippen des Jünglings, versprach ihm, recht oft hierher zurückzukehren und eilte dann, von ihren Dienern geleitet, den Berg hinab zur väterlichen Burg.

Noch lange saß der Ritter auf jener Bank, da ihm so selige Stunden erblüht und schaute der forteilenden Geliebten nach, bis auch der letzte Saum ihres hellen Gewandes hinter dem dichten Gebüsch verschwunden war. Um Mitternacht langte er wieder in Mojahn an, aber es dauerte lange, bis ein sanfter Schlaf die Augen des Glücklichen schloß; dann aber umgaukelten ihn selige, liebliche Träume und das schöne Bild des geliebten Mädchens, es lächelte ihn auch jetzt noch so sanft und traulich an.

Es war ein schöner, schöner Monat, der dem soeben beschriebenen Tage folgte, täglich fanden sich die beiden Liebenden auf der traulichen Bank neben der kleinen Kapelle ein und die Stunden entflohen in geflügelter Eile unter süßem Gespräch und herzinnigen Liebkosungen.

Aber es blieb nicht lange aus, das drohende Ungewitter, denn unter den Blüten war eine Schlange verborgen, eine tückische, giftige Schlange in Gestalt eines verräterischen Menschen. Der alte Kriegsknecht und die Dienerin, welche das liebende Mädchen stets zur Kapelle begleiteten, wahrten zwar das ihnen anvertraute Geheimnis mit Ergebenheit und Treue, es gab aber in der Nähe ein anderes boshaftes Wesen, dem nichts heilig, nichts teuer war, und welches aus rachsüchtigen Gründen dem Liebestraume der Beiden ein nur zu schnelles, schreckliches Ende bereitete. Im Schlosse zu Hochrosen diente ein Söldner, der früher ein Knecht des Ritters von Mojahn gewesen, von demselben aber öfteren Diebstahls und gewissenloser Veruntreuung wegen hart bestraft und aus dem Dienst getrieben worden war. Ihm war es darauf gelungen, in die Zahl der Burgleute zu Hochrosen aufgenommen zu werden und sich schon nach kurzer Zeit die Gewogenheit des sonst jedermann unzugänglichen Schloßherrn zu erschleichen, weil er dessen Grimm gegen das Haus Mojahn durch allerlei Lügen und Verläumdungen nur noch mehr anzustacheln wußte und in Erfindung neuer Kränkungen gegen seinen frühern Herrn sich als unerschöpflich erwies. In Wald und Feld herumschleichend, war er auch mal zufälligerweise den Kreuzberg hinangestiegen, hatte daselbst bekannte Stimmen vernommen, sich näher herangestohlen und war nun von seinem Versteck aus ein Zeuge geworden des Liebesverhältnisses, welches zwischen der Tochter seines Herrn und dem Sohne seines tötlichsten Feindes sich entsponnen hatte. Es gab nun nichts Eiligeres für ihn, als sich ohne Verzug aufs Schloß zu begeben und den alten Ritter von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen, der sich in höchster Wut aufmachte, aufs Pferd warf und in möglichster Eile dem nahen Kreuzberge zusprengte. Es giebt keine Worte, das Entsetzen der Liebenden zu schildern, als sie den ergrimmten Vater mit einer dunkeln Zorneswolke auf seinem Angesicht plötzlich vor sich stehen und sie mit furchtbarem Blicke mustern sahen! Mit der einen Hand hatte er den Griff seines Dolches gefaßt und schien unschlüssig, ob er den Sohn seines Feindes, der ihm sein teuerstes Heiligtum gestohlen, der ihm das Einzige genommen, was er noch auf Erden besaß und lieb hatte, auf der Stelle töten, oder ob er ihn durch gewaltsame und ewige Trennung von seiner Tochter ebenso unglücklich machen sollte, als des Jünglings Vater einst ihn selbst gemacht. Der junge Ritter hatte sich inzwischen ein wenig gefaßt, war von seinem Sitze aufgestanden und schickte sich soeben zum Reden, zur Entschuldigung an, — da erwachte die rachsüchtige Zornes-

glut des Alten von neuem, schon zückte er den Dolch gegen die ihm wehrlos sich bietende Brust des Jünglings, nicht achtend des Zustandes seiner Tochter, die mit einem herzzerreißenden Schrei besinnungslos zu seinen Füßen hingesunken war, — da tönte aus dem Innern der benachbarten Kapelle ein dumpfes Seufzen zu ihm herüber, als wolle es ihn warnen vor der gräßlichen Unthat; der eiserne Mann schauderte sichtlich zusammen und zog das Mordgewehr wieder zurück, es war ja die Mutter seines Kindes, die hier begraben lag und deren Grab er bisher noch nie besucht hatte, — es war ja der Sohn des Weibes seiner ersten Liebe, der an der Seite seiner Tochter hier vor ihn stand, — in gräßlichem Kampfe furchtbarer, widerstreitender Gefühle stieß er den Jüngling mit mächtiger Faust von sich, raffte das zu seinen Füßen liegende Mädchen vom Boden auf und rannte mit der leichten Last, wie von den Furien der Hölle gehetzt, den Kreuzberg hinab, entriß den Zügel seines Rosses der Hand des dort harrenden Knechts und sprengte in rasender Eile dem Schlosse zu. Dort angelangt, wandte er alles an, um sein Kind zum Leben zu erwecken; sie kam auch wieder zu sich, die arme Jungfrau, aber der Schlag, der sie getroffen hatte, war zu unerwartet und zu furchtbar gekommen, als daß sie ihn hätte ertragen können, ein hitziges Fieber bemächtigte sich bald aller ihrer Lebensgeister, gräßliche, phantastische Träume kamen über sie und in lautem Jammer machte sich die verzehrende Qual Luft, die in ihrem Innern wütete. Bald lag auf ihren Zügen eine freudige Erregung und mit den zärtlichsten Namen nannte sie den fernen Geliebten, bald rief sie nach ihm mit herzzerreißendem Tone und verlangte zu ihm geführt zu werden, bald flehte sie den Vater auf die erschütterndste Weise an, des Lieblings ihrer Seele zu schonen und ihm nicht das Leben zu nehmen. Starr und in sich gekehrt saß der alte Ritter Tag und Nacht an dem Lager des geliebten Kindes und es überflog nur ein schmerzliches Zucken sein finsteres Antlitz, so oft er von den Lippen des kranken Mägdleins den ihm so verhaßten Namen des Junkers von Mojahn vernahm.

Dieser hatte inzwischen, als er von der Krankheit der Geliebten hörte, sowohl selbst mehrmals um Zulaß zu dem Schloßherrn von Hochrosen gebeten, auch durch Vermittlung Anderer ihn versöhnlich zu stimmen gesucht, auf alle seine Bitten aber nur beleidigende Entgegnungen erhalten und der alte Ritter hatte ihm zuletzt streng ansagen lassen, daß er alle dergleichen Versuche unterlassen möchte, widrigenfalls er sowohl selbst als auch seine Zwischenträger an dem äußern Schloßthor zu Hochrosen aufgehängt werden

würden, so man ihrer nur in der nächsten Umgebung der Burg gewahr werden sollte. Um der Geliebten willen verbiß der junge Edle seinen Grimm über diese beschimpfende Drohung und beschloß den Ausgang der Krankheit in Geduld abzuwarten. Tag um Tag verging ihm in bangen Besorgnissen, — o wie langsam schlichen jetzt die Stunden dahin im Vergleich mit jener seligen Zeit, die er auf der Höhe des Kreuzberges verbracht! Endlich, endlich ward ihm durch jene Dienerin, die das Fräulein von Hochrosen in frühern Tagen stets zum Kreuzberge zu begleiten pflegte und die für das unglückliche Paar eine herzliche Teilnahme gefaßt hatte, die Nachricht zugesandt, daß sich das Fieber gelegt habe und daß ihre kranke Dame, wenn auch noch sehr schwach, so doch auf gutem Wege zur Genesung sei. Durch Vermittlung derselben Dienerin wußte nun auch der Jüngling seiner Geliebten Kunde von sich zu geben und als Zeichen treuer Liebe ihr ein halbvertrocknetes Blümchen zukommen zu lassen, das sie ihm selbst einst in jenen glücklichen Stunden als ein kleines Andenken ans Gewand geheftet hatte, denn die damals sehr seltene Kunst des Schreibens verstand er nicht und hatte somit auch kein anderes Mittel, um dem Mädchen seiner Liebe seine Ergebenheit und Treue zu beweisen. Dies Blümchen wirkte mehr, als alle Sorge und Pflege, alle Tränklein und heilsame Sprüche bisher vermocht, bald sproßten junge Rosen auf den bleichen Wangen der Genesenden und nach einiger Zeit war sie schon im Stande, ohne Beihilfe ihrer Dienerin in den Schloßgemächern herumzugehen. Doch mit der stets zunehmenden Gesundheit der Tochter wuchs auch der Argwohn des Vaters, es kam ihn eine große Furcht an, als könne der Junker von Mojahn bald Mittel und Wege finden, sich des ihm herzlich ergebenen Mägdeleins zu bemächtigen, sie aus dem Vaterhause zu entführen und ihm somit alles zu nehmen, was ihm von allen Freuden und Schätzen des Lebens noch geblieben war, was ihn noch an diese Erde band. Darum untersagte er es seiner Tochter aufs strengste, das Schloß jemals zu verlassen, außer in seinem Beisein und wies ihr ein Zimmer an im obern Stockwerk des mächtigen Turmes, dessen Fundamente noch heutzutage an der nordwestlichen Ecke des Schloßberges zu gewahren sind. Das junge Fräulein wurde von nun an wie eine Gefangene behandelt und namentlich ging der Vater nie darauf ein, sie auf den Kreuzberg zum Grabe der Mutter zu geleiten, denn zu seiner alten Scheu vor der Kapelle dort oben kam noch die wohlgegründete Besorgnis, es möchte der Anblick der Stätte, da sie so selige Stunden verlebt, das Andenken an den Junker von Mojahn in dem Herzen des

liebenden Mägdleins mit erneuerter Kraft wach rufen und die Sehnsucht nach ihm noch verstärken. Nur von ferne durfte sie ihre Blicke nach dem so lieben Ort richten und im Geist all die schönen Tage noch einmal durchleben, an welche sie jener Berg so lebhaft erinnerte. Ein Trost war jedoch der Jungfrau geblieben, daß man ihr nämlich jene treue Dienerin, die damals stets an ihrer Seite gewesen war, gelassen hatte, so befand sich doch wenigstens eine Seele in ihrer Umgebung, die sie verstand, und mit der sie immer und immer wieder sprechen konnte von dem fernen Geliebten, durch die sie Mittel und Wege fand, ihm Grüße und Nachrichten von sich zuzusenden. Die Magd hatte nämlich einen verschwiegenen Mithelfer an jenem alten Kriegsknecht, den wir auch früher an der Kapelle kennen gelernt haben, und der den jungen Ritter von Mojahn tagtäglich an einem bestimmten Ort in der Nähe des Schlosses traf und so den Verkehr zwischen den beiden Liebenden vermittelte. Trotzdem wurde aber dieser Zustand dem Junker je länger je unerträglicher und er sann auf allerlei Mittel, um irgendwie ins Rosener Schloß zu gelangen und die Herzgeliebte aus ihrer so drückenden Lage zu befreien. Das war aber nichts weniger als leicht, denn das Schloß war wohlbewacht und wohlbefestigt und der Argwohn des alten Ritters rege. Endlich kam er auf einen Plan, der die Möglichkeit des Gelingens nicht ganz ausschloß. Der Schloßberg war an der Ecke, wo jener Turm stand, in dem sein Mädchen nunmehr wohnte, nicht so steil wie an den andern Seiten und mit keiner allzugroßen Mühe zu erklimmen. Zudem war der daranstoßende Graben zwar sehr tief, aber dennoch trocken und dazu von leicht abschüssigen Wänden begränzt. Kleines Gestrüpp hatte sich an den Seiten des Schloßberges angesetzt und eignete sich gar wohl dazu, einen in finsterer Nacht sich an die Burg heranschleichenden Mann zu verdecken und vor den Augen der Wächter zu verbergen. Vermittelst einer festen Strickleiter konnte er ferner bis an das Fenster gelangen, das ins Zimmer seiner Geliebten führte, die er dann in seinen Arm fassen und mit ihr zusammen denselben gefahrvollen Weg wieder zurückmachen wollte. Der Plan wurde der Jungfrau mitgeteilt und in ihrer hohen Freude über die Aussicht auf ein so nahes Wiedersehen fühlte sie sich stark genug, das Abenteuer zu wagen. Da sich aber eine so lange und feste Strickleiter, als hierzu von nöten war, auf keine Weise ins Schloß schaffen ließ, ohne Aufsehen zu erregen, das Zimmer der Burgdame aber weit genug entfernt lag von allen andern Schloßgemächern und von den sonstigen Bewohnern, mit Ausnahme jener

schon erwähnten Dienerin, nie besucht wurde, auch der alte Ritter selbst seit der Genesung seiner Tochter nie in ihr Gemach kam, so machten sich die beiden Mädchen, Herrin und Dienerin, selbst fleißig an die Arbeit; aus Flachs- und Seidenfäden ward eine Strickleiter möglichst stark und fest zusammengedreht, und es ging gar rasch vorwärts damit, denn Liebe, Sehnsucht und Hoffnung auf ein schönes Wiedersehen waren kräftige Antriebe zum emsigsten Fleiße und die Mädchen in derlei Arbeiten wohl erfahren. Endlich war die Leiter fertig und es wurde das dem Junker, der voll Ungeduld auf eine Nachricht wartete, auf dem gewöhnlichen Wege mitgeteilt. Schon neigte sich der Sommer dem Herbste zu, die Nächte waren länger und dunkler geworden, und so wurde denn eine Nacht festgesetzt, in welcher das Unternehmen ausgeführt werden sollte. Schöne und liebliche Hoffnungen waren in den Herzen der Liebenden erblüht, fröhlicher als seit vielen Tagen begleitete die junge Burgdame ihren Vater auf seinem Spazierritte und suchte ihm durch allerlei heitere Einfälle die finstern Wolken von der Stirne zu scheuchen, — doch alles ging an ihm spurlos vorüber, die Schönheit der Natur um ihn herum, die fröhliche Laune seiner sonst so traurig gestimmten Tochter, nichts vermochte die eisige Rinde zu brechen, die sich um sein Herz gelagert hatte.

Ein Mann war aber in seinem Gefolge, dem die ungewöhnliche Fröhlichkeit des Mädchens mehr auffiel, als dem verschlossenen Vater, und der daraus folgerte, daß es ganz besondere Beweggründe sein müßten, die im Stande seien, eine so große Veränderung hervorzubringen, — es war das jener verräterische Knecht, der schon einmal so großes Unglück über seine junge Gebieterin gebracht hatte. Mißtrauisch folgte er ihr nun Schritt für Schritt und ließ sie nimmer aus den Augen, schlich ihr nach, als sie, in die Burg zurückgekehrt, sich auf ihr Zimmer begab und beobachtete sie durch eine Thürspalte genau, in der Hoffnung, etwas erspähen und erfahren zu können, was ihm Nutzen bringen dürfte, wenn er es seinem Herrn mitteilte. Allzugroße Freude und Hoffnung macht unvorsichtig, es ist das eine alte Wahrheit und mußte sich hier zum Verderben des lieblichen Mägdleins ebenfalls bewähren. Sie erging sich ihrer Dienerin gegenüber in fröhlichen Reden über das ihr nun bevorstehende Glück, über die Seligkeit, den langersehnten Geliebten nun wieder einmal an ihrer Seite zu sehen, — holte die fertige Strickleiter aus einem Wandschranke hervor, besah dieselbe, prüfte ihre Stärke, wie auch die Festigkeit der eisernen Zapfen, die jener alte Kriegsknecht mit großer Mühe in die Wand unter dem

Fenster getrieben hatte, damit die Leiter an denselben befestigt werden könne, — und alles dieses hörte und sah der Verräter, alles dieses ward dem Burgherrn getreulich mitgeteilt und der Plan desselben war bald gefaßt.

Lassen wir nur das Mägdlein in ihrer kindlichen Freude auf ihrem Turmgemache, lassen wir ihren Vater im großen Rittersaale, wie er mit grimmiger Miene auf und nieder geht auf dem tönenden Estrich, abgerissene Worte vor sich hermurmelt und von Zeit zu Zeit mit der Hand an das Heft seines scharfen, zweischneidigen Dolches fährt und wenden wir uns zu dem Junker von Mojahn und begleiten ihn bei seinem kühnen Vorhaben, zur Rettung der Geliebten.

Schon senkten sich die ersten Schatten der Nacht auf die ruhenden Gefilde, als zwei wohlbewaffnete Reiter auf einem kleinen Waldwege von Mojahn her auf Hochrosen zugeritten kamen und in einem dichten Erlengebüsch, von dem aus man das ganze Schloß und alles, was an der Außenseite desselben vorging, überschauen konnte, Halt machten. Hier rasteten sie bis zur dunklen Mitternacht, schlichen dann in schlangenförmigen Windungen durch den Burggraben in möglichster Stille bis an den Schloßberg, dann, durchs verwachsene Gestrüpp geborgen, denselben hinauf und erreichten endlich wohlbehalten das Fundament des Schlosses. Nach kurzem Suchen fand der Stattlichere von ihnen das Ende einer von der Höhe des Turmes herabhängenden Strickleiter, ergriff dieselbe und begann mit möglichster Sorgfalt und Stille dieselbe hinanzuklettern, der andere blieb unten und zog die Leiter ein wenig von der Wand ab, damit sein emporklimmender Herr es einigermaßen bequemer habe. Glücklich langte der Junker an dem Fenster der Geliebten an, noch ein Sprung — und er lag in den Armen der vor unsäglicher Freude halb lachenden, halb weinenden Jungfrau, die durch diesen einen Augenblick der Liebesseligkeit herrlich gelohnt wurde für all die viele Arbeit, für all die viele Traurigkeit und all die vielen Thränen, die in den letzten Monaten ihr alleiniges Los gewesen. Doch hier war's nicht an der Zeit, sich lange dem Freudentaumel des Wiedersehens hinzugeben, und der Junker drängte das vor Freude bebende Mädchen zu sofortigem Aufbruch. Er hüllte sie in ein dichtes Tuch, um sie so einigermaßen gegen die Kühle der Nacht zu schützen, stieg dann selbst zum Fenster hinaus, faßte auf der Leiter festen Fuß und streckte so eben die kräftige Linke aus, um mit derselben die Gestalt der ihm folgenden Geliebten zu empfangen — da vernichtete

ein plötzlich dazwischentretendes Ereignis alle seine Hoffnungen und wandelte die so nahe Aussicht auf Freude und Glück in unsäglichen, beispiellosen Jammer!

Kaum war der Junker hinangeklettert und in die Fensteröffnung verschwunden, da wurde sein unten stehender Knappe von mehreren kräftigen Fäusten erfaßt, sein Haupt mit einem Tuche umschlungen und der Unglückliche auf der Stelle erdrosselt. Den Leichnam schleifte man eiligst in den Burghof, warf in daselbst in eine Scheuer, entfesselte dann die vier blutdürstigen Wolfshunde des Burgherrn und führte sie an die Außenseite des Turmes, aus dessen oberem Fenster der Junker von Mojahn soeben herausstieg. Das liebende Mädchen machte sich bereit ihm zu folgen und sich seinem schützenden Arme anzuvertrauen, schon nahte sie entschlossen dem Fenster — da ward die Thür ihres Gemaches mit Gewalt aufgerissen und hereinstürzte der Vater, die Züge verzerrt von rasender Wut, schleuderte die Jungfrau vom Fenster zurück, durchschnitt mit einem Hiebe seines Dolches die Fäden der Strickleiter und lautlos stürzte der unglückliche Junker hinab in die furchtbare Tiefe! Der Sturz hatte ihm nicht den Tod gebracht und noch ein Mal erhob er das bluttrünstige Haupt in leiser Bewegung, — da stürzten die entsetzlichen Hunde auf ihn los, ihre scharfen Zähne wühlten in seinem Fleisch und nach wenigen Augenblicken war nichts von ihm übrig, als eine blutige, unkenntliche Masse.

Die Leichname des Herrn und des Dieners, wie auch die Körper der aus dem Gebüsch herbeigeholten, sofort getöteten Pferde wurden nun in aller Stille verscharrt und sämtlichen bei der schauderhaften That mitbeteiligten Knechten des Schloßherrn unter den fürchterlichsten Drohungen tiefes Schweigen auferlegt.

Hell und klar stieg die Sonne hinter jenem Berge empor, der auf der andern Seite des Sees dem Schlosse Hochrosen gegenüber liegt, und beleuchtete mit ihrem Strahl die blutgetränkte Stätte, — doch siehe, sie lag so still und ruhig da, als hätten sich Freundschaft und Liebe über ihr die Hand gereicht; nur einige blutige Tropfen, die an den Grashalmen hängen geblieben waren, kennzeichneten noch den Todesort des mutigen Jünglings, das Grab so vieler Hoffnungen, so inniger, so treuer Liebe!

Es breitet eine Ulme ihr schattiges Gezweig über jene Gräuelstätte und in jedem Frühling kehrt eine Nachtigall zu derselben wieder; sie singt eine so klagende und sanfte Weise, sie singt ein wehmütig Grabeslied von unerfüllter Sehnsucht und engelreiner Liebe, und dieses Lied, es tönet daselbst schon viele hundert Jahr

und wird auch ferner noch ertönen, so lang es noch Herzen giebt unter den Kindern Livlands, die den Sinn des Liedes verstehen und in denen die Klage der Wehmut lieblichen Wiederklang zu erwecken vermag!

Das Mädchen von Hochrosen erfuhr nichts von dem schrecklichen Ende ihres Geliebten, denn seit jener entsetzlichen Nacht war sie unempfänglich für alles, was man ihr erzählte, für alles, was man ihr erwies; ein stiller Irrsinn hatte sich ihrer bemächtigt und das Licht ihres Geistes verdüstert. Wie eine Leiche wandelte sie teilnahmlos unter den Lebenden umher und das einzige Zeichen, daß ihr noch ein schwacher Strahl der Erinnerung geblieben sei, war eine instinktmäßige Scheu vor ihrem unmenschlichen Vater, denn so oft sie ihm in den Gängen des Schlosses oder im Burghof begegnete, stieß sie einen herzerschütternden Schrei aus und floh vor ihm, wie ein gescheuchtes Reh, bis sie in irgend einem dunklen Winkel erschöpft niedersank. Der Ritter ließ sie auch frei gewähren, das entsetzliche Bewußtsein, den Sohn des ihm einst so teuren Weibes grausam gemordet, sein einziges, innig geliebtes Kind in dumpfen Wahnsinn gestürzt zu haben, lastete zu schwer auf seinem, wenn auch noch so verhärteten Gewissen, als daß er es über sein Herz hätte bringen können, dem hohlen, sinnlosen Schaffen und Treiben des unglücklichen Mädchens Einhalt zu thun. So schweifte sie denn, gewöhnlich von der ihr auch jetzt noch treu gebliebenen Dienerin geleitet, in Feld und Flur umher, indem sie eine Blume nach der andern abpflückte und sie gedankenlos zerblätterte; nie war sie aber in die Nähe des Kreuzberges zu bringen, sie mied mit ängstlicher Sorgfalt den dorthin führenden Weg und nahm ihren Lieblingsaufenthalt auf der Wiese am Ufer des Sees. Da saß sie stundenlang, schaute in die spielenden und einander vorwärts drängenden Wellen, warf einige Blumenblätter ins Wasser und freute sich kindlich, wenn ein Blatt nach dem andern von den Wellen fortgetragen wurde und ihren Blicken entschwand.

So saß sie auch eines Abends am Seeufer; sie war allein, denn ihre Dienerin hatte sich auf einige Augenblicke ins Schloß hinauf begeben; der Wind hatte sich gelegt und wie ein weiter, schöner Spiegel lag vor ihr das von den letzten Abendstrahlen vergoldete Gewässer; tiefer und tiefer senkte sich ihr Blick in die Fluten, es war, als zöge sie eine unsichtbare Macht hinab, als lächle das Bild des toten Geliebten sie an vom tiefen Grunde und lade sie zur stillen Hochzeitsfeier in dem kühlen, feuchten Saal

— — ein plätschernder Ton, ein Zusammenschlagen der Wellen, und begraben lag in der Tiefe dies arme, umnachtete Herz, das so manch glühendes Wehe getroffen; nun schlug's nicht mehr in unstäter Angst, in bangen Schmerzen, nun war es endlich zur Ruhe gekommen, die Bande des Irrsinns, sie waren gelöst! —

Von Fr. Dsirne in „Felliner Blätter" (Dorp. 1859), S. 73—93. Hier mit Fortlassung weniger, reflektierender Stellen. — Woher Dsirne den Kern der Sage hat, weiß der Hrsg. allerdings nicht zu sagen; dennoch mochte er die schöne Sage nicht gern in der Sammlung missen. —

235. Ringen und Randen.

Zur Zeit des letzten Herrmeisters Gotthard Kettler war ein Ritter Tödwen Erbherr des Schlosses Ringen und ein Tiesenhausen Erbherr von Randen. Damals war es die allgemeine Sitte des Landes, daß die Nachbarn und auch weitere Freunde sich wöchentlich besuchten, schmausten und dabei einer dem andern den ausgelassensten Mutwillen verstatteten. Der Herr von Tiesenhausen hatte einen wohlgebildeten und artigen Sohn, den der von Tödwen zur Taufe gehalten und ihm das Dorf Lapotickma*) zum Patenpfennig geschenkt hatte. Dies Dorf, das ehemals zu Schloß Ringen gehörte, ist nach dieser Zeit zu Randen gezogen worden. Als beide Herren noch in der besten Freundschaft lebten, fuhren sie, wie man glaubt, nicht allzunüchtern zur Winterzeit auf den Wirtsjärw, um sich mit einer Spazierfahrt zu belustigen. Der von Tiesenhausen war aufgeräumt und sagte zu dem von Tödwen: „Bruder, da du meinem Sohn ein Dorf geschenkt, so will ich dir einen Heuschlag wiedergeben. Wirf mit deinem Happak (Streithammer) so weit, als er auf dem Eise laufen will, so viel Heuschlag sollst du von mir haben." Der Happak fuhr an dem Ufer des Sees so weit hin, daß der Raum fünf Knistellen ausmachte. Also bekam der von Tödwen einen Heuschlag, der von Ranno Hans mit seiner Grenze von einem Graben bis an den andern Graben gegen Gallo hin reichte, davon der Heuschlag Rinno-kaiwar heißt und jetzt zur Kirche gehört. Denn weil der Herr Reichsrat von Flemming zu Zeiten des sel. Pastors Sveno Bornius den Kirchenheuschlag, weil er gleich unterm Hofe hinter der Ziegelscheune lag, zum Hofe ge-

*) Lappetukma.

zogen, so hat er diesen am Wirtsjärw auf königlichen Befehl an dessen Stelle wiedergeben müssen.

Die Vertraulichkeit dieser beiden Herren ging noch weiter. Sie nahmen gar in Abrede, Gemeinschaft unter ihren Ehefrauen einzuführen. Die Frau von Tödwen, deren Abkunft nicht bekannt geworden, hatte nichts dagegen. Ganz anders aber war die Gesinnung der Frau von Tiesenhausen. Sie widersetzte sich dem ungebührlichen Antrag des von Tödwen mit Ernst. Der Herr von Tiesenhausen, der über die Treue und Herzhaftigkeit seiner Gemahlin ein heimliches Vergnügen empfand, ließ den von Tödwen kurz ablaufen, als er ihm die Widerspänstigkeit derselben klagbar eröffnete. Letzterer, der ein geheimes Einverständnis zwischen Mann und Frau daraus merken wollte, schwieg hierauf still und entschloß sich zu einer ganz abscheulichen Rache. Er kam in dieser Absicht wieder nach Randen und bat sich nach wohlgenossener Bewirtung mit heimtückischem Herzen den jungen Tiesenhausen, seinen Paten, zur Gesellschaft auf die Jagd aus, ersuchte auch den Herrn von Tiesenhausen mit seiner Gemahlin den folgenden Tag nachzukommen und auf ein Stück Wildpret bei ihm vorlieb zu nehmen. Kaum kam der junge Tiesenhausen auf Ringen an, der in seiner Unschuld von dem, was vorgefallen, nichts wußte, als er in einen großen gewölbten Keller geführt ward, der sich noch da befindet. Der Koch empfing gleich den Befehl, dem jungen Herrn mit seinem Schlachterbeil den Kopf abzuhauen, und das übrige seines Körpers in Kochstücke zu zerhacken, die den Fremden von Randen auf der Tafel vorgesetzt werden sollten. Dem Hofmeister, der bei dieser Mordthat zugegen gewesen, wurde der Kopf in einer silbernen Schale zur Verwahrung übergeben.

Wie der Herr von Tiesenhausen den dritten Tag mit seiner Gemahlin nach Ringen kommt und sie sich zu Tische setzen, so läßt der von Tödwen zwei Schüsseln auftragen, beide auf einerlei Art zugerichtet, in deren einer sich das Fleisch des jungen Herrn, in der andern das gewöhnliche Essen befand. Der Hofmeister legte dem Herrn von Tiesenhausen und seiner Gemahlin das Fleisch ihres eignen Kindes vor, der Wirt aber nebst andern Anwesenden bekamen ihre Teller aus der andern Schüssel gefüllt. Die Frau von Tiesenhausen, der dies befremdlich vorkam, fragte verwundert, warum diesmal zwei ganz gleiche Gerichte aus zwei verschiedenen Schüsseln vorgelegt würden, was sie sonst nie gesehen habe. Der Herr von Tiesenhausen fragte nach der Gattung des Fleisches, weil es ihm so süß und weich vorkam, daß ers in seinem Leben

so delikat gegessen zu haben sich nicht zu erinnern wüßte. „Es ist ein junges Elen," antwortete der von Tödwen, „das meine Leute von der Jagd nach Hause gebracht haben." „Ich habe," versetzte der von Tiesenhausen, „vielmal junges Elenfleisch gegessen, aber nie von solchem Geschmack als dieses." Die Frau von Tiesenhausen wird hierbei ganz ängstlich und fragt, wo ihr Sohn sei. Er ist, hieß es, noch auf der Jagd mit seinen Leuten. Sie antwortete aber gleich: „Was ist das jetzt für eine Zeit zum jagen, da es schon spät ist!" Die bekümmerte und schwermütige Mutter konnte nicht das geringste genießen und weil ihr die Rache eines abgewiesenen Liebhabers aufs Herz fiel, gab sie sich nicht zufrieden und rief nur nach ihrem Sohn. Der von Tödwen wollte ihr erst falschen Trost zusprechen und gab vor, daß er nach ihm geschickt habe und er bald kommen werde. Ehe aber die Tafel aufgehoben ward, sprach er zu dem bestürzten Vater: „Bruder, willst du wissen, wo dein Sohn ist, so will ich dir ihn zeigen!" Und hier winkte er seinem Hofmeister, der auch gleich den Kopf des ermordeten jungen Herrn hervorbrachte und ihn bedeckt auf den Tisch setzte. Ein schrecklicher Anblick bot sich jedem, der nichts drum wußte. Kaum war der Deckel abgehoben, als die zärtliche Mutter ihres Kindes Gesicht erkannte und vom Schmerz überwältigt mit dem Stuhl zu Boden und in Ohnmacht fiel. Der Wirt stürzte auf sie zu, allein der erbitterte Vater griff nach dem Degen, weshalb der von Tödwen von ihr ließ und sich mit seinen Leuten zur Wehr setzte. Weil der von Tiesenhausen zu schwach war und seine Leute sich übermannt sahen, so entwischte er kaum mit zwei Pferden, obgleich er mit acht und noch mehr Leuten, die aber meist verwundet oder tot waren, nach Ringen gekommen war. Er bot in der Verbitterung die Nacht darauf alle seine Leute auf und brannte das unter dem Schloß Ringen gelegene Hakelwerk ab, wo viel deutsche Handwerker und anderes Gesinde wohnten. Das gleiche verübte er auch an zwei anderen Dörfern, wogegen der von Tödwen, der sich den Schaden der unschuldigen Unglücklichen zu Herzen nahm, im Randenschen sengte und brannte.

Der Herrmeister Kettler, der diese Ausschweifungen mit äußerstem Mißfallen vernahm, brach selbst mit dreißigtausend Mann auf und belagerte zwei Jahre lang das Schloß Ringen. Als aber die Belagerten weder Proviant noch Leute mehr hatten, da ließ sich der von Tödwen mit drei oder vier Söhnen aus einem Fenster herab und entkam zu Fuß nach Litauen. Daselbst fand der Hauptmann von Ringen die Tödwensche Familie noch im Jahre 1685

und forderte ihr die Dokumente von Ringen ab, aus denen diese Geschichte durch den Pastor Staalfoot*) in plattdeutscher Sprache in das Kirchenbuch eingetragen worden. Die Frau von Tödwen mußte im Schlosse sich endlich auf Diskretion ergeben. Sie wurde gefänglich nach Hapsal gebracht und daselbst von einem Hause herabgestürzt, daß sie das Genick brach. Ihr Leichnam wurde auf den Misthaufen geworfen und alle vorübergehenden sagten: „Hier liegt die große Erbfrau, damit jeder sähe, womit sie gesündigt hat." Sie soll später von Hunden zerrissen worden sein.

Gel. Beitr. z. d. Rigischen Anzeigen. 1764, St. XXII, S. 171 ff: „Sonderbare Begebenheit auf dem Schl. Ringen," nach dem Ringenschen Kirchenbuch, das jetzt nicht mehr vorhanden ist. Vgl. Nr. 218. — Kohl, Ostprovinzen (1841) I, 246. — Rußwurm, Schloß Hapsal S. 81. Kurz. Vergl. das. die Anm. — Eisen, Esiwanemate warandus, S. 93.

236. Die Frau von Ringen.

Zur Zeit der letzten Herrmeister lebte auf dem Schlosse Ringen in Livland ein Herr Johann v. Tödwen mit seiner Frau Anna, geb. von Tiesenhausen, und einer einzigen Tochter. Er war ein reicher und angesehener Mann, der viele Güter besaß und es an Macht und Üppigkeit allen Vornehmen des Landes zuvorthun konnte. Auch seine Frau war aus einer sehr wohlhabenden Familie und liebte ihre Tochter sehr. Um sie zu erfreuen, wollte sie ihr ein so prächtiges Kleid machen lassen, das seines Gleichen in Livland nicht gefunden werde und das ganze Land davon zu reden und zu fabulieren habe. Daher ließ sie einen geschickten Schneider aus Deutschland verschreiben, der fein zu sticken und mit Gold und Edelsteinen in geschlungenen Linien das Gewand zu schmücken verstände. Als sie einen solchen Künstler gefunden, fragte sie ihn, ob er sich getraue, ein Kleid zu fertigen, an dem sie und ihre Tochter Gefallen finde. Er antwortete hochmütig, wie es die Art der deutschen Schneider zu sein pflegt: „Wahrlich, solche Kunst verstehe ich und bin gewiß, daß man meine Arbeit loben wird, denn ich will ein solches Kleid machen, daß selbst der Teufel sich nicht enthalten kann, darüber zu lachen."

Er begann nun mit drei geübten Gesellen die Arbeit, konnte aber kaum in Jahresfrist das Versprochene leisten, ja er verlor

*) Andreas Ståhlfoot, Pastor in Ringen 1681—1715.



infolge der angestrengten feinen Stickerei das Augenlicht. Sobald das Kleid vollendet war, führte die Mutter ihre Tochter in den Saal, verschloß die Thür und legte ihr das prächtige Gewand an. Da nun diese in dem neuen herrlichen Kleide vor den Spiegel trat und sich selbst bewunderte, hörten sie plötzlich in dem Zimmer, in welchem doch niemand außer ihnen sich befand, ein lautes ungewöhnliches und sonderbares Lachen*), sodaß sie vor Schreck zitternd und bebend eilig das Zimmer verließen.

Nicht lange nachher drangen die Russen ins Land, eroberten die Burg und übergaben sie den Flammen. Der Herr von Tödwen fiel bei der Verteidigung, seine Frau flüchtete aus dem brennenden Schlosse, wurde aber von ihrer Tochter getrennt, die entweder erschlagen oder in die Gefangenschaft nach Moskau geführt wurde. Sie selbst erreichte unter vielen Gefahren Hapsal, wo sie, da sie ihr ganzes Vermögen verloren hatte, in solche Not geriet, daß sie bald nachher in der größten Dürftigkeit starb. Bei ihrer Beerdigung fand sich für ihren Leichnam nicht einmal ein Leichentuch, sondern sie wurde ohne Kleider nur in eine alte Decke gewickelt zu Grabe getragen.

Dion. Fabricius. SS. rer. Liv. II, 472. — Vgl. Kelch, Chron. S. 327 ff. — Rußwurm, Sagen a. Hapsal, S. 3. — Rußwurm, Schloß Hapsal, S. 80. Vgl. die Anm. — Inland 1846, Sp. 1065 in Versen von H. Bl(indne)r [-Busse].

237. Die Meermaid und der Herr von Pahlen.

Vor Zeiten erging sich einmal ein Herr von Pahlen am Strande des Meeres, da sah er auf einem Steine eine Jungfrau sitzen, die bitterlich weinte. Der Herr trat alsbald näher und fragte sie, was ihr fehle, daß sie so bitterlich weinte. Die Jungfrau sah ihn eine Weile mit thränenden Augen an, seufzte tief auf, antwortete aber nicht. Da streichelte ihr der Herr sanft Kopf und Wangen und fragte abermals mit liebreicher Rede: „Sage mir deines Herzens Kummer, denn ich frage nicht zum bloßen Zeitvertreib, sondern will, wenn irgend möglich, dir helfen und deine Thränen trocknen.“ Die Jungfrau erwiderte weinend: „Du bist ein sterblicher Mensch, darum kannst du mir keine Hilfe bringen, da ich unter einem höheren Gesetze stehe, aber da du freundlich gegen mich warst, so will ich dir

*) Bei Fabricius lacht der Teufel nicht im selben Zimmer, sondern hinterläßt seine merklichen Spuren im Nebengemach.

meine Not klagen. Sieh, ich bin des Meervaters einzige Tochter und muß seine Befehle unweigerlich ausführen, wenn mir auch das Herz zu springen droht und die Thränen mir aus den Augen stürzen. Heute morgen erhielt ich den Befehl, vor Abend die Wellen hoch aufschäumen zu machen und sie die Nacht durch im Toben zu erhalten. Denke ich daran, wie viele Schiffe und Menschen da zu Grunde gehen werden, so kann ich mein kummervolles Herz nicht beschwichtigen." Der Herr forschte nun weiter, weshalb der Meeresvater ein so grauenvolles Spiel liebe, welches niemandem Nutzen bringe, worauf das Mädchen erwiderte: „Ich glaube, er wirkt die Verzauberung der Wellen lediglich der Windesmutter zum Ergötzen, mit welcher er heimlich Freundschaft geschlossen hat und nach deren Pfeife er jetzt tanzen muß. Wenn jemand den Machtring mir vom Finger ablösen könnte, so daß es mir unmöglich würde, die Wellen zu erregen, dann hätte der Vater von mir gar keine Unterstützung, sondern müßte die häusliche Arbeit allein vollbringen." Der Herr bat, den Ring besehen zu dürfen und fand, daß derselbe ganz in's Fleisch hinein gewachsen war, und daß keine Gewalt ihn abzuziehen vermochte. Nachdem nun der Herr den Machtring eine Zeit lang betrachtet hatte, bat er die Jungfrau, sie möchte ihm erlauben zu versuchen, ob es nicht möglich sei den Ring durchzubeißen. „O, wenn dir das möglich wäre!" rief sie freudig — „dann würde ich dir ewig dankbar sein und dir reichen Lohn für deine Mühe zahlen." Darauf packte der Herr den Ring kräftiglich mit den Zähnen, die Jungfrau schrie vor Schmerz auf — ein Ruck! und der Ring war mitten durchgebrochen. Jetzt fiel die Jungfrau dem Herren um den Hals, dankte und reichte ihm den durchgebissenen Ring mit den Worten: „Nimm ihn zum Andenken und verliere ihn ja nicht, er wird dir Glück bringen. Morgen sollst du den Lohn für deine Mühe empfangen." Dann ging sie singend und hüpfend dem Meere zu, setzte sich auf den Kamm einer Welle und schwamm wie eine Wildgans bald so weit, daß der Herr sie aus den Augen verlor.

Als der Herr am andern Morgen erwachte und die Augen weit aufthat, standen zwei mit starken Eisenreifen beschlagene Tonnen vor seinem Bette. — Niemand konnte Auskunft darüber geben, wie die Tonnen dahin gekommen waren, denn soviel das Gutsgesinde wußte, war keine fremde Seele, weder am Abend noch am Morgen dagewesen, und in der Nacht waren alle Thüren verschlossen geblieben. Die Tonnen wurden so schwer gefunden, daß drei starke Männer sie nicht vom Fleck schieben, geschweige denn

aufheben konnten. Als man die Deckel durchbrach, fand sich, daß beide Tonnen bis zum Rande mit Silber gefüllt waren. „Gott sei gedankt!“ rief der Herr aus — „jetzt kann ich meines Herzens Sehnsucht stillen und den Armen Gutes thun!“ Noch selbigen Tages ließ er die Leute des Gebiets zusammenrufen und teilte jedem Gesinde eine Handvoll Geld aus — damit erschöpfte er die eine Tonne. Von der anderen Tonne schenkte er die Hälfte zu Kirchenbauten, die andere Hälfte der Stadt Reval, damit ihre Ringmauern verstärkt würden. Daher also stammt der alte Reichtum des Pahlenschen Gebietes, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. —

Kreutzwald, Eestirahwa ennemuistesed jutud. S. 354. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II, 172.

---

238. Der Frauen von Pahlen Todesboten.

Alte Leute erzählen, daß Gott den Frauen von Pahlen das besondere Glück verlieh, daß er ihnen jedesmal, wenn das Scheiden aus dieser Welt bevorstand, ihre Todesstunde voraus verkünden ließ. Dies geschah so, daß sie einige Tage vor ihrem Tode sich selbst erblicken mußten, sei es nun, daß ihre eigene Gestalt ihnen irgendwo entgegentrat, oder auf demselben Stuhle saß, wo sie täglich selbst zu sitzen pflegten oder vor ihren Augen schlafend im Bette lag. Hatte eine Frau von Pahlen ihr eigenes Bild auf diese Weise erblickt, so wußte sie, daß nach einigen Tagen ihr Ende bevorstehe, denn es war mit ihren Müttern und Großmüttern ganz ebenso gewesen. — Einer dieser Frauen war ihr Ebenbild auf der Schwelle erschienen und hatte sie mit betrübtem Blicke angesehen. Eine andere wollte sich eben zu Tische setzen, als sie sich selbst schon auf dem Stuhle sitzend gewahrte. —

Inland 1846. Sp. 148. — Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud. S. 357. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II, 175.

---

239. Die Rettung des belagerten Reval.

I.

Reval, welches darum das jungfräuliche heißt, weil kein Feind es jemals bezwungen hat, war einst einen ganzen Sommer hindurch von einem feindlichen Heere umzingelt. Obgleich nun die rings

um die Stadt laufenden Mauern und Schanzen stark genug waren, den Feind abzuwehren, so kam es doch mit der Zeit dahin, daß der Hunger die Bewohner quälte und daß bei der von Tag zu Tag wachsenden Not die Schwächern schon verzweifeln wollten. In dieser Bedrängnis wurde wieder ein Pahlen ihr Retter. Listiger Weise ließ er, als wollte er den hungernden Bewohnern der Stadt Proviant zuführen, eine Frachtfuhre vom Laaksberge her in die Nähe des feindlichen Lagers abgehen, wo dann die mit Lebensmitteln und Bier beladenen Wagen sofort festgehalten wurden. Im Lager aber herrschte nicht viel weniger Mangel als in der Stadt, weswegen die Kriegsleute sich wie hungrige Wölfe auf den Proviant stürzten, sodaß niemand Zeit hatte, auf die Stadt viel Acht zu geben. Diesen kurzen Zwischenraum suchte nun der Herr von Pahlen zur Rettung der Stadt zu benutzen. Er ließ zur See einen gemästeten Ochsen nebst einigen Scheffeln Malz heimlich in die Stadt bringen. Die Einwohner brauten alsbald frisches Bier, brachten zur Nachtzeit große Kufen auf die Stadtwälle, kehrten sie um und gossen das gährende Bier darauf, sodaß der Schaum über die Ränder floß. Dann wurde der Stier auf den Wall gelassen, der brüllend umherlief und mit den Hörnern die Erde aufwarf. Als nun die Feinde die schäumenden Bierfässer und den gemästeten Ochsen gewahr wurden, da sank ihnen plötzlich der Mut: „Hol' euch der und jener!“ riefen die Kriegsleute — „wer noch so viel Bier brauen und Mastochsen auf den Wällen umherlaufen lassen kann, den können wir nicht durch Hunger aus der Stadt treiben, vielmehr werden wir früher dem Hunger verfallen als jene.“ Am andern Morgen sah man wie der Feind das Lager räumte und den Rückmarsch antrat; Reval aber war wiederum gerettet.

II.

Die Stadt Reval ist einmal in furchtbare Not geraten, indem sie durch ein Heer von 70000 Russen belagert wurde. Die Einwohner konnten sich indessen so lange noch ziemlich halten, als sie vom sogenannten Oberen See her durch unterirdischen Zufluß mit Trinkwasser versorgt wurden. Da ist aber ein altes Weib zur Verräterin geworden, indem sie den Feinden die verborgenen Wasserwege zeigte, die nun von jenen verstopft und abgeschnitten wurden. Bald gingen auch alle Lebensmittel in der Stadt aus, daß man sich mit Hunden und Katzen behelfen mußte. Dennoch verlor man den Mut nicht und rettete sich zuletzt durch eine List. Man spannte

auf den Wällen der Stadt eine Menge Ochsenhäute aus und stellte dort zugleich eine Reihe von großen Bierkufen auf, dem Feind damit anzudeuten, daß es noch genug Speise und Trank in Reval gebe. Oder es begaben sich, wie auch erzählt wird, die sechzehn Gerber der Stadt auf die dazumal breiteren und mit Gras bewachsenen Mauern und fingen daselbst eine Menge Bocksfelle zu gerben an; die Russen, dachte man, würden in der Ferne leicht Ochsenhäute darin erblicken, deren es doch keine mehr in der Stadt gab. Wiederum andere wollen wissen, es hätten sich (nämlich bei der Belagerung von 1577, wie hier ausdrücklich hinzugefügt wird) 35 Gerbergesellen in Bockshäute gehüllt auf den Mauern zeigen müssen, um den Belagerern weiszumachen, daß man wenigstens noch Bockfleisch habe. Kurz, die List gelang vollständig. Eines Morgens war rings um Reval her alles still, die Feinde waren davongezogen.

I. Inland 1846, Sp. 149. — Illustr. Revaler Alman. 1856, S. 35 durch Pabst. — Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud. S. 356. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II, 175. — II. Illustr. Revaler Alman. 1856, S. 39. Nach mündl. Überlieferung in Reval.

240. Die Steindenkmale der Hungersnot.

Wer je nach Palms in Estland gekommen ist, der hat wohl auch jene Steinhaufen gesehen, welche an vielen Orten auf den Gutsfeldern stehen. Wie die alten Leute zu erzählen wissen, sind jene Steinhaufen alle zur Zeit einer schweren Hungersnot zusammengetragen worden, was so zuging: Die Herren von Pahlen hatten seit unvordenklichen Zeiten die Gewohnheit, einen reichen Getreidevorrat in den Gutskleten anzusammeln, auf daß, wenn einmal die Leute durch Mißwachs Mangel litten, die Gutsklete sie bis zur neuen Ernte ernähren könnte. Da geschah es, daß eines Jahres eine bittere Hungersnot in Estland herrschte, daß die Leute aller Orten hinstarben wie die Fliegen. Wer aber noch soviel Kraft hatte, sich nach Palms aufzumachen, der war gerettet. Daher kamen hier nach und nach Hunderte von Menschen zusammen, welche der Herr von Pahlen aus seiner Klete versorgte und es war ein so reicher Gottessegen vorhanden, daß die Kornkasten nicht leer wurden. Obgleich nun der Herr dafür keine Arbeit von den Leuten verlangte und sie zu keinerlei Leistung anhielt, sondern ihnen aus Erbarmen

das Brot gab, so hielten es doch die Leute ihrerseits für Pflicht, für den Herrn irgend eine Arbeit zum Dank für seine Wohlthat auszuführen. Weil nun die Pahlenschen Felder sehr steinig waren, so faßten die Leute einmütig den Beschluß, alle Steine von den Feldern abzusammeln und in Haufen aufzutürmen. Diese Steinhaufen führen deshalb den Namen: „Steindenkmale der Hungersnot.“ Man sagt ferner, daß seit der Zeit bis auf unsere Tage herab die Pahlenschen Felder reich gesegnet sind, und wenn auch ringsum Mißwachs eintritt, so bleiben diese Felder doch bewahrt, weil die Thränen der Hungrigen sie betaut haben und die Dankgebete der Gesättigten zu Gottes Ohr gedrungen sind. —

Inland 1846. S. 148. — Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud. S. 351. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II, 168. — Stavenhagen, Album balt. Ansichten Bd. III.

241. Der Herren von Pahlen Schutzgeist.

Schon von Alters her war es den Leuten wohl bekannt, daß die Herren von Pahlen einen Schutzgeist hatten, der sie in jeglicher Not vor Schaden hütete. Alle Männer aus dem Geschlechte der Pahlen waren von hohem Wuchse und starkem Körperbau, so daß sie immer mindestens um eines Kopfes Länge andere überragten, und ihre Schutzgeister waren noch um einen Kopf höher als sie selbst. So erzählt man von einem dieser Herren, daß seine Höhe derjenigen der gekappten Fichten gleich kam, die wie eine Gasse den Gemüsegarten durchschnitten. Wenn er nun unter diesen Bäumen lustwandelte, ging der Schutzgeist ihm zur Seite, an Gesichtsbildung und Gestalt dem Herrn gleich und auch wie er gekleidet, der Kopf aber ragte über die Fichten hinaus. Zuweilen hörte man auch beide mit einander reden, aber in einer fremden Sprache, welche kein anderer verstand. Hatte der Herr sich zur Tafel niedergelassen oder sonst auf einem Sitze Platz genommen, so kauerte der Geist neben ihm am Boden, ohne sich je zu setzen, nachts aber schlief er mit dem Herrn in einem Bette. Doch konnte es immer für einen Ausnahmefall gelten, wenn der Geist von andern Leuten erblickt wurde, meist blieb er fremden Augen unsichtbar. Es geschah einmal während einer schweren Pest, daß die Seuche die Menschen zu Hunderten hinraffte und die Kranken allerwärts darnieder lagen, ohne daß jemand ihnen zu Hilfe kam. Da ging der Herr von Pahlen täglich in den Dörfern umher nach den Kranken zu sehen, brachte

ihnen Getränk und andere Stärkungen und tröstete sie auf jegliche Weise, so daß er den Bedrängten wie ein rettender Engel erschien. Auf solchen Gängen wurde sein Schutzgeist immer neben ihm erblickt, ein schwarzes Säckchen in der Hand, aus welchem er unablässig Nebel ausstreute, so daß der Herr wie im dichten Nebel dahinschritt. Dies geschah, damit die Seuche ihn nicht anstecken könne.

Als der selbige Herr in seiner Jugend Kriegsmann gewesen war, hatte ihm weder eine Degenschneide noch eine Flintenkugel etwas anhaben können, sondern Beide waren immer von ihm abgeprallt. Wenn er gefragt wurde, ob ihm denn die Kugeln nicht wehthäten, so antwortete er lachend: „Ich habe nur das Gefühl, als ob mich jemand mit Wachholderbeeren würfe.“ Als der Lebensabend des alten Herrn herangekommen war und derselbe aus dieser Welt abberufen wurde, war der Schutzgeist von ihm geschieden. In der Nacht vor seinem Tode vernahm das ganze Gutsgesinde einen gewaltigen Lärm im Waffensaale und es kam ihnen vor, als würden die Waffen von einer Wand an die andere geworfen, so daß Wände und Estrich erbebten. Niemand hatte Mut genug hinzugehen um das grause Spiel mit anzusehen, das bis über Mitternacht dauerte; aber wunderbar war es, daß der kranke Herr in seinem Bette nichts von dem Getöse hörte. Als die Diener am nächsten Tage im Waffensaal nachsahen, wo nach ihrer Meinung alles wirr durcheinander am Boden liegen mußte, da fanden sie zu ihrem Erstaunen, daß jedes Stück an seinem alten Fleck am Nagel hing und auch nicht ein einziges Spinngewebe auf den Waffen zerstört war. Das vernommene nächtliche Gelärme hatte nichts andres zu bedeuten gehabt, als daß es den Leuten die Todesstunde des alten Herrn verkünden sollte.

Inland 1846, Sp. 146. — Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud. S. 352. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II, 169. — Stavenhagen, Album balt. Ansichten. Bd. III. —

---

242. Der aus den Klauen des Adlers gerettete Königssohn.

Von einem andern Herrn von Pahlen, der in seiner Jugend im Russenheere gedient hatte, wird ebenso wie von dem vorher erwähnten erzählt, daß er gegen Hieb und Schuß gefeit sei. Noch in den späteren Lebensjahren, wo er von seines Tagewerkes Last und Hitze in Palms ausruhte, sollte er durch Zufall zum Lebensretter eines Königssohnes werden. Er war eines Tages auf der

Jagd von seinen Begleitern abgekommen und an das Ufer eines kleinen Flusses geraten, da hörte er plötzlich ein seltsames Sausen und Brausen in der Luft wie von einer heranfahrenden Hagelwolke. Dennoch war soweit das Auge reichte, der Himmel überall klar, von einer Wolke nirgends eine Spur; als aber der Herr schärfer hinsah, bemerkte er am südlichen Horizonte ein schwarzes Klümpchen, welches rasch näher kam und immer mehr anschwoll — es war die Ursache des vernommenen Geräusches. Zu seinem Erstaunen wurde der Herr gewahr, daß die schwarze Masse nichts anderes war als ein ungeheuer großer Adler; in seinen Fängen hing ein Kind, ob tot oder lebendig? wer konnte es wissen. Der alte Herr schloß alsbald aus der Beschaffenheit des Adlers, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe, riß einen silbernen Knopf von seinem Wamms, stieß ihn in die schon mit Pulver geladene Flinte, zielte und schoß auf des Adlers Leib. Der schlimme Vogel ließ das Kind fahren und suchte mit furchtbarem Flügelschlage das Weite. Das Kind fiel in den Fluß, aber ein auf den Knall der Büchse herzugeeilter Diener sprang dem Kinde nach und rettete es glücklich aus der neuen Gefahr. Am Halse des Kindes hing an goldener Kette ein kleines goldnes Täfelchen, auf welchem eingegraben stand, daß das Kind ein Königssohn aus fernen Landen sei. Der alte Herr sandte nun das Kind durch zwei zuverlässige Männer den Eltern zurück, welche um den Verlust desselben in schwerer Sorge waren. Der König bot nun dem Retter seines Kindes reiche Dankesgaben, die jedoch der Herr von Pahlen nicht annahm, indem er sagte: „Für ein gerettetes Menschenleben bedarf es keines zeitlichen Lohnes, denn ich habe damit nur meine Pflicht gethan.“ Später ließ er an der Stelle, wo das Kind ins Wasser gefallen war, eine Mühle bauen, welche noch gegenwärtig die Adlermühle genannt wird, doch besorge ich, daß heutzutage unter den Besuchern der Mühle nicht viele sind, welche zu sagen wissen, wovon die Mühle ihren Namen erhalten hat.

Inland 1846 Sp. 141. — Kreutzwald, Eestirahwa ennemuistsed jutud. S. 353. — Kreutzwald-Löwe, Estn. Märchen II, 171. — Stavenhagen, Album balt. Ansichten. Bd. III. —

243. Ein Schwarzhäupterstreich.

Als Zar Peter nach Estland zog, belagerte er Reval; sein Lager schlug er am Obern See auf und seine Vorposten standen

am Laaksberge, auf dem vier Kanonen aufgestellt wurden. Der Feldherr Scheremetjew aber stand am Harkschen See. In der Stadt herrschte schließlich große Not und Angst und der ehrsame Rat wußte sich kaum mehr zu helfen. Da erbot sich der Älteste des Schwarzhäupterkorps, namens Lanting, dem Feinde einen Streich zu spielen. Er sammelte die gewappnete Schaar der Schwarzhäupter und der Schmiedegesellen, kaum hundert waren es, und ritt an ihrer Spitze zur Lehmpforte hinaus. Als sie im Morgendämmern gegen den Laaksberg anritten, da stieg der aufgewirbelte Sand, vom Winde getragen, wie eine Wolke empor und verhüllte Rosse und Reiter dem Feinde. Als diese nun die große Staubwolke herannahen sahen, meinten sie, die schwedische Kavallerie mache einen Ausfall. Sie ließen die Kanonen im Stich und flohen zum Lager. Die Revalschen Reiter aber nahmen erfreut die Kanonen und brachten sie in die Stadt. Als der erzürnte Zar mit Truppen heranrückte, waren sie längst schon fort. Aber doch ließ die Stadt sich nicht halten; man beschloß sich zu ergeben. Aber da man sich vor dem Zaren fürchtete, brachte man die Schlüssel dem Feldherrn Scheremetjew. Als der Zar nun in Reval eingezogen war und auf dem Rathause erschien, fragte er gleich, wer ihm seine Kanonen genommen habe. Voller Bangen meldete sich Lanting und warf sich dem Zaren zu Füßen. Der aber hieß ihn aufstehen und sagte, eine finstere Miene aufsetzend: „Ich will dich gerecht belohnen! Du bist ein kühner Geselle und sollst fortan von Lantinghausen heißen." Die vier Kanonen sollen im Schwarzhäupterhause in Reval bewahrt worden sein.

In Versen von R. Falck im Inland 1847. Sp. 507, mit der Bemerkung, daß er die Sage aus mündl. Überlieferung habe.

---

244. Eines Stael Brautwerbung.

Ein junger Herr aus dem Geschlechte derer von Stael kam eines Tages, mit Hochzeitsgedanken beschäftigt, auf seinem Schimmel zu einem Schlosse unseres Landes herangeritten. Man erkannte ihn und was er im Schilde führe, von weitem noch eben zur rechten Zeit; ein Schimmelreiter war damaligem Gebrauche gemäß soviel als ein Freiersmann. Im Schlosse befanden sich zwei Töchter. Die ältere von ihnen wurde eiligst in den Keller hinabgeschickt, um Bier heraufzuholen zu einem Labetrunk für den erwünschten Gast; die jüngere dagegen wurde hastig geschmückt. Da trat der

Freier ins Zimmer; nur die jüngere Tochter war da; sie wurde ihm vorgestellt. Aber gleich darauf kam die ältere mit ihrem Bierhumpen aus der Kellerluke gestiegen, wie diese denn vorzeiten unmittelbar in der Diele des Wohnzimmers angebracht war. Alsbald ließ der fremde Herr die jüngere Tochter stehen und wandte sich mit freudigem Gesicht der älteren zu. „Die will ich zur Frau haben!" sagte er; „ein wirtschaftlich Weib habe ich nötig, die da werde meiner Ehre und meines Vermögens Schloß!"

Pabst, Bunte Bilder II, 65 nach mündl. Erzähl. a. Estland.

245. Neckmannsgrund.

I.

Auf dem nördlich von der dagöschen Halbinsel Köppo gelegenen Riffe Neckmannsgrund stranden alljährlich Schiffe, die durch den Bergeanteil dem Besitzer von Hohenholm bedeutenden Gewinn bringen. Auf der Untiefe liegt besonders in stürmischen, dunklen Nächten ein großer Hund, der durch sein Bellen die Schiffer anlockt und, wenn sie scheitern die Mannschaft unters Wasser taucht. Die Überreste der Schiffe werden dann ans Ufer getrieben und fallen zum Teil dem Gutsherrn zu, während seine Bauern sich durch die, wenn auch gefährliche, doch gut bezahlte Arbeit, oft auch auf unrechtmäßige Weise bereichern. Einer der früheren Besitzer erwarb sich auf solche Weise ein unermeßliches Vermögen, da ein Schiff nach dem andern, meistens mit sehr reicher Ladung, auf seinen Strand geriet. Er stand nämlich mit dem Bösen im Bunde, wußte durch magische Künste Sturm, Regen und Schneegestöber hervorzurufen und verschiedene Geister gehorchten seinen Befehlen. Auch durch falsche Feuer suchte er die Seeleute zu täuschen, indem er in ziemlicher Entfernung von der alten Bake ein Lusthaus mit großen Glasfenstern erbaute und dieses in den dunklen Herbstnächten hell erleuchten oder auch den am Strande weidenden Ochsen Reisigbündel an die Hörner binden und diese anzünden ließ. Einen Schiffer, der sich errettet hatte und ihm seine Gottlosigkeit vorhielt, ließ er umbringen und seinen Leichnam in den Rauch hängen. Als er später gefangen wurde und nach Sibirien gebracht werden sollte, befreiten ihn seine Geister aus den Händen der Wachen, rissen ihm seine Ketten ab und brachten ihn weit übers Meer in ein fernes Land, wo er noch lange lebte, endlich aber, um seine Sünden zu sühnen, eine Kirche baute und dadurch seine Seele rettete.

II.

Auf der Insel Eckholm lebte der Baron Eckholm (!). Man erzählte sich nicht viel gutes von ihm: er lebe einsam auf seinem Schlosse; nur zuweilen gehe es hoch her; er beraube die hier strandenden Schiffe, unternehme geheimnisvolle Reisen; er lasse am Ufer große Scheiterhaufen anzünden, von denen angelockt die Schiffe hier scheiterten und die ans Land geworfenen Güter eine Beute des Barons und seiner Leute würden. Unter den Seeleuten hätte Eckholm die Bezeichnung: die Insel der falschen Feuer.

An einem Herbstabend ließ der Baron wiederum zwei große Holzhaufen am Ufer anzünden und die dadurch entstehende Helle ließ ein mit den Wogen kämpfendes Schiff erkennen. Doch schien es, daß das Schiff vorbeifahren wolle. Da besteigt der Baron ein kleines Boot, um zum Schiff zu gelangen. Von seinen Bauern will ihn niemand begleiten. Endlich findet sich ein Jüngling; sie stoßen vom Ufer ab, aber die Wellen werfen das Boot wie eine Nußschale und der Jüngling wird herausgeschleudert. Der Baron ist allein; umzukehren ist unmöglich, er muß das Schiff erreichen. Vom Schiff ertönt ein Schuß. Endlich hat der Baron das Schiff erreicht, besteigt die Treppe und befindet sich auf dem Deck. Ein erschreckliches Bild bietet sich ihm dar: vor ihm liegt eine Anzahl Leichen; das sind die Leichen der an der Küste Eckholms Ertrunkenen und am Steuerruder steht mit stieren Augen der tote alte Kapitän. Der Baron erschrickt; er will zurück in sein Boot, aber das ist längst fort. Die Segel des Schiffes schwellen und das Schiff mit dem Baron wird weit hinausgetrieben ins Meer. Seit jener Zeit, erzählen die Anwohner dieser Küste, durchfährt der Baron Eckholm auf dem Totenschiff das Meer. In besonders stürmischen Nächten ist das Schiff mit seinen Segeln sichtbar, ferne Kanonenschüsse lassen sich hören — dann bekreuzigen sich die fremden Leute und sagen: Gebe Gott, daß wir nicht dem Baron Eckholm begegnen, das bedeutet Schlimmes!

I. Rußwurm, Sagen a. der Wiek S. 51. —

II. Wochenschrift Вокругъ свѣта 1885, Nr. 3, S. 39 ff. — Sitz:Ber. d. gel. estn. Ges. 1885 S. 29. — Die Sagen beziehen sich auf die Thatsache, daß gegen Ende des vorigen Jahrh. der Besitzer von Hohenholm auf Dagö, ein Baron Ungern-Sternberg, falsche Leuchtfeuer benutzte, um Schiffe zum Scheitern zu bringen. Vgl. (Petri?) Denkwürd. Memoiren des Gf. von Un(gern) St(ern)b(er)g, eines d. Jetztwelt gr. u. merkwürd. Verbrechers. Aus dessen Akten gezogen, Rev. 1807. — Der Stoff ist öfters auch novellistisch behandelt worden. Als Kuriosum sei hier auch

ein 1862 in Salzburg erschienenes Druckblatt erwähnt, das in Prosa und Knittelversen diese Seeräubereien phantastisch behandelt. Es hat den Titel: „Bericht über das Todesurtheil der 25 Seeräuber, welches zu Riga in Rußland an ihnen vollzogen wurde wegen vieler Verbrechen und Morde, und wie selbe 100 Schiffe an den Küsten Livlands in die Gefahr zum Untergang brachten.“

246. Yngwar.

Yngwar hieß der Sohn des Königs Eystein's, „der König da ward über der Schweden Macht“; er war ein gewaltiger Heermann, und war oft auf Heerschiffen, darum daß früher das Schwedenreich oft ward beschädigt, beides von den Dänen und den Austerwegs-Männern (Ostländern, Est-, Liv- und Kurländern). König Yngwar machte Frieden mit den Dänen; begann da zu heeren durch die Austrvegir (Ostgegenden). In einem Sommer führte er Heer hinaus und fuhr nach Eistland, und heerte dort den Sommer hindurch, wo es at Steini (zum Stein) heißt. Da kamen die Eistir (Esten) herab mit gewaltigem Heer, und sie hatten eine Schlacht; da war das Landheer so stark, daß die Schweden keinen Widerstand leisten konnten; da fiel König Yngwar, aber sein Volk floh. Er ist in einem Hügel begraben, dort an der See selbst, das ist auf Adalsysla*).

Die Schweden zogen heim nach diesem Unsiege.

Nach Snorros Inglingasaga, Kap. 36, in Verhandl. d. gel. estn. Ges. Bd. III, 1, 75. — Rußwurm Sagen a. der Wiek, S. 20. — Ders. Schloß Hapsal, S. 96.

247. Egil und Thorolf.

Es geschah zu einer Frühjahrszeit, daß zween tapfere Norweger, Egil und Thorolf, Skallagrim's Söhne, ein großes Langschiff ausrüsteten und Männer in ihr Schiff nahmen, womit sie den Sommer darauf nach der Ostsee fuhren und heereten. Da hielten sie viele

*) Eysyssel ist Oesel, Adalsyssel das gegenüberliegende Festland. — Zwei Stellen bezeichnet der Volksmund als das Grabmal eines alten schwedischen Königs: Einen Hügel, den Porrimäggi bei Sastama, auf dem eine Menge fast regelmäßig geschichteter Steine etwa 12 Fuß hoch aufgetürmt sind (Rußwurm, Eibofolke, S. 71; ders. Sagen a. der Wiek, S. 20), und einen großen, rohbehauenen Granitstein in der Nähe des Dorfes Purist bei Kiwidepä, gegenüber Sastama (Smissen in Bunge's Archiv IV, 155; Rußwurm a. a. O. S. 21.)

Kämpfe und erlangten unermeßliche Beute. Und fuhren da auch nach Kurland und blieben eine Zeit lang an diesem Lande liegen und schlossen mit den Einwohnern einen halbmonatlichen Frieden und kaufschlageten. Aber nach Verlauf dieser Zeit huben sie wieder an zu heeren und legten bei an verschiedenen Stellen, wo es ihnen gelegen schien.

Eines Tages legten sie bei in der großen Mündung eines Flusses, und war ein großer Wald dort zu Lande. Da stiegen sie ans Ufer, und die Leute wurden in Rotten geteilt, und waren zwölf Mann in jeglicher Rotte. Sie gingen in den Wald, und es währte nicht lange, so erreichten sie eine bewohnte Gegend, und fanden sie wenige Wohnungen zuerst. Die Wikinger fingen sogleich an, Beute zu machen und Menschen zu erschlagen. Wälder zogen sich daselbst zwischen den Dörfern hin, und das Volk flüchtete sich davon und war niemand, der sich jenen widersetzte.

Als aber der Tag vorgerückt war, ließ Thorolf seinen Leuten zum Rückzug blasen, worauf sie, wo eben ein jeder sich befand, in den Wald zurückgingen und endlich am Strande wieder zusammentrafen. Und als Thorolf angelangt war und nun seine Leute überzählte, war Egil und seine Rotte nicht gekommen. Weil nun bereits die Dunkelheit der Nacht hereinbrach, gaben sie den Gedanken auf, ihn zu suchen.

Nun ist von Egil zu sagen, daß er durch den Wald gegangen war und zwölf Mann mit ihm, und er sah dort große ebene Felder und eine bewohnte Gegend. Eine große Dorfschaft stund nicht weit entfernt, und sie eileten darauf zu. Und als sie zum Dorfe kamen, liefen sie in die Häuser hinein und trafen keinen Menschen darin und nahmen weg alles, was sich nehmen ließ. Da waren viele Häuser zu durchstöbern, weshalb sie dort länger verweileten. Und als sie wieder hinauszogen aus der Dorfschaft, da war der Feind gekommen mitten zwischen sie und den Wald und machte einen Angriff. Ein hoher hölzerner Zaun zog sich von der Dorfschaft aus nach dem Walde hin; da befahl Egil, sie sollten diesen Zaun entlang und unter dessen Schutze vorwärts gehen, damit sie nicht von allen Seiten umgangen werden könnten. So thaten sie; Egil ging voran und dann einer nach dem andern, so nahe, daß sie nicht von einander getrennt werden mochten. Und die Kuren setzten ihnen heftig zu, doch meist mit Lanzen und Wurfspeeren; denn zum nahen Kampfe kamen sie nicht.

Da bemerkten Egil und die Seinen als sie längs des Zaunes gingen, zu spät, daß sich auch auf der andern Seite von ihnen

ein Zaun hinzog und der Zwischenraum zwischen beiden Zäunen allmählich schmäler wurde, bis daß beide zusammentrafen und keinen Durchgang mehr gestatteten. Die Kuren setzten teils den zwischen der Umzäumung Eingeschlossenen nach, teils faßten sie sie von außen her an mit Spießen und Schwertern von den Bäumen her, teils warfen sie Kleider auf die Waffen derselben, daher diese schwer verwundet und bald darnach alle gegriffen und gebunden und also heimgebracht wurden zur Dorfschaft. Der Mann, dem die Stätte zugehörte, war ein reicher und sehr mächtiger Mann; der hatte einen erwachsenen Sohn. Da setzte man sich zu Rate, was mit den Gefangenen geschehen sollte. Da sagte der Bauer, er gebe den Rat, man solle sie einen nach dem andern totschlagen. Aber des Bauern Sohn sagte, die Nacht sei bereits vor der Thür und man werde also keinen Genuß haben an ihrer Hinrichtung; er bat demnach, man möge damit warten bis morgen. Dieser Vorschlag ging durch. So wurden sie alle in ein Haus eingeschlossen und in Banden gelegt.

Egil ward gebunden an einen Pfahl, beides an Händen und Füßen. Darnach wurde das Haus fest verschlossen; die Kuren aber gingen in eine Stube und schmauseten und zechten in großer Fröhlichkeit. Da machte sich Egil aus Leibeskräften daran, an dem Pfahle zu arbeiten, und rüttelte so lange an demselben, bis der aus dem Boden gerissen war. Und nachdem der Pfahl gefallen war, machte Egil sich von demselben los und lösete dann seine Hände mit den Zähnen. Und als erst seine Hände frei waren, machte er auch seine Füße von den Banden los. Darnach befreite er auch seine Genossen.

Und als nun alle gelöset waren, forschten sie nach im Hause, ob nicht irgendwo hinauszukommen wäre. Das Haus hatte Wände von großen Balken, aber an dem anderen Ende des Hauses war ein einfaches Bretterwerk. Egil forderte seine Leute auf, alle gegen letzteres anzurennen und es zuerst zu zerbrechen. Das geschah also, sie zerbrachen die Bretterwand: aber da wars ein anderes Haus, in das sie kamen, und war auch dieses mit Balkenwerk umgeben. Da hörten sie Menschenstimmen unter ihren Füßen. Sie forscheten eine Weile nach und entdeckten eine Thür im Fußboden; die machten sie auf, und war darunter eine tiefe unterirdische Grube. Als sie hier nun die menschlichen Stimmen höreten, da fragte Egil, was für Menschen da wären. Da nannte sich der, welcher mit ihm redete, Aki. Egil fragte, ob er aus der Grube wolle, und Aki sagte, daß sie das gerne wollten. Danach ließ Egil und die Seinen

die Bande hinab in die Grube, mit welchen sie zuvor waren gebunden gewesen, und sie zogen da drei Männer empor.

Aki sagte, die bei ihm wären, seien seine beiden Söhne; sie wären dänische Männer und im vorigen Sommer gefangen genommen, „worauf ich," fuhr er fort, „wohlgehalten ward den Winter über und meine Sachen behielt, und besorgte großenteils die Wirtschaft des Bauern; aber diese meine Söhne wurden zu Knechten gemacht und hatten es gar übel. Darum versuchten wir im letzten Frühjahr zu entlaufen, wurden aber darnach wieder gegriffen und dann in diese Grube gestoßen."

„Dir ist gewiß alle Hausgelegenheit hier bekannt," sagte Egil, „wie ist es am bequemsten hinauszukommen?"

Aki sagte, es sei noch eine andere Bretterwand da: „die brechet auf; von da werdet ihr in eine Kornklete gelangen und möget von dort hinausgehen nach Belieben."

Also thaten sie denn, Egil und die Seinen; sie brachen das Bretterwerk los, gingen in die Klete und von da ins Freie.

Tiefe Finsternis war draußen. Da rieten die Gefährten Egils aus einem Munde, man solle sich schnell in den Wald machen. Egil aber sprach zu Aki: „So du dieser Wohnung kundig bist, wirst du uns gewiß den Weg zu irgend einer Beute zeigen können." Aki sagte: „Hier wird kein Mangel an Geräten sein. Hier ist ein großes Zimmer, darin der Hausherr zu schlafen pflegt; darin sind Waffen die Fülle." Egil gebot da den Seinen, zu diesem Zimmer hinzugehen, und als sie die Treppe hinaufgekommen waren, da sahen sie, daß das Zimmer offen stand; es war Licht darin, und Dienstleute waren damit beschäftigt, die Betten zu machen. Egil gebot da etlichen, draußen zu warten und dafür zu sorgen, daß niemand herauskäme; er selbst aber drang in das Zimmer ein und griff nach den Waffen, daran hier kein Mangel war. Sie erschlugen da alle Männer, so sich darin befanden, und nahmen sich ein jeder da eine volle Rüstung.

Und Aki ging nach einer Stelle, wo ein Deckel war im Fußboden, und machte die Luke auf und sagte, sie sollten jetzt hier hinuntersteigen in das untere Gemach. Da nahmen sie Licht und gingen dorthin. Da lagen die Schätze des Bauern, kostbar Gut und eine Menge Silbers, deren nahm ein jeglicher soviel, als er tragen mochte, und schleppten es hinaus. Egil nahm ein ganz großes Faß mit Meth unter seinen Arm und trug es hinaus. So fuhren sie zu Walde.

Und als sie kommen in den Wald, bleibt Egil stehen und

spricht: „O der Schande! Diese Fahrt ist gar schnöde und eines Kriegsmannes unwürdig! Wir haben den Bauer bestohlen wie die Diebe, ohne daß er davon weiß! Solche Schmach soll uns nimmer beflecken! Fahren wir wieder zum Hause hin und lassen die Leute da wissen, wie es sich verhält!"

Alle sprachen gegen dieses tollkühne Zumuten und erklärten, sie wollten zum Schiffe gehen. Egil aber setzte sein Methfaß nieder, darauf hub er an zu laufen und rannte zurück nach der Wohnung. Und als er wieder nahe war, sah er, daß die Knechte eben aus der Küche gingen mit Schüsseln und diese ins Zimmer hineintrugen. Egil sah ferner, daß in der Küche ein großes Feuer loderte, Kessel darüber. Dahin ging er.

Da waren große Balken angefahren und runde Feuer gemacht, wie dort zu Lande üblich ist, also daß das Feuer die Balkenenden zuerst erfaßt und dann den ganzen Balken allmählich ausbrennt. Egil griff einen Feuerbrand auf und trug denselben an die Stube hin und hielt das Ende, welches brannte, an den Vorsprung des Daches und an die Enden und die Rinde des Dachholzes, welches dem Feuer sogleich Nahrung gab. Und die, welche im Innern saßen und zechten, bemerkten nichts eher, als bis die Lohe durch das Dach hereinschlug. Da liefen die Männer zur Thür hin; doch hier war nicht leicht hinauszukommen, teils weil Holz davorgeworfen war, teils weil Egil der Thür wartete. Da schlug er die Leute beide in der Thür und draußen vor der Thür nieder. Der Bauer fragte, wer da über das Feuer gebiete. Egil sagte: „Derjenige allein gebietet über das Feuer, welcher dir mochte am unwahrscheinlichsten dünken gestern Abend, und sollst du nicht verlangen heißer zu balken, als ich heize. Sollst haben ein reiches Bad für weiches Bett, welches du darbotest mir und meinen Kameraden. Hier ist nun eben derselbe Egil, welchen du ließest fesseln und binden an den Pfosten in deinem Hause, welches von dir sorgfältig war zugeschlossen worden; er will dir nun lohnen den Empfang, wie du es wert bist." — Währenddes suchte der Bauer zu entschlüpfen und hinauszufliehen ins dunkle, aber Egil stund nahe und hieb ihm augenblicklich Todeshieb, ihm und vielen andern. Und es währete nur kurze Zeit, da war die Stube abgebrannt und stürzte zusammen, und verbrannten alle Leute, so darinnen waren.

Und Egil ging wieder zum Walde und fand dort seine Gefährten. Da zogen sie allesamt zum Schiffe hin. Da sagte Egil zu ihnen, daß er jenes Methfaß, welches er bei sich trug, haben wolle im voraus; das war aber ganz voller Silber.

Als nun Egil wieder anlangte, wurde er von Thorolf und den Übrigen mit Freuden empfangen, als wäre er von den Toten wieder auferstanden. Und mit dem ersten Morgenlichte stießen sie vom Lande ab und Aki mit seinen Söhnen trat in die Schar Egils. Sie segelten, als der Sommer vorgerückt war, von Osten gen Dänemark, und lauerten auch dort die Skallagrimssöhne Thorolf und Egil auf die Kauffarteischiffe und machten Beute, wo sie nur dazukommen konnten.

Aus Kurland aber hat Egil unter anderm auch ein Schwert heimgebracht, welches er Notter nannte. Das war eine gar gute Waffe.

Aus der Egils Saga, übersetzt von Pabst im Ill. Revaler Alman. 1856 S. 71 ff. —

248. Ākki und Terrande.

Wo der große estnische Held dem armen Waisenknaben an den Tag legte, daß er sein Beschützer, wo Kallewipoeg mit einem Steinwurfe den Wolf erschlug, der das einzige Schaf des Knaben rauben wollte, und zum Zeichen seiner Gegenwart die Spuren seiner Finger an dem Steine zurückließ*), da lebte Terrande, wohlbekannt weit und breit, und lebte herrlich und in Freuden, holte seine Gerste fern von Sonnen-Untergang her, hatte die weitesten Netze im großen See, daß er mit deren Beute das Korn ertauschte, um zum Mahle seinen Bierkrug immer gefüllt zu haben, — da sprach Terrande Hohn den Fremden, welche auf einer Fahrt um Korn zu handeln ihm versprachen, ihn zu besuchen. Einen Sohn hatte Terrande, einen braven Jüngling, weise im Fischfang, wachsam auf der Jagd, klug, wenn die Bienen schwärmten, dankbar den Göttern. Weiter ins Land hinein, wo der Kuse-Fluß am Bette des Kallewi-Sohnes dessen Schlafgesang hält, da lebte Ākki**), nicht minder reich denn Terrande, den die Nachbarn um Rat fragten, wenn's galt den Erzfeind zu bekriegen, der wenig sprach, aber wenn er sprach, so war's Wahrheit, denn er kannte die Worte der Morgendämmerung und wußte zu deuten den Nachruf des Abendrots, er sprach in den hellen Winternächten mit den Abgeschiedenen auf den Sternen und lauschte am Boden den kleinen Geistern.

*) Bei Allatzkiwwi. — Über den dortigen Burgwall vgl. Stackelberg in Mitteil. a. d. livl. Gesch. III, 372.

**) Noch 1854 befand sich im Allatzkiwwischen ein Gesinde namens Ākki oder Ekke-maa.

Seine Tochter war die Trägerin seiner Befehle, war die Künderin seiner Aussprüche, wenn die eiligen Freunde im Hofe ihre Pferde hielten, — ein blühendes Mädchen, schlanken Leibes, breithüftig, mit kleiner Nase, blauen Augen und weißem Haar. Doch einen Sohn hatte er nicht und trauerte drum nicht, denn es galt einen Eidam, der mit doppeltem Besitz ein doppelt Gewicht in die Wagschale legen könne am Versammlungstage, wenn die zerstreuten Stämme sich einten ihre Selbständigkeit zu bewahren; und Terrandes Sohn war der Erkorene: Äkkis Tochter liebte Terrandes Sohn. Den Hügel kennt jedermann, wo der brave Jüngling die schöne Maid auf seinen Armen wiegte und ihr viel erzählte von seinen Streifzügen an des Vaters Seite, und von der schönen Zukunft, wenn er in Äkkis Hofe einst Herr sein werde, denn der alte Äkki wollte bald heimfahren zu den Vätern. Wenn in Terrande die hohen eisernen Thore am Abend zusammenschlugen, so schallte es durch den Wald bis nach Äkki, und wenn in Äkki die sorgliche Tochter den Hof schloß, daß des Vaters Herden vor den Tieren des Waldes gesichert seien, so hörte man's in Terrande, dies war das Zeichen für die Zusammenkunft des liebenden Paares. Wenn die Väter heimgekehrt mit den kornbeschwerten Schlitten und das Bier bereitet, dann sollte das Fest gefeiert werden, da der junge Terrande in Äkkis Haus zöge und es ihm dort wohlgefalle. Der Winter war hereingebrochen, Eis deckte, ein Krystallspiegel, des großen Sees fischreiches Wasser, — Terrandes Sohn sammelte die Genossen zum Fischfang, denn nun galts einen Wels zu fangen, daß er munde den Gästen beim Feste und ein gut Zeichen sei für die neue Wirtschaft. Äkkis Maid lauschte, Morgenröte auf den Wangen, am Gestade der Heimkehr des Geliebten. Ein Sturm kam von Mittag her und es erzitterte das junge Eis ob des grausen Störers seiner Herrschaft, die Maid seufzte im Vorgefühle des nahenden Ungewitters; noch ein Windstoß, und es krachte fürchterlich von Mittag bis gen Mitternacht durch den See, das Eis war geborsten, der Geliebte jenseits des weiten Risses. Da rief die Weißhaarige laut und klagte am einsamen Ufer, — Terrandes Sohn hörte sie, heiße Sehnsucht ergriff sein Herz, er setzte über den jähen Schlund der ihn zu umfangen drohte und eilte in die Arme seiner Verlobten; — doch immer wütender ward der Sturm, er brach ein und konnte nur nach unsäglicher Anstrengung das sichere Ufer gewinnen, wo er, von Liebe glühend, doch bleichen Angesichts, mit zerschlagenen Armen seinen Kopf in den Schoß seines Mädchens legte. Lebend trug das Weib den Mann in die väterliche Be-

hausung, sammelte Kräuter und sang am Krankenlager die alten Lieder der Väter, daß er genese. Die Väter kehrten heim und das Bier war bereit, — der Schnee schmolz an den warmen Strahlen der Sonne und die Waldblumen schlossen sich auf, Terrandes Sohn aber lag, lahm an Gliedern ohne Hoffnung auf Genesung, ungeheilt durch die Thränen seines treuen Mädchens, an der Schwelle des Hauses. Und wiederum rüstete sich der alte Terrande zur Fahrt zu seinen Hausfreunden jenseit der Põltse, da flehte Äkkis gebeugte Tochter, er möge holen einen weisen Mann, der den Geliebten kräftige, und Terrande versprachs. Wie er nun kam ins Kornland, das gesegnete, da war großer Lärm und viel Plaudern ob eines Fremden, der ein fremdes Kleid hatte, aber sich alle Mühe gab der Stammgenossen Rede zu erlernen und sich ihnen zu befreunden, also daß er bald wohl gesehen war im ganzen Kornlande. Zu dem ging Terrande mit schönen Gaben in beiden Händen, und bat, daß er komme Gesundheit zu bringen dem Sohne, nichts Arges bedenkend. Der Fremde war bereit, dreimal neigte sich die Sonne, dreimal erwachte sie wieder, und der Fremde trat ein in Terrandes gastliches Haus. Finster faltete sich des alten Äkkis Weisheit sprechendes Antlitz, da er den schwarzen Fremdling sah, der unbehilflich im weiten Kleide einherschritt, Terrandes schönste Kost und Bier sich wohlschmecken ließ und mit beredter Zunge von Herrlichkeiten schwatzte, die geheimes Grauen erregten; er warnte den Nachbar vor dem schlauen Baue des Fuchses, aber die Tochter umfaßte des Gastes Knie, flehte und versprach sich und ihre Habe dem großen Manne, von dem, so hörte sie, die Macht komme, die Kranken gesund zu machen. Da goß der Schwarzrock Unrat in den Kessel, so hing am uralten Haken in der Küche*), und berückte das Mädchen, daß es willig seinen Vorschlägen hörte, freudig sich entschloß mit ihm nach Tarto zu gehen, wo eben jener große Heilsmann angelangt sein sollte und ohne Arg von dem siechen Geliebten sich trennte. Dieser ließ sich hinaustragen und lauschte an der Erde den allmählich verhallenden Tritten der Wanderer. Dahin ging Äkkis einst so stolze Tochter, der Stern der Esten vom Kullawerre bis zum Emmajöggi, Thränen weinte der Himmel da sie ging, der Sturm brauste durch den Kiefernwald, Altvater kündete seinen Geliebten den nahen Untergang. Terrandes Sohn harrte seiner Braut, die Nächte wurden immer länger und als sie begannen

*) Der Haken wurde noch wenige Jahre vor 1854 in einem Gesinde des Dorfes Pärjekiwwi gezeigt.

kürzer zu werden, war sein Geist nicht mehr auf dieser Erde. Der alte Äkki las fleißig in den Sternen und fühlte wohl, was seinem Volke bevorstand, er sammelte seine Schätze und begrub sie in den Schoß des väterlichen Bodens. Terrande eilte, ein Schemen, durch die Wälder und lebte mit den Tieren, seine Schnur kehrte nicht heim. Als aber die Wässer los wurden und die Vögel von fern her kamen bei uns zu nisten, als der alte Kuse-Bach wieder wimmelte von Enten, da zog ein Trupp schwerer Kriegsknechte zu Roß und zu Fuß daher, auf jedem seiner Tritte Verwüstung hinterlassend. Terrande sah sein stattliches Haus nicht mehr; da er auf einem Faulbaume saß und an den Beeren seinen Durst stillte, traf ihn ein giftiger Pfeil. —

Äkkis Tod blieb unbekannt, er ging wohl selbst unter die Erde, deren Schätze ihm schon bei Lebzeiten bekannt waren. Wer aber in diesen Landen sich den Fremdlingen wiedersetzte, wer den blutigen Kampf in der Waldschlucht, wo jetzt das steinerne Kreuz steht hinter Koido, kämpfte und den Kampf überlebte, ward in Äkkis sichern Hof gesperrt, und da der Gefangenen wohl schon an hundert waren, wurden auf demselben Hügel, der des Brautpaares Umarmungen gesehen hatte, Galgen errichtet, die Grausamen tanzten Hand in Hand einen Rundtanz und schmähten ihrer, — noch jetzt heißt der Hügel Lülli-mäggi. Die Weiber und Mägde sammelten sich bei Terrandes verwüsteter Besitzung, das Wasser ihrer Thränen floß zu einem Bache zusammen, der das alte eiserne Thor untergrub und dem großen See zuführte; jetzt treibt er eine Mühle. So geschah's durch Überredung und schwarze Kunst; die Macht der Besieger war jedoch eine scheinbare, denn lettische Weiber hatten sich in Männerkleider gesteckt und auf Rosse gesetzt, wie's der Wirt in Üllejaöts erfuhr, da er auf dem Ofen der Tenne den Eindringlingen lauschte; behutsam schlichen sie herein, schöpften Wasser in einen Trog und wuschen sich die Füße, da sah er, daß es Weiberfüße seien, griff zu dem Prügel und trieb die Weiber zu seinem Hause hinaus. —

Dr. Schultz in Verhandl. d. gel. estn. Ges. Bd. III. 1, 32 ff. (Mündl. 1851 von einem Esten). — Vgl. Nr. 215. —

---

249. Die Waldleute.

In jenen Zeiten, als die Herren (die Deutschen) den Letten Livland entrissen und sie zu ihren Knechten machten, gab es viele

tapfere Männer, die sich nicht unterwerfen wollten und darum in die sogenannten „Klahni“, die großen Sümpfe beim Lubahnschen See flüchteten. Ihre Zahl wuchs ständig durch Zuzug neuer Flüchtlinge. Da verließen sie die „Klahni“ und siedelten in die jetzigen Domopolschen Sümpfe und Wälder (in Polnisch-Livland) über. Auf einer Insel mitten in Wäldern und Sümpfen erbauten sie eine starke Feste, fällten die Bäume, rodeten den Wald aus und verwandelten unfruchtbare Sümpfe in Wiesen und fruchtbare Felder, kämpften mit Bären und Auerochsen und gewöhnten sich so an Krieg, Kampf und Gefahren. Aus den Sklaven der Herren wurden jetzt tapfere Männer und ausgezeichnete Jäger. Bald aber wurden die Wälder der nächsten Umgebung ihnen zu eng und daher vereinigten sie sich in großer Anzahl und brachen zu mehreren Malen in Livland ein, machten nicht nur Jagd auf die Tiere des Waldes, sondern überfielen auch die Burgen der Herren, plünderten sie und kehrten dann wieder in das Versteck ihrer Sümpfe zurück. Anfänglich beachteten die livländischen Herren diese Einfälle wenig, aber als das Heer der Meschaneschi, der Waldleute, immer größer wurde und sie zu kühn wurden, beschlossen die Herren, sie zu vernichten. Von allen Seiten sammelten sich ihre Heerhaufen und rückten in die Gegend, wo die Waldleute lebten, in der Hoffnung, ihrer leicht Herr zu werden. Der Kampf war aber so leicht nicht, wie die Angreifer sich gedacht hatten. Da die Herren den Weg durch die schrecklichen Sümpfe nicht kannten, versanken sie in großer Anzahl in den grundlosen Untiefen oder fielen durch das Schwert der Waldleute. Mit großer Mühe und großen Verlusten gelangten sie endlich in die Nähe der Burg der Waldleute, die auf einer Insel des Sumpfes lag, und forderten diese auf sich zu ergeben, dann werde man sie leben lassen. Die Waldleute schickten den Herren aber einen dürren Birkenast und ließen ihnen sagen: „Wir werden wie die Hirsche Baumäste benagen, werden kämpfen und sterben, doch ergeben werden wir uns nie!“ Da sie nun die Burg mit Gewalt nicht einnehmen konnten, so wollten die Herren ihre Verteidiger aushungern. Tage und Monate vergingen, aber die Verteidiger der Burg ergaben sich nicht. Man konnte nicht begreifen, wovon sich die Leute in der Burg eigentlich nährten; man riet hin und her, allein vergebens. Da kam eines Tages ein Mann zu ihnen und sagte, er sei ein berühmter Zauberer aus dem schwarzen Estenlande; der erbot sich gegen hohe Belohnung, ihnen mitzuteilen wie man die Burg einnehmen könne. Die Herren warens zufrieden, und nachdem der Zauberer in ein Gefäß mit Wasser geblickt hatte, sagte er: „Im

Burghof liegt ein See, der ist sehr reich an Fischen. Grabt einen Höhlengang aus dem Thale unter die Burg, dann wird der See abfließen und den Leuten dort drinnen nichts anderes übrig bleiben, als sich zu ergeben." Die Belagerer thaten also, wie der Zauberer sie lehrte. Nachts als die Verteidiger der Burg das Fest der Waldmutter feierten, kamen die Herren in der Stille heran und begannen zu graben. Um das Unglück abzuwenden, sandte aber die Mondmutter Vögel, die den Festgenossen das Vorhaben der Feinde verkünden sollten. Wohl sang auf dem Pfosten die Meise traurig: „Es wird nicht gut enden! Es wird nicht gut enden!"; wohl flog die Elster um den Burgberg herum und schrie: „Man wird anfangen! Man wird anfangen!" — die fröhlichen Festgenossen wurden der Feinde dann erst gewahr, als der See schon gänzlich abgeflossen war. Der See aber wurde das Verhängnis der Herren selbst; sein Wasser überschwemmte ihr Lager, und Rettung suchend, zerstreuten sie sich, da sie nicht wußten, wohin sie fliehen, was sie ergreifen, wie sie sich retten sollten. Da fielen auch noch die Waldleute mit großem Ungestüm über sie her; sie flohen, aber der größte Teil fiel unter den Schwertern der ergrimmten Leute des Waldes. Nur wenigen gelang es, aus den Sümpfen zu entkommen und den Livländern zu melden wie es den Belagerern der Waldleute ergangen war. Die Sieger jubelten: „Wir haben die Herren zerstampft wie in einem Mörser!" Die Herren aber erschraken und hatten nicht den Mut, noch einmal gegen die Waldleute auszuziehen. Als diese sahen, wie leicht es ihnen geworden war, die Herren zu besiegen, gedachten sie ihnen Livland zu entreißen und ihre Stammesgenossen zu befreien. Daher sandten sie Boten nach Livland und forderten alle auf, sich gegen die Unterdrücker zu erheben. Die unterdrückten Livländer hatten aber nicht den Mut, sich zu empören und antworteten: „Seht, die Herren haben in ihrem Leben sehr viel gesündigt. Wenn wir sie aber im Kampfe erschlagen, dann wird Gott ihnen ihre Sünden vergeben, aber die Sünden der Erschlagenen auf uns laden. Dafür haben wir die ewige Verdammnis zu erwarten. Denn je schwerer es uns auf dieser Welt geht, desto größere Freude und Glück werden wir in jener erlangen. Darum wollen wir unser Kreuz mit Geduld tragen." Als die Waldleute solches hörten, ergrimmten sie schrecklich, aber sie gaben den Gedanken auf, Livland den Herren zu entreißen, stellten mit der Zeit ihre Raubzüge ein und wurden zu friedlichen Landleuten. Wenn sie jetzt ihrer einstigen Thaten und Kämpfe mit den Herren gedenken, dann sagen noch jetzt die Waldleute, die Letten in Polnisch-Livland:

„Wir allein sind die echten Letten, die Livländer aber sind bloß solche „Tschuli“ und Schwächlinge!“

J. Krehslin, Latw. teikas is Maleenas. Herausg. von P. Behrsinsch, II 15 ff.

250. Die Seeräuber.

In der Zeit, da der lutherische (d. i. christliche) Glaube aufkam, waren die Dagioten noch Heiden. Der König von Schweden setzte daher seine Unterthanen hierher, um die Schiffahrt vor den seeräuberischen Esten zu schützen, welche unter anderm in Spitham eine Niederlage hatten und in großen Kellern die geraubten Güter verwahrten. Da die Heiden alle Gefangenen als Knechte behielten oder als Sklaven verkauften, sollten die Ansiedler zugleich den schiffbrüchigen schwedischen Seeleuten zu Hilfe kommen. Deshalb wohnten sonst an der ganzen Küste von Hohenholm auf Dagö bis Reval Schweden.

Rußwurm, Eibofolke, S. 79. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 50.

251. Hermann Barth.

Im Jahre 1201 mußte sich die gute Stadt Lübeck, vom Reich verlassen, dem dänischen König in die Hand geben. Dieser setzte einen Vogt über sie, einen strengen Ritter, Herrn Hermann Barth. Nun war es harter Winter, daß die Pflastersteine froren, da sah er eines Abends ein armes Weib mit ihrem Kinde auf der Straße elend liegen. Sie flehte ihn an, nicht für sich, sondern für ihr kleines Kind; er aber sagte barsch: „An fremden Kindern und Hunden verliert man Kost, Arbeit und Mühe.“ Nun hatte er in der Nacht einen entsetzlichen Traum mit Heulen und Zähneklappen. Erschrocken stand er auf, weckte seine Diener und befahl ihnen, die Unglücklichen in sein Haus zu holen. Da fand man sie erfroren. Sein Gewissen aber ließ ihm keine Ruhe, bis er das Kreuz nahm. Von Stund an legte er sein Amt nieder und ging mit den Gottesrittern nach Livland, wo er Ordensmeister geworden sein soll.

Deecke, Lübische Geschichten und Sagen (Lüb. 1852). — Rig. Stadtblätter 1852, S. 156.

252. Indul und Arri.

Wer je die Landstraße über Nigranden nach Libau in Kurland passiert hat, wird sich recht gut das Kuilikaln zu erinnern wissen, an dem der Weg in mehreren Windungen zu einem Flüßchen hinabführt, um ebenso steil wieder anzusteigen, und um dann wieder allmählich, mit einigen Unterbrechungen, auf der Hochebene nach Grobin hin, wieder abzufallen. Rechts vom Wege auf der Höhe des Kuilikaln sehen wir das rote Ziegeldach der Ambotenschen Kirche hinter Bergen und Baumwipfeln hervorschimmern. Wenn wir den kleinen Nebenweg dahin einschlagen, so haucht uns bald die liebliche Frische üppiger Wäldchen und im buntesten Farbenschmuck prangender Wiesen an. Allmählich senkt sich der Weg, an Thalrändern hinlaufend, in ein weites Becken, das von hohen, waldbekränzten Höhen eingeschlossen wird, und in dessen Mitte sich der Schloßberg mit dem Herrenhause und der Kirche erhebt. Dasselbe Flüßchen, das wir am Fuße des Kuilikaln begrüßten, umfließt ihn von zwei Seiten und treibt, zu einem anmutigen Teiche gestaut, eine Mühle am Fuße des Schloßberges. Das Herrenhaus oder das Schloß, wie es noch immer heißt, gehört einer jüngeren Zeit an. Nur ein alter Turm hat den vielen Kriegen, die unser armes Heimatländchen jahrelang durchtobten, widerstanden und bildet einen in die Augen springenden Kontrast mit dem Schloß und seinen umlaufenden Gallerien, die eine herrliche Aussicht auf die umliegenden Höhen und das Thal gestatten.

Dieses liebliche Thal nun, berichtet die Sage, war in alter, vorchristlicher Zeit der Sitz eines freien und tapferen Lettenstammes unter mächtigen Fürsten. Damals schon krönte den Schloßberg eine stattliche Veste, von der aus Fürst Indul weit und breit zum Segen seiner Unterthanen herrschte und manche Übergriffe Mindowes, seines mächtigen und gefürchteten Nachbars, und der deutschen Ritter, die das Schloß Goldingen erbaut hatten, zurückwies. Letten und Litauer erkannten nur zu spät, welche Gefahren ihrer Freiheit durch die fremden Eindringlinge drohten. Nur zu spät schlossen Indul und Mindowe gegen sie Bündnisse. Immer weiter und weiter drangen die fremden Ritter vor, jeden Widerstand mit dem Schwerte niederwerfend. Ambotens Stunde hatte geschlagen. Mutig rückte Indul den Deutschen entgegen, nachdem er zu Mindowe um schleunige Hilfe gesandt hatte; mutig griffen die schlecht bewaffneten Letten ihre Gegner an. Am Abend irrte der Rest der geschlagenen lettischen Helden zerstreut in den Wäldern umher, — es war der Abend ihrer Freiheit.

Mit Mühe nur war es Indul gelungen, sich aus dem Gewühl der Schlacht zu retten. Der Schatten des Waldes entzog ihn seinen Verfolgern und ermüdet sprang er vom Pferde, um auszuruhen. Alles hatte er verloren; die Leiche manches Freundes deckte das Schlachtfeld; das Schloß seiner Väter war ein Raub des Feindes geworden, und seine Unterthanen wurden mit Feuer und Schwert den alten Göttern, unter deren Schutz sie von Generation zu Generation gelebt hatten, entrissen. Der Morgen graute, als Indul aus seinem unruhigen Schlummer erwachte, in den ihn die Strapazen des vorhergehenden Tages versenkt hatten. Pferdegewieher entriß ihn seinem Brüten, aufspringend gewahrte er einen Ritter auf sich zureiten. Seine Streitaxt ergreifend und sich dem Feinde entgegenstürzend, war er fest entschlossen, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Auch der Ritter sprang vom Pferde und griff ihn mit dem Schwerte an. Hieb auf Hieb wurde geführt und pariert, beider Schilde dröhnten von kräftigen Hieben; immer ausweichend und parierend drang Indul, durch keine Rüstung gehindert, auf seinen Gegner ein. Mehr und mehr sanken des Feindes Kräfte, der zurückweichend plötzlich das Gleichgewicht verlor und zugleich, von einem kräftigen Hiebe Induls getroffen, mit gespaltenem Helm betäubt niederstürzte. Indul löste die Schnallen des Helms und eine reiche Fülle dunkler Locken setzte ihn nicht wenig in Erstaunen; diese und die bleichen feinen Züge des gefallenen Feindes verrieten nur zu deutlich sein Geschlecht. Betroffen staunte Indul sie an, als ein leises Zucken der Lippen die Wiederkehr des Lebens der Schönen bezeugte. Wasser aus dem nahen Quell belebte sie rasch wieder. Verwirrt schlug sie die Augen auf; die Gegenwart eines fremden Mannes, der sich so eifrig um sie beschäftigte, die Ahnung, sich erkannt zu sehen, und die bedeutende Verletzung verwirrten den kräftigen Geist der Jungfrau. Wilde Fieberphantasieen durchtobten ihr Gehirn und nur mit Mühe gelang es Indul, die Schöne niederzuhalten, bis sie erschöpft in einen tiefen unruhigen Schlummer sank. Lange schwankte Indul, was er beginnen sollte; sollte er sie allein, ferne von den Ihrigen und jeder Pflege, im Walde zurücklassen, sollte er sie mitnehmen und vielleicht durch sie, in seiner Flucht gehindert, seinen Verfolgern in die Hände fallen? Einen langen Kampf führten die Liebe zur Freiheit und Mitleid in seiner Brust; letzteres siegte. Rasch entledigte er sie des lästigen Panzers, legte sie auf eine Bahre aus Zweigen, die er zwischen beiden Pferden befestigt hatte und setzte seinen Weg auf den stillen, schweigsamen Waldpfaden fort. Dann und wann war seine schöne

Gefangene erwacht, um ein wenig Wasser zu sich zu nehmen und dann wieder in unruhigen, fieberhaften Schlaf zu versinken. Die Sonne stand schon hoch im Mittag, als Indul eine Lichtung im Walde erreichte, in deren Mitte aus einem Wäldchen die Dächer eines stillen Gehöftes hervorschimmerten. Als er die lange Gasse des Gehöftes betrat, begrüßte ihn das Gebell der wachsamen Haushunde. Ein paar freundliche Worte und munter bellend sprangen die Rüden ihn erkennend um ihn her. Ein altes Mütterchen, durch das Hundegebell in die Thüre des Wohnhauses gelockt, begrüßte ehrerbietig den Fürsten. In der Kürze teilte er ihr die Begebenheiten der letzten Tage mit. Manche Thräne, mancher Seufzer bebten auf den Lippen der umstehenden Weiber und Mädchen, die sich allmählich, den Fürsten erkennend, versammelt hatten.

Im Lager der Deutschen herrschte eine große Aufregung; die schöne Arri war verschwunden, die schöne Arri, der Liebling der rauhen Kriegsmänner, die alle Gefahren und Mühseligkeiten mit ihnen geteilt hatte, die aus Liebe zu ihrem Vater die stillen friedlichen Auen am heimatlichen Rhein verlassen hatte. Boten kamen und gingen; traurig harrend saß der Vater oft tagelang im alten Stammsitz Induls am Fenster. Täglich schwand mehr und mehr die Hoffnung dem treuen Vaterherzen, sein geliebtes Kind je wiederzusehen. Mancher Ritter glaubte, sie im Gewühl der Schlacht an seiner Seite gesehen zu haben, selbst der Vater glaubte oft im dichtesten Gedränge des Kampfs einen Ritter auf weißem Zelter neben sich gesehen zu haben, der, seinen Rücken vor tötlichen Hieben schützend, ihn mehr als einmal der drohendsten Todesgefahr entriß. Doch auch unter den Gefallenen war Arri nicht. Sie war und blieb verschwunden.

Wir verließen Arri und Indul vor der Thür des einsamen Waldgehöftes. Liebevolle Pflege, die Ruhe der Umgebung, die Heiterkeit der Bewohner, die wieder nach der Wiederkehr Puttriks mit seinen Söhnen in den kleinen Kreis eingezogen war, wirkten so wohlthätig auf die Kranke, daß sie in einigen Tagen schon das Haus verlassen konnte. Indul und Arri schweiften unbelauscht durch Wald und Wiesen; unbelauscht hatten sie sich ihre Liebe gestanden. Natürlich konnte und mochte dies Verhältnis dem Hause kein Geheimnis bleiben; die Alte, Puttriks Mutter schüttelte wohl den Kopf, denn nichts Gutes hatte ihr Ticklis, die Göttin der Weiber und Ehen, aus dieser Verbindung für Indul im Traume geoffenbart. Von Tage zu Tage erblühte Arri mehr und mehr, doch mit wiederkehrender Gesundheit wuchs auch die Sehnsucht

nach den Ihrigen. Indul konnte die dadurch bewirkte Veränderung in ihrem Wesen nicht entgehen, und weit entfernt, sie auch nur einen Augenblick zurückhalten zu wollen, forderte er sie vielmehr noch auf, den Zeitpunkt der Rückkehr zu ihrem Vater doch zu bestimmen. In seinem und Puttriks Geleit konnte sie ungefährdet in zwei Tagen die Reise nach Amboten vollenden, von wo aus die Deutschen noch immer Nachforschungen nach Arri, die Indul keineswegs unbekannt blieben, anstellten. Gleich an demselben Tage waren alle Zurüstungen getroffen, und der andere Morgen begrüßte unser Paar unter Begleitung Puttriks und seiner Leute auf dem Wege nach Amboten. Ungefährdet kamen sie auf den schattigen Waldpfaden am Abend des zweiten Tages vor Amboten an.

Von allen Bewohnern freudig beglückwünscht und begrüßt eilte Arri in die Arme ihres geliebten Vaters und gestand ihm, nachdem der erste Rausch des Wiedersehens vorüber war, ihre Liebe zum armen heimatlosen Lettenfürsten. Einen langen Kampf kostete es dem stolzen Sieger, die Hand seines einzigen Kindes dem geschlagenen und gebannten Heiden zu geben, doch die Liebe zu Arri, ihre Thränen und Bitten brachen den Widerstand des harten Mannes, und unter der Bedingung, daß Indul sich taufen ließe, empfing dieser die Hand des geliebten Mädchens. Puttrik eiferte heftig gegen die Taufe und wandte alle Mittel an, Indul den alten Göttern treu zu erhalten. Umsonst malte er ihm die Macht und Herrlichkeit Perkuns, die nimmer ruhende Rache Korches, die Hinterlist und Tücken Jods und die Ohnmacht des Christengottes; umsonst erzählte er ihm die bösen Ahnungen und Träume, umsonst malte er ihm das Elend und die Knechtschaft der unterworfenen Stammesgenossen in Semgallen und Livland. Indul, von Arris Reizen und glühender Leidenschaft zu ihr hingerissen, blieb taub gegen alle Bitten, den Kampf gegen die Fremden wieder aufzunehmen. Er ließ sich taufen und führte Arri bald darauf zum Altar. Traurig und gebrochen wohnte Puttrik der feierlichen Handlung bei und nur mit halbem Herzen konnte er an dem Glücke seines Fürsten und Kampfgenossen teilnehmen.

Mindowe, dem Bundesgenossen Induls, war diese neue Botschaft rasch hinterbracht worden. Entrüstet über dessen Abfall, in der Hoffnung, den tapfern und mächtigen Indul durch eine Heirat an sein Haus zu fesseln, betrogen, rüstete er mit doppeltem Eifer. Von weit und breit zogen kräftige, kampfgeübte Litauer zum Heere Mindowes herbei, das sich in kleinen Tagemärschen gegen Amboten bewegte. Immer neue Scharen schlossen sich ihm an, unabsehbar

dehnte sich der Zug in den Thälern und auf den Höhen hin. Schlachtlieder und Götterhymnen tönten von vielen tausend Kehlen des Abends an den langen Reihen der Lagerfeuer hin. Ein mutiges, zahlreiches Heer führte Mindowe gegen den gefährlichen, drohenden Feind.

An Indul's Hochzeitsabend leuchteten die Lagerfeuer der Litauer auf den Höhen um Amboten. Schrecken und Verwirrung bemächtigte sich der kleinen Besatzung, als Kundschafter die Nachricht von der fürchterlichen Übermacht der Litauer brachten. Nur Arris Vater verlor nicht die Besinnung. Seine Mahnung zur Ruhe und Ausdauer, sowie festes Vertrauen auf Gottes Hilfe in der drohenden Gefahr beruhigte alle Gemüter. Seine raschen, entschiedenen Befehle und seine unerschrockene Haltung fachten den alten Mut und die alte Siegesgewißheit in den Herzen seiner Kampfgenossen an. An vielen Stellen der Burg wurden große Kuben mit Wasser aufgestellt, um die Palisadenwände, die die einzige Wehr der alten Lettenburgen bildeten, vor den feurigen Pfeilen der Feinde zu schützen. Mit klopfendem Herzen, aber fest entschlossen bis zum letzten Mann auszuhalten, erwarteten die Deutschen den anbrechenden Morgen. An eine litauische Gefangenschaft dachten Deutsche und Letten mit gleichem Grauen, denn nur zu bekannt war ihnen das Schicksal ihrer Kameraden, die in früheren Kämpfen diesen Heiden in die Hände gefallen waren. Trostlos ging Indul umher, der sonst so mutige und entschlossene Mann fand kein Wort der Ermutigung für seine Leute, denn die rastlosen Zuflüsterungen Puttriks fanden ein nur zu offenes Ohr bei Indul, der in diesem Kriege nur die Rache der schwer beleidigten Götter sah. Um jeden Preis, auch um den seines Lebens, mußten die zürnenden, verlassenen Götter wieder versöhnt werden. Puttrik atmete auf, als er diesen Plan vernahm und zollte ihm natürlich volle Billigung.

Unbemerkt schlüpfte Indul ins Freie, lautlos schlüpfte er im Schatten der Nacht und im Schutz überhängenden Gebüsch's an den litauischen Lagerwachen hin. Immer weiter führte ihn sein Weg in eine eng verwachsene Thalschlucht hinein; undurchdringliche Nacht umgab ihn und unheimlich knackten und rauschten seine Schritte auf den dürren Blättern und Zweigen am Boden; endlich hielt er auf einem kleinen offenen Platze, dem Wilkulauks, einem dem Jods geheiligten Orte.

Hier flehte Indul um Schutz, Hilfe und Gnade zu Jods, dem Gott der Unterwelt; immer brünstiger wurde sein Flehen, mehr und mehr stieg seine Seelenangst, zu immer erneuertem Flehen trieb ihn

der Gedanke an Arri, sein schönes junges Weib, bis er endlich, erschöpft von Angst und Aufregung fast besinnungslos niedersank. Da hörte er ein dumpfes Rollen unter seinen Füßen, der Boden bebte, näher und lauter hörte er den Donner, stärker zitterte und bebte der Boden und plötzlich schoß eine breite Feuergarbe, zu den Gipfeln der Bäume aufzüngelnd, mit einem weit den Donner übertönenden Gekrach vor ihm aus dem Boden auf. Entsetzt prallte Indul zurück; mit steigendem Grauen sah er, wie die Flamme, sich allmählich gestaltend, die Formen einer riesenmäßigen menschlichen Figur annahm. Er schauderte und schloß die Augen. Als er sie öffnete, stand Jods mit drohendem ernstem Gesicht vor ihm. Mit harten Worten tadelte er Induls Abfall von ihm und den übrigen alten Göttern; doch versprach er ihm zu verzeihen, wenn er gelobte, nie mehr ihnen untreu zu werden. Auch versprach er ihm und der Besatzung schleunige und wunderbare Hilfe. Ein leises Rauschen, und die Göttererscheinung löste sich in ein lichtes Wölkchen auf, das vom Morgenwinde getragen, in den hohen Baumwipfeln verschwand.

Die ersten Strahlen der Morgensonne zitterten auf den thauigen Wipfeln der Bäume, als Indul seinen Rückweg antrat. Von Zeit zu Zeit hörte er den fernen Donner, die mächtige Stimme Perkuns, den Jods, der sein Reich, die Oberwelt, betreten hatte, zum Kampfe herausfordernd. Dann und wann leuchteten grelle Blitze durch die dunkle, von der Morgensonne noch nicht beschienene Schlucht; näher rollte der Donner, schon fielen hier und da einige schwere Regentropfen, die Kundschafter Perkuns, die er dem sich verbergenden Jods nachsandte. Bevor noch Indul die Schlucht verlassen hatte, tobte schon der Gewittersturm in den tausendjährigen Wipfeln des Waldes, in Strömen stürzten Regen und Schloßen nieder, feurige Blitze leuchteten am dunklen Himmel und knatternd und prasselnd hallte der Donner von Wald und Höhen wieder. Aber rasch und freudig setzte Indul seinen Weg fort, denn die Götter hatten ihn erhört; der alte Mut war wieder in die Brust Induls zurückgekehrt.

Vergebens suchte Arri nach Indul, der sich in der Stille aus der Burg entfernt hatte. Wie ein dunkles Gespenst schwebte ihr immer und immer wieder der schreckliche Verdacht vor, daß Indul aus Angst und Sorge um sie sich den alten Göttern zugewandt habe. Das ruhige, fast heitere Benehmen Puttriks bestätigte ihn nur zu sehr. Mit jeder Stunde stieg ihre Angst; inbrünstig betend kniete sie vor dem Muttergottesbilde nieder, um durch den lindernden Balsam des Gebets ihr bang klopfendes Herz zu beruhigen. Der

Morgen graute und Indul war noch immer nicht zurück. Selbst Puttrik wurde unruhig; den ungestümen Bitten um Auskunft über Indul und seiner innigen und aufrichtigen Anhänglichkeit zum werten Waffengenossen und Fürsten nachgebend, rüstete er sich, um in Begleitung Arris den Weg zum Wilkulauks einzuschlagen. Schon rollte der Donner dumpf und feierlich am Firmament, fahle Blitze zuckten und blendeten die rasch und geräuschlos an den Lagerwachen der Litauer Dahingleitenden; große Regentropfen raffelten auf die vom Sturm gepeitschten Gebüsche nieder, als Arri und Puttrik aus dem Schatten des Gebüsches hervortretend, Indul, vor dem Unwetter Schutz suchend, einer mächtigen, hundertjährigen Linde zueilen sahen. Arri und Puttrik lenkten dahin ihre Schritte, und entzückt sanken sich die beiden Gatten an die Brust. Vieles hatten sie sich zu vertrauen, zu fragen, zu bekennen, doch der Augenblick des Wiedersehens wirkte zu mächtig, zu überwältigend auf sie, als daß an solche Dinge, die der Sphäre ruhiger Besonnenheit angehörten, gedacht werden konnte. Wie das wild aufgeregte Meer nach einem Orkan lauter seine Wogen, wenn auch von leichten Winden umfächelt, gegen die Küste donnert, so wallte Induls Herz auf, als er sein Weib in die Arme schloß. Zum zweiten Male hatte er um sie gekämpft, die Rache der Götter hatte er in Gnade und Rettung umgewandelt. Glückliche, schöne Jahre träumte Indul an ihrer Seite noch zu erleben; da plötzlich leuchtete es im Gipfel der Linde, sie krachte, stürzte, und getroffen vom Blitz sanken Arri und Indul tot nieder. Beide hatte der Blitz getroffen und sie einer schöneren Welt, einer Welt der Freude und des Friedens, zugeführt. Entsetzt starrte Puttrik auf die Leichen, und nur die Rache der Götter in diesem Unglück sehend, floh er schleunig in den Wald, um nie mehr dieses Unglücksthal zu betreten.

Vom Lager der Litauer aus war der Tod Induls gesehen worden. Freudig begrüßten sie ihn als Akt der gerechten Rache Perkuns an dem treulosen abgefallenen Fürsten. Mit wachsender Siegeshoffnung führte Mindowe seine Scharen ins Thal; rund um die bange schweigsame Feste ertönten die Siegeslieder der Feinde. Reihe auf Reihe verstärkte die den Schloßberg heranklimmenden Feinde, selbst Mindowe befand sich unter der Schar der Stürmenden. Mit jeder Minute stieg die Gefahr der Belagerten; wie dem Tode geweihte Schlachtopfer standen Ritter und Knappen auf den Brustwehren, fest entschlossen, nur über ihre Leichen sollte der Feind den Weg in die Burg finden. Da plötzlich bebte der Boden; mit Staunen und Entsetzen sahen Freund und Feind das Flüßchen zum

mächtigen Strom anschwellen; die Erde schien ihre Schleusen zu öffnen, in Strömen stürzten die Gießbäche von den Höhen, mit Grauen sahen sie ungeheuere Massen von Steinen und Erde unterhalb der Burg sich zu einem mächtigen Walle unter donnerähnlichem Geräusch anhäufen. Ohnmächtig schäumte und brandete die aufgeregte Regenflut gegen diesen an, und ehe noch die Litauer an eine Flucht auf die Höhen denken konnten, spülten die zum See angewachsenen Wogen des Flüßchens über sie hin und begruben Roß und Reiter in ihren schmutzigen Wellen. Nur mit Mühe rettete Mindowe sich ans Land, um in eiliger Flucht mit den geringen Überresten zurückzukehren, und um in die Heimat die Nachricht von dem schrecklichen Untergang seines stattlichen Heeres zu bringen. Allmählich spülten die Wogen sich einen Durchgang, und noch jetzt zeigt man den Berg, der nach der Sage der Wall sein soll, durch den Jods, die Wasser des Thals zum See um die Burg stauend, die versprochene Hilfe und Rettung, seinem Worte getreu, Christen und Heiden brachte.

Inland 1859, Sp. 615 ff. (aus dem Munde einer Bäuerin). Vgl. die Anm. am Schluß: „Sollten einige Facta nicht mit der von Mirbach in seinen kur. Briefen überlieferten Sagen übereinstimmen, so bitte ich es nicht auf Rechnung meiner Phantasie zu schreiben." — Mirbach, Briefe v. u. nach Kurland II, 300. — Rig. Almanach 1861, S. 13 (in Versen). — Adolphi's Poet. Nachlaß. (Riga 1877) S. 148 ff.

253. Die Rigasche Jungfrau auf Rügen.

Dicht bei Stubbenkammer auf Rügen erhebt sich am Strande des Meeres der Waschstein. In einer Höhle unter demselben hat vor Zeiten der berüchtigte Seeräuber Störtebecker seine Niederlage gehabt; dorthin zog er, um von seinen Räubereien auszuruhen mit seiner Bande, die im Lande den Namen der Vitalienbrüder hatte; dort verbarg er seine großen geraubten Schätze. Dieser Zufluchtsort war allen seinen Verfolgern unbekannt und er war deshalb in ihm sicher vor Verfolgung.

In dieser Höhle ist es noch jetzt nicht geheuer und man trifft allnächtlich um Mitternacht einen seltsamen Spuk darin. Insbesondere sieht man oft eine trauernde Jungfrau daraus hervorkommen mit einem blutigen Tuche in der Hand. Mit demselben begiebt sie sich an das Wasser, um die Blutflecken herauszuwaschen. Aber dies will ihr nicht gelingen und sie geht dann seufzend in die dunkele Höhle zurück. Von dieser Jungfrau erzählt man, daß sie ein vor-

nehmes Fräulein aus Riga gewesen ist. Die hat Störtebecker einmal auf einem Raubzuge nach Livland gefangen und mit sich weggeführt, gerade als sie ihrem Bräutigam sollte angetraut werden. Der Ordensmeister hat ihn zwar mit vielen Schiffen verfolgt, ihn aber nicht einholen können. Darauf hat Störtebecker sie in die Höhle am Waschstein gebracht und wie er wieder zu einem neuen Zuge in See gegangen, hat er sie darin samt allen seinen geraubten Schätzen eingeschlossen. Von diesem Zuge ist er aber nicht wieder heimgekehrt; denn es war im Jahre 1402 und in diesem selbigen Jahre wurde er mit 711 seiner Spießgesellen von den Hamburgern nach einem blutigen Treffen eingefangen und nach Hamburg gebracht, wo sie sämtlich hingerichtet wurden. Die Jungfrau mußte darauf, weil niemand sie befreien konnte, in der Höhle am Waschstein einen schrecklichen Tod sterben und sie hat noch immer bei den Schätzen, die sie bewacht, keine Ruhe finden können.

Vor vielen Jahren sah einmal ein Fischer, wie sie unten am Waschstein stand und das blutige Tuch vergebens ins Meer eintauchte und vergebens die Blutflecken herauszuringen suchte. Er faßte sich ein Herz und ruderte näher zu ihr hin und redete sie an mit den Worten: „Gott helf, schöne Jungfrau! Was machst du so spät hier noch allein?“ Die Jungfrau verschwand darauf; aber der Fischer war wie von einer Zauberei befangen, so daß er nicht von der Stelle konnte. Und wie nun Mitternacht kam, da sah er die Jungfrau wieder; sie trat zwischen den Kreidefelsen hervor auf ihn zu und sprach zu ihm: „Weil du Gott helf zu mir gesprochen, so ist dein Glück gemacht; folge mir nach!“ Damit kehrte sie zwischen die Felsen zurück und er folgte ihr in eine große, weite Höhle, die er vorher noch nicht gesehen. Darin lagen unermeßliche Haufen von Silber, Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art. Wie der Fischer die noch überschaute, so hörte er auf einmal auf der See Ruderschlag und als er sich danach umblickte, da sah er ein großes schwarzes Schiff nahen; aus dem stiegen an die tausend Männer, alle in dunkler alter Tracht und alle das Haupt unter dem Arme tragend. Die schritten still und ohne ein Wort zu sprechen in die Höhle hinein und fingen an in den geraubten Schätzen zu wühlen und sie zu zählen. Das waren die Geister des geköpften Störtebecker und seiner Genossen; sie kommen jede Nacht so dahin und zählen ihren Raub, ob er noch vorhanden ist. Nachdem sie lange in dem Golde herumgewühlt hatten, verschwanden sie alle wieder; und nun füllte die Jungfrau dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er zeitlebens der Reich-

tümer genug hatte. Darauf geleitete sie ihn zu seinem Schiffe zurück und als er sich wieder nach ihr umsah, war sie zusamt der Höhle verschwunden.

Temme, Volkssagen von Pommern u. Rügen. S. 248 ff. — Papst im Inland 1852, Sp. 641, vgl. das. die weitere Litteratur. — Über die Bedeutung der Vitalienbrüder für Livland, vgl. Schiemann, Archivalische Studien, S. 3 ff.

---

254. Die Seeräuber auf Worms.

Vorzeiten lebten auf der Ostsee grimmige Seeräuber, die man Mönche (Munkar) nannte. Sie waren furchtbar groß, hatten schreckliche Gesichter mit langen Nasen und eine donnernde grobe Stimme; auch konnten sie durch den Geruch Menschen ausspüren und wenn sie Christenmenschen in ihre Gewalt bekamen, so brieten sie das Fleisch und fraßen es. Auch raubten sie junge Mädchen und Weiber, die sie in fremde Länder verkauften. Deshalb waren an allen Ufern die Menschen in großer Furcht vor ihnen und wenn sie ihre Schiffe entdeckten, so verhängten sie die Fenster oder flüchteten in die Wälder. Einst landeten sie auf Worms und schleppten ein junges Weib aus Gerdes Gesinde in Rälby fort. Der Mann, dem sie zwei Kinder hinterließ, war untröstlich, mußte sich aber nach Verfluß einiger Zeit entschließen, der Kinder wegen aufs neue zu heiraten. Die Geraubte, die wohl zum Verkauf bestimmt war, wurde übrigens auf dem Schiffe nicht schlecht behandelt, bekam süße Milch und Wallnüsse zu essen, doch verstand sie nichts von dem, was die Räuber sprachen und wurde von Sehnsucht nach der Heimat verzehrt. Endlich nach etwa drei Jahren landeten die Mönche bei einer Stadt und erlaubten auch ihr, ans Land zu gehen, welche Erlaubnis sie sogleich benutzte, um sich in Freiheit zu setzen. Um aber den Spürnasen der Räuber zu entgehen, bettelte sie ein Cülmit Salz zusammen und streute es auf den Weg. Glücklich fand sie den Weg nach Hause und als sie ans Ufer von Worms kam, sang sie voller Freude ein Danklied. Der Mann hörte den Gesang und rief voll Verwunderung: „Herr Gott, das ist ja unserer Marri Stimme!“ Mit der größten Freude wurde die Verlorengeglaubte empfangen und ihre beiden Kinder liefen ihr mit Jubel entgegen. Doch die neue Heirat drohte den Frieden zu stören. Die Wiedergefundene erklärte zwar, er möge doch die andere Frau behalten, indessen legte er doch dieser ein Rätsel vor: „Ich hatte meinen guten Kasten-

schlüssel verloren und ließ mir einen neuen machen, der mir nicht ganz nach dem Sinne war. Nach einiger Zeit fand ich den alten wieder. Welchen soll ich behalten?" Sie antwortete: „Ich würde den alten wiedernehmen!" „Gut," erwiderte er, „du hast dein eigenes Urteil gesprochen!" entließ sie und nahm seine alte Frau wieder.

Rußwurm, Eibofolke § 393, 6. — Ders. Sagen a. Hapsal, S. 31. —

255. Die Belagerung Neuhausens.

Der Großfürst von Moskau selbst belagerte mit einer Armee von 300 000 Mann Neuhausen. Als der Befehlshaber des Schlosses nach langer heldenmütiger Gegenwehr schon verzweifelte, die Festung länger behaupten zu können und seinen und der Besatzung schmählichen Tod vor Augen sah, hat er an einem Freitag sich vor dem Altar auf die Knie geworfen, die ganze Nacht in den inbrünstigsten Gebeten verbracht und gefleht, Gott möge ein Wunder thun, um den Ort zu entsetzen. Mit Sonnenaufgang, da die Russen sich schon die Eroberung als unfehlbar vorgestellt und bereits Sturm zu laufen begonnen hatten, hat er seinen Bogen genommen und aus dem Burgfenster einen Pfeil auf die Stürmenden abgeschossen, damit aber gerade den Großfürsten selbst getroffen und ihm das Herz durchbohrt, worauf das gesamte russische Heer in die größte Bestürzung geraten ist, unverzüglich die Belagerung aufgehoben und mit der Leiche des Großfürsten sich nach Moskau zurückbegeben hat. (Der Gewährsmann Bredenbachs, der Dörptische Domherr Dr. Philipp Olmen hat selber auch noch den merkwürdigen Köcher gesehen, der zum Andenken am Altar des Doms zu Dorpat aufgehängt gewesen, und erst nach der Eroberung dieser Stadt durch Zar Joann Wassiljewitsch auf dessen Befehl abgenommen und nach Moskau gebracht worden ist).

Nach Tilemann Bredenbach. Arndt, Lifl. Chron. II, 3. — Hupel, Rig. u. Rev. Statth., S. 435. — Loewis, Denkmäler der Vorzeit II. 52. — Stavenhagen, Alb. balt. Ans. II. Neuhausen, S. 2. — Die Belagerung fand 1370 statt, doch war der Großfürst selbst nicht dabei. —

256. Des Ordensmeisters Sifrid Lander von Spanheim Tod.

Im Jahre 1424, des Montags nach Mittfasten*), starb der Meister von Livland, Sivert von Spanheim, in wunderlicher Weise, als er geladen ward vor den Richtstuhl Christi.

Nämlich zu der Zeit war in Livland ein frischlicher Kaufmann, liebgehabt von allen Leuten, geheißen Marquard Clemgouwe, geboren von Lübeck. Dem wollte der vorgenannte Meister geben zur Ehe eine berüchtigte Frau und, als man sagte, seine Konkubine. Als nun Marquard die nicht nehmen wollte um Schande willen, da verklagte ihn dieselbe Frau, Odele genannt, vor demselben Meister und legte ihm Dieberei fälschlich zu; denn da sie sah, daß er sie verschmähete, da erdachte sie diese Lüge auf ihn. So ließ der Meister zuhand greifen den Kaufmann und ließ ihn binden und gefangen legen, und wiewohl daß sich der Kaufmann redlich unschuldigete und seine Unschuld klärlich beweisete und darzu viele gute Leute für ihn baten, doch ja ward der Mut des Meisters nicht gewandelt, sondern er richtete ihn ungerecht zum Galgen.

Also da Marquard stund bei dem Galgen und mußte sterben, da rief er lauter Stimme, daß das alles Volk hörte und viele Leute darvon weinten, und sprach:

„Nachdemmale daß ich von diesem irdischen Richter mit Unrechte bin verurteilt zu dem hohnlichen Tode, so bescheide ich mein Recht vor den ewigen, wahren Richter und lade vor seinen Richtstuhl den ungerechten Richter Sivert von Spanheim, den Meister von Livland, daß er an dem dreizehnten Tage dar komme und höre ein wahr und ein gerecht Urteil!“

Da er das gesagt hatte, da ward er gehängt und starb.

Und Meister Sivert kehrete sich nicht an die Ladung, vielmehr er blieb bei seinem Sinne. Jedoch als der dreizehnte Tag kam, und der Meister lag in seinem Bette, da ward er hastig siech, und als die Knechte zu ihm kamen, da sagte er mit bebender Stimme: „Bittet alle Gott für mich; denn ich muß allzuhand von hier und sehe den, der mich geladen hat, und hier ist keine Hoffnung des Lebens.“ — Also verkehrte er seine Augen und Angesicht und starb.

Darnach in Kurzem ward dasselbe quade Weib angesprochen um Dieberei willen, die sie wahrlich gethan hatte. Aber sie ward verbürgt zu Rechte, und noch vor der Zeit des Gerichts ließ sie

*) Wohl richtiger Montag vor Mittfasten, 27. März. (?)

sich scheeren als einen Schüler und ward heimlich zu Pferde weggeführt in Preußen.

Herm. Corner's Chron. novella. Dann auch bei anderen Chronisten. — Pabst, Bunte Bilder II, 2. — Inland 1851, Sp. 692. — Rig. Stadtbll. 1816 S. 141 ff; 1855 S. 231 ff. — Vgl. Hildebrand, Livl. Urkb., Bd. VII., Einl., S. XIV, Anm. 1, u. Amelung, Balt. Kulturstudien, Bd. I, 144 ff.

257. Die Sprengung Fellins.

In alter Kriegszeit, erzählt die Volkssage, wurden die Mauern des Schlosses Fellin untergraben und Pulver hingethan, um es in die Luft zu sprengen. Ein Mann legte die wachsgetränkte Zündschnur an, entzündete sie und ritt dann selbst so rasch, als das Pferd laufen konnte, davon. Schon war er beim Gute Perst angekommen, als die Funken der Zündschnur das Pulver erreichten und alles in die Luft flog. Ein Mauerstück aber flog dem Manne bis nach Perst nach, fiel ihm gerade auf den Kopf und schlug ihn auf der Stelle tot. Dieses Mauerstück soll noch vor kurzem, in der Erde auf seiner Kante stehend, zu sehen gewesen sein. — Andere aber erzählen, daß der Mann in einer Kutsche bis zum kerselschen Kruge gefahren war, der von Fellin zwölf Werst entfernt ist, und dort habe das nachgeflogene Mauerstück ihn erschlagen.

J. Jung, Sakala maa (=Kodu=maalt Nr. 7. Dorp. 1878) S. 61. —

258. Die Belagerung Hapsals.

Vor vielen Jahren wurde das feste Schloß Hapsal vom Feinde belagert, doch widerstand die Besatzung den Feinden sieben Jahre lang. Durch einen unterirdischen Gang, der unter der See hindurch nach Neuenhoff führte, wurden die tapferen Kämpfer hin und wieder durch Lebensmittel und Kriegsmunition unterstützt, doch war der Zugang gefährlich, denn grade in der Nähe von Neuenhoff*)

*) Andere lassen den Gang nach Weißenfeld, Röthel (vgl. Nr. 151) oder Jesse führen. Solche unterirdische Gänge schreibt die Sage auch anderen Orten zu; so erzählt man von einem Gang vom Schloß Arensburg bis zum Kloster Karmel; vom Dorpater Dom bis zum Kloster Falkenau; von Schloß Goldingen unter der Windau durch bis ans andere Ufer; von Reval nach Kloster Brigitten (vgl. Nr. 159); von Weißenstein bis Müntenhof (vgl. Nr. 262); von Wenden bis Arrasch; von Bauske bis Bornsmünde oder gar bis Mesothen; von Edwahlen unter dem Flusse durch zu einer Kirche und wohl auch noch von anderen.

stand das feindliche Lager. Daher gerieten die Belagerten in die größte Hungersnot. Die Polen aber litten auch Mangel und schickten einen Spion ab, um zu erkunden, ob das Schloß sich noch lange werde halten können. Dieser Plan wurde dem Kommandanten des Schlosses verraten; daher ließ er aus den letzten Resten der vorhandenen Gerste starkes Bier brauen, und befahl, dem einzigen noch übrig gebliebenen Ochsen davon zu saufen zu geben, soviel er wolle. Dann wurde derselbe überall innerhalb der äußern Ringmauer umher geführt und zum Brüllen gereizt, so daß der Kundschafter an den verschiedensten Stellen dies Lebenszeichen vernahm und auch die Bierkufen sah, die man auf der Mauer dem Feinde zur Schau ausgestellt hatte. So berichtete er dann dem Heerführer, es sei in der Festung noch hinreichender Vorrat an Fleisch und Korn, daher an eine baldige Ergebung nicht zu denken sei. Dies bewog die Feinde, das Lager abzubrechen, die Belagerung aufzuheben und von dannen zu ziehen.

Rußwurm, Eibofolke § 397, 1. Aus Hapsal, Nuckö u. Taibel, deutsch, schwed., estn. — Ders. im Illustr. Revaler Almanach 1856, S. 37. — Rußwurm, Sagen aus Hapsal S. 3. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 29. — Rußwurm, Schloß Hapsal S. 76. Nennt die Polen als Feinde. Vgl. das. die Anm. — Eisen, Esiwanemate warandus S. 73. — Vergl. Nr 239. —

259. Die Reigentänze zu Pebalg.

Als der rigische Erzbischof Markgraf Wilhelm von Brandenburg, der nicht nur zum Priester und Erzbischof nicht eingeweiht worden, sondern auch ein schier weltlich Leben geführt und ein Liebhaber von Trinkgelagen, Tänzen und andern Narreteidingen gewesen, sich einsmals zu Pebalg auf seinem Schlosse befunden und sehr viele edle Gäste, sowohl Herren als Frauen, bei sich gehabt, da hat der Markgraf, welcher schon in der heitersten Stimmung war, gegen Abend vor Sonnenuntergang in eigener Person den Reigentanz mit einer gewissen vornehmen Frau, der Dame von Pürckel, eröffnet, denen etliche zwanzig Paare von Edelen und Höflingen gefolgt sind. Siehe da, auf dem runden und hochragenden Berge, so dem Schlosse gegenübergelegen und vorzeiten eine Feste der Letten gewesen ist, auf dem erblickt man andere Reigentänze, doch ganz in demselben Habit, — dieselben Personen, dieselbe Musik, wie sie der Erzbischof in seinem Schloß hatte! Solches Spektakulum ward dem Markgrafen aus einem Fenster seines

Palastes gewiesen. Und da er vermerkte, daß er von wegen seiner Narreteidinge vom Satan geäfft würde, hat er gesprochen: „Lasse man den Bösen! Nach so viel jammervoller Pein will er auch mal ein bißchen lustig sein!"

Fabricius S. 105. — Inland 1851, Sp. 383. — Pabst, Bunte Bilder I, 97. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 126 Anm.

260. Die Hinrichtung des Grafen von Artze.

Als der Graf Johann von Artze auf dem Schlosse Helmet von seinen eigenen Leuten festgenommen und alsdann an den Herzog von Kurland nach Riga ausgeliefert, daselbst Mittwochs vor Weihnachten 1563 wegen seiner Unterhandlungen mit dem Moskowiter erbarmungslos und scheußlich hingerichtet wurde, da sind viele Zeichen geschehen. Ein Ratsherr, Vincent Claudorff, sieht, daß er eines so erbärmlichen Todes sterben muß, geht nach Hause, legt den Rock ab und bleibt sofort tot. Eine Frau geht auf den Boden die Marter anzusehen, wie er auf einen Wagen gebunden die Gassen entlang geführt und mit heißen Zangen gerissen wird, fällt von oben herunter und stirbt. Ein undeutscher Bauer sieht auch die schreckliche Exekution an, schlägt ein Messer in seine Brust und stirbt. Des Büttels Knecht, der die Kohlen angeblasen, die Zangen zu heizen, steigt nach geschehener Exekution vom Wagen, legt den Kopf auf den Blasebalg und stirbt zur Stunde. Aber auch die Verräter des Grafen, die ihn gefangen genommen, haben mehrenteils ein bös Ende genommen; etzliche von ihnen sind bald darauf stockblind geworden. Wie wunderbar sind doch die Gerichte des Herrn!

Nach Nyenstedt, Livl. Chron. Mon. Liv. II, 66. — (Küttners) Mitauische Mon:schrift 1784, 2. Quart. S. 263 ff. — Pabst im Inland 1852, Sp. 88. — In Versen von N. Bl(indne)r (=Busse) im Inland 1847, Sp. 505.

261. Herzog Magnus.

Der Bischof Johann von Münchhausen verkaufte seine Bistümer Oesel und Kurland dem König Friedrich II. von Dänemark, der die Verwaltung seinem Bruder, dem Herzog Magnus von Holstein überließ. Magnus war der Sohn Christians III. von Däne-

mark. Seine Eltern waren beide Katholiken, denn damals herrschten noch nicht die Irrtümer der lutherischen Ketzereien wie später. Seine Mutter, die Königin, war eine fromme, gottergebene Frau. Gleich nach ihrer Niederkunft fragte sie die Hebamme nach dem Geschlecht und Aussehen des Kindes. Diese berichtete ihr, das Kind sei ungeheuerlich und schrecklich anzusehen, geschlechtslos, habe nur ein Auge und der eine Fuß sei einem Gänsefuß ähnlich. Die Mutter erschrak und da sie voraussah, daß solch ein Ungetüm nur ein Abschaum der Menschheit werden könne, befahl sie, es ins Meer zu werfen. Die Großen des Reichs aber stimmten diesem Entschluß nicht bei, sondern gaben den Rat, das Kind einer Amme zu übergeben und das weitere Gott anheimzustellen. Ungern gab die Königin ihnen nach und befahl, wenn sie sich gleich wenig Trost und Freude versprach, das Kind aufzuziehen. Einige Jahre später gebar sie zu größerer Freude einen andern Sohn, namens Friedrich. Als nach dem Tode der Eltern die Söhne herangewachsen waren, wiesen die Reichsstände einstimmig den älteren Bruder, der als ein Scheusal der Natur für den Thron nicht geeignet sei, von der Regierung zurück und wählten Friedrich II., der seinem Bruder die Bistümer Oesel und Kurland erwarb. Magnus kam nach Livland*), verband sich mit Iwan von Rußland, wurde König des Landes, nachher aber verjagt und zog sich nach Semgallen zurück, wo er sich dem Fressen und Saufen und aller Schwelgerei ergab, bis er zuletzt, von seinen Freunden verlassen, in Elend und Not sein Leben beschließen mußte**).

Nach Fabricius S. 116. — Inland 1851, Sp. 493. — Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 72.

262. Der Schatz und die Belagerung von Weißenstein.

Vor mehr als dreihundert Jahren wohnte in Weißenstein in Estland ein sehr reicher Schloßkommandant, der ganze Tonnen voll Gold und Silber besaß. Wenn er ausging, pflegte er sich eine goldene Kette umzulegen, die vierzig Pfund schwer und so lang war, daß die Diener sie tragen mußten, wie man mancher hochgebornen Dame die Schleppe nachträgt. Von dem Reichtum und

*) 1560.
**) † 1583 in Pilten.

dem Vermögen des Schloßhauptmanns wurde überall in Estland gesprochen. Als nun der russische Großfürst Estland mit Krieg überzog, hörte auch er davon; das war für ihn ein süßer Leckerbissen. Mit hunderttausend Mann zog er vor Weißenstein, um die Stadt zu erobern und den Schatz sich anzueignen. So groß aber seine Macht auch war, er konnte Weißenstein nichts anhaben. Dies hatte tiefe Gräben und hohe Mauern rundum, hinter denen die Stadtbewohner nichts fürchteten. Die Russen konnten ihr großes Kriegsheer überhaupt nicht ins Feuer schicken, denn von drei Seiten war das Schloß auch von Morast umgeben, durch den die Feinde nicht hindurch konnten. Die Bewohner der Stadt lachten über die Belagerer und fügten ihnen, die keinen Schutz hatten, sehr viel Schaden zu. Die Wut des russischen Herrschers war schrecklich groß; er schwor, daß er Weißenstein nicht eher verlassen wolle, als bis er es erobert habe und wenn es auch sieben Jahre dauern sollte. Er umzingelte die Stadt nun so, daß keine lebendige Seele hineinkommen konnte. Denn so wollte er die Bewohner durch Hunger zur Unterwerfung zwingen. Der Schloßhauptmann kümmerte sich nicht darum. Vom Schlosse führte ein unterirdischer Gang bis zum Gute Müntenhof, woher man immerwährend neue Provision ins Schloß brachte, so daß die Einwohner keinen Mangel litten. Ein ganzes Jahr dauerte die Belagerung. Die Russen hätten endlich sicherlich leer abziehen müssen, wenn sie nicht ein altes Weib gefangen und diese so lange geprügelt hätten, bis sie eingestand, daß von der Stadt ein unterirdischer Gang nach Müntenhof führe, von wo man die Stadt mit Proviant versorge. Sogleich schickte nun der russische Fürst eine Menge Kriegsleute nach Müntenhof, um dies Gut zu bewachen und zu verhindern, daß irgend etwas in die Stadt gebracht werde. Jetzt entstand in Weißenstein große Not; die Lebensmittel gingen zu Ende und neue konnte man nicht mehr erlangen, weil die Feinde vor der Öffnung des Ganges standen. Da beschloß der Kommandant endlich, sich zu ergeben. Doch wollte er seinen großen Schatz den Russen nicht überlassen, sondern vergrub alles. Als nun Schloß und Stadt in der Russen Hände fielen, war deren erstes Verlangen, den Ort zu wissen, wo des Hauptmanns Schatz versteckt sei. Dieser aber gestand es nicht ein. Da er es gutwillig nicht that, so wollte man ihn dazu zwingen: Man steckte ihn in einen großen Kessel mit Öl und erhitzte dieses dann; aber so schreckliche Schmerzen der Hauptmann auch erdulden mußte, er gestand den Russen doch nicht ein, wo er sein Gold und Silber vergraben hatte. Und noch heute ruht der Schatz in der

Erde. Alljährlich aber in der Neujahrsnacht erscheint eine weiße Gestalt und fordert die Menschen, die zufällig in der Nähe weilen, auf, den Schatz aus der Erde zu heben. Aber noch niemand hat den Mut gehabt, der Aufforderung Folge zu leisten. Viele haben wohl gelegentlich nachgegraben, doch des Schloßhauptmannes Schatz hat noch keiner gefunden.

Eisen, Esiwanemate warandus, S. 75 ff. — Ganz kurz wird der Schatz auch erwähnt Stavenhagen, Alb. balt. Ans. III, Weißenstein S. 4. — W. wurde 1560 acht Wochen lang vergeblich von den Russen belagert, und von Caspar von Oldenbockum rühmlich verteidigt. Erobert wird es 1573 und der Statthalter Hans Boje nebst vielen anderen, wie Russow erzählt, lebendig an einen Spieß gebunden und zu Tode gebraten. — Vgl. Nr. 258 Anm.

263. Die Zerstörung der Burg von Alt-Pebalg.

Ein schrecklicher Krieg brach über Livland herein; in unzähligen Schaaren erschienen die Feinde bei der Burg von Alt-Pebalg und wollten die Mauern durchbrechen, — doch umsonst; denn jede Kugel, welche die Mauern traf, prallte von ihnen zurück. Lange mühten sich so die Feinde vergeblich ab und zuletzt wurden sie überdies noch von den Burgbewohnern wegen ihrer Ungeschicklichkeit verlacht. Da träumte in einer Nacht der feindliche Feldherr, es gäbe eine Stelle in der Mauer, die man doch durchbrechen könne. Am nächsten Morgen versuchte man es an der betreffenden Stelle, und in der That, gleich die erste Kugel durchbohrte die Mauer. Als die Belagerten solches sahen, stürzten sie sich ins Wasser und wollten sich durch Schwimmen retten, doch ertranken sie allesamt. Die Feinde zogen die Leichen nunmehr ans Land, brachten voll Freude in ihren Mützen Sand herbei und schütteten diesen auf die Leichen, wodurch ein Berg entstand, der noch heute zu sehen ist und sich eine Viertel-Werst von der Burgruine befindet. Nachdem sie die Burg zerstört, suchten die Feinde nach Kostbarkeiten, doch fanden sie selbige nicht, da ein Drache im Burgkeller sie bis auf den heutigen Tag bewacht, welcher Unhold noch heute die Schatzgräber töten soll.

Lerch-Puschkaitis V, 386. — N. K(rimberg) im Rigaer Tagebl. 1896, Nr. 176. — Die Burg Alt-Pebalg, 1345 von Bischof Friedrich gegründet, wurde von Iwan Grosnyj 1575 zerstört, doch hat sie

nicht blos im Russen-, sondern auch im Schwedenkriege schwere Zeiten durchleben müssen, wie solches die auf einer Halbinsel sich befindenden Schweden- und Russengräber dokumentieren. Im Russenkriege soll der Prediger von Alt-Pebalg die heiligen Geräte und seine eigenen Wertsachen im nahen See versenkt haben, wo sie noch heute ruhen sollen.

---

264. Wie Seßwegen erobert wurde.

Wo jetzt die Kirche von Seßwegen in Livland steht, erhob sich in früheren Zeiten eine Burg. Das Russenheer konnte diese Burg einst nicht einnehmen, da man nicht wußte, an welcher Stelle sich die Pforte befinde. Eines Morgens trugen die russischen Soldaten beim Seßwegenflüßchen mit Ranzen und Säckchen runde und viereckige Hügel zusammen, die noch jetzt zu sehen sind. Hier stellten sie die Kanonen auf und begannen die Burg zu beschießen, von Westen her schossen sie jedoch vom Karatberge aus. Eigentlich bestand die Burg aus zwei Teilen, der oberen und der unteren Burg. In die untere gelangten die Russen durch die Wasserleitung; in die obere aber, die sich auf einem Berge aus hartem rotem Lehm erhob, konnte niemand hinein und so gelang es auch nicht, sie einzunehmen. Hier hatte man dazu auch genügend Proviant und einen Brunnen, so daß es den Belagerten an nichts fehlte. Endlich, als das russische Heer so gar keinen Erfolg hatte, brach es auf und zog längs dem Karatberge ab in die Rigasche Gegend. Als die Leute in der Burg das sahen, freuten sie sich sehr und schickten ein Mädchen zum Soldatenbrunnen beim Schlakaskruge nach Wasser. Unglücklicher Weise aber schlief noch ein Soldat, der zurückgeblieben war, auf dem Karatberge; dieser bemerkte beim Erwachen, wie sich in der Burgmauer eine Steinthür geöffnet hatte, aus der das Mädchen mit ihrer Wassereimertragstange heraustrat und nach Wasser ging. Der Soldat betrachtete sich alles genau, merkte sich die Stelle und lief seinem Heere nach, das er beim Urdanflüßchen in dem Augenblick erreichte, als man die Kanonen das steile Ufer hinaufziehen wollte. Der Soldat meldete seinem Obersten, was er gesehen habe. Zwar wollte der Oberst es nicht glauben, schickte aber endlich doch eine Reiterabteilung mit dem Soldaten hin, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Als der Oberst selbst bei der Burg ankam, war die Pforte bereits erbrochen und ohne Widerstand konnte das Heer in die Burg einziehen. Auch das Mädchen fand man, das Wasser getragen hatte; man brachte

sie zum Kriegsheer, damit ihr nichts Schlimmes widerfahren möge. Die Burg aber wurde von Grund aus zerstört, so daß kein Stein auf dem andern blieb.

Später wurde aus den Trümmern der Burg eine Kirche erbaut und dicht um die Mauer Bäume gepflanzt. Die grünen noch jetzt, aber an Stelle jener alten Kirche ist schon längst eine neue erbaut worden. Dort wo die Toten begraben wurden, hatte man große Gräber aufgeschüttet, die man noch heute, nördlich von der Kirche, sehen kann.*) — Jenes Seßwegensche Mädchen heiratete der Oberst, dem der Kaiser zur Belohnung für die Eroberung der Burg Kerstenbehm schenkte, dessen Grenzen sich längs dem Augulbache bis dicht an die untere Burg erstreckten. Von Paschu wurden die Wälder zu Kerstenbehm zugeschlagen, vom Schurklagesinde die Wiesen. So also war die Burg in den Besitz des Obersten gelangt, der als gottesfürchtiger Mann daselbst die genannte Kirche erbauen ließ. Nach einigen Jahren nahm die Krone Kerstenbehm wieder zurück; die bisherigen Besitzer wußten es jedoch so einzurichten, daß sie die Wälder und Wiesen und den größten Teil des Ackerlandes behielten und daß so nur ein kleiner Teil bis zum Urdanflüßchen der Krone als zu Kerstenbehm gehörig zurückgegeben wurde. So kam es, daß Kerstenbehm bis heute keinen Wald besitzt.

Jelgawas beedr. Rakstu krajums, IV 1. — Seßwegen wurde 1577 von den Russen erobert und zerstört.

265. Die Karmunkar.

Die Karmunkar waren furchtbare Räuber mit Hundegesichtern und Hundsaugen und plünderten überall an den Küsten; besonders gern raubten und fraßen sie Christenmenschen. So hatten sie auch einmal drei Mädchen von Worms geraubt, von denen eins aus Rälby war, ein anderes namens Kersti aus Barby aus dem Gesinde Linnanas. Sie wurden weit weggeführt und dann dem Anführer der Karmunkar übergeben, der sie auf seiner Burg in ein Gefängnis einsperrte und mit Milch und Nußkernen fütterte, damit sie fett und schmackhaft werden möchten. Eines Tages war der alte Karmunk ausgeritten und seine Frau sagte zu den Mädchen:

*) Von den Kellern der unteren Burg, deren Spuren im jetzigen Gutsgarten sein sollen, wird erzählt, daß da allerlei alte Waffen und Gerätschaften sein sollen; doch sei es nicht gelungen, sie herauszuholen.

„Heute bringe ich euch zum letzten Male etwas zu essen; denn morgen werdet ihr geschlachtet." Die Mädchen erschraken, aber sie hatten sich eine kleine Schaufel zu verschaffen gewußt und schon angefangen, mit dieser unter den Balken des Hauses hindurch ein Loch zu graben. Dies erweiterten sie nun schnell, so daß gegen Morgen zwei von ihnen hindurch kriechen und sich in Freiheit setzen konnten; Kersti aber, die sehr dick war, blieb in der Öffnung stecken. Als nun die Frau hereinkam und die Flucht der beiden Gefangenen entdeckte, wurde sie sehr böse und machte gleich Anstalt, die Dicke zu braten. Sie befahl ihr, nachdem das Brot aus dem Backofen genommen war, sich auf das Brotbrett zu setzen, damit sie sie in den Ofen schieben könne. Kersti aber stellte sich dumm und bat die Frau, ihr zu zeigen, wie sie es machen sollte. Diese that es und Kersti schob sie geschwind in den Ofen und riegelte ihn zu. Dann entfloh sie, nahm aber ein Külmit Salz mit, womit sie ihre Fußstapfen bestreute, damit die Hunde ihre Spur nicht wittern könnten. Dann verbarg sie sich in der Nähe der Burg unter einer Brücke und wartete voller Angst den Ausgang ab. Bald nachher kam der Karmunk nach Hause, roch den Bratengeruch und freute sich in der Aussicht auf einen schönen Bissen; doch merkte er gleich, daß seine Frau nicht da war, und der Geruch kam ihm wie der von seiner Frau vor, so daß er ausrief: „Das ist meiner Mutter Duft!" Schnell setzte er nun den Flüchtigen nach, ging mit seinen Hunden über die Brücke, unter der Kersti saß, aber bemerkte sie nicht. So zog sie denn weiter und kam nach vielen Irrfahrten zurück nach Worms. Als sie an den Strand kam, jubelte sie laut; ihr Bruder, der in der Nähe das Vieh weidete, hörte ihre Stimme und rief hocherfreut: „Unsere Kersti ist da!" Auch die beiden anderen Mädchen kamen bald nachher glücklich nach Hause.

Rußwurm, Eibof. § 393, 7. — Ders. Sagen aus der Wiek S. 99; vgl. Anm. S. XII. (Aus Worms schwed.) — Lettisch ganz ähnlich (auch mit den Anklängen an das Märchen von Hänsel und Gretel) von den sumpurni=Hundeschnauzen, statt der Karmunkar: Jelgawas beedr. Rakstu krajums II 14; IV 62. — Lerch-Puschkaitis V 36, 1; VI 24, 1, II. — Brihwsemneeks S. 105. — Andrejanoff, Lett. Märchen, S. 19 ff. Hier versteckt sich die Fliehende auf einen Baum, weil man sich nur so vor den Spürnasen der Sumpurni verbergen kann; aber ihr Bild spiegelte sich im Wasser; die sumpurni glauben, das sei die Gesuchte, und trinken das Wasser so lange, bis sie platzen. — Die Karmunkar (später wohl auch mit den „Kalmucken" in Verbindung gebracht) sind die munkar, Mönche, estn. munga rahwas. Vgl. oben Nr. 112, 254 und Inland 1851, Sp. 413, sowie die Anm. bei Rußwurm, Eibof. § 393, 11. Manche Züge

mögen aus histor. Zeit von Seeräubern u. s. w. entlehnt sein. — Zu den Hundeschnauzen vgl. Nr. 266, 267. —

266. Die Hundeschnauzen.

Die Sage berichtet von Menschen mit Hundeschnauzen, die man ehemals in Estland gesehen habe. Sie wurden in Ketten vorbeigeschleppt und ließ man sie los, so fielen sie über jedermann her.

Pabst im Inland 1851, Sp. 416 (mündlich aus Reval). — Estn. heißen sie koerakoonlased, lett. sumpurni. Es ist zunächst mytholog. Vorstellung: sie sind die letzten Wächter, die den Reisenden nicht gestatten, bis ans Ende der Welt zu reisen, vgl. Kalewipoeg, Gesang XVI v. 904 ff. und Blumberg, Quellen u. Realien S. 35. Später mit Seeräubern, vgl. Nr. 254, mit Tataren oder Kalmücken, die als Feinde ins Land fielen, in Verbindung gebracht. Vgl. unten Nr. 267 auch 268, 285.

267. Die Hundeschnauzen.

In den estnischen Sagen ist sehr oft von den „koerakoonud", „koerakoonlased" oder „peninukid" die Rede*). Das sind Menschen mit Hundegesichtern und -schnauzen. Von ihnen wird erzählt, daß sie in alten Zeiten nach den Kriegen Land und Volk verwüsteten und vernichteten, daß sie die geflohenen Menschen aus den tiefsten Verstecken aufspürten und in schrecklicher Weise töteten. Manchmal führte der Feind solche Ungetüme an Ketten mit sich und ließ sie hier los, damit alle Leute gefangen und getötet würden. Die koerakoonud konnten mit ihren Hundeschnauzen die Flüchtlinge überall aufspüren und der Verfolgte konnte sich vor seinem schrecklichen Feinde nur dadurch retten, daß er auf einen Baum kletterte, wodurch seine Spuren aufhörten, oder dadurch, daß er durch Wasser watete, wodurch seine Spuren auch verwischt wurden. Besonders war der Faulbaum geeignet, sich auf ihm zu retten; denn dieser Baum und der Mensch haben einerlei Geruch. Wenn sich ein Mensch auf einen Faulbaum flüchtete, dann umkreiste ihn der koerakoonud, schnupperte und sagte: „Ist das nun der Geruch eines Menschen oder der des Faulbaums?" und erwischte den Menschen nicht. Einmal verfolgte eine Hundeschnauze einen Menschen, der auf einem in einer Wasserpfütze stehenden Faulbaume Zuflucht suchte.

*) Im Hallistschen heißt peni Hund und nuk Schnauze.

Die Hundeschnauze folgte ihm bis an den Rand des Wassers, und erblickte den Schatten des Menschen auf dem Baume, der sich im Wasser wiederspiegelte. Da fing sie an, das Wasser zu trinken, um den Menschen aus dem Wasser zu erfassen. Aber bevor sie die Pfütze ausgetrunken hatte, platzte sie. Eine andere Art Peiniger waren die „pargi- oder pardiajajad", die Ententreiber. Sie erschienen immer nach den Kriegen und beraubten das Land und peinigten das Volk. Sie hatten aber keine Hundegesichter, sondern waren wie natürliche Menschen, doch hatten sie einen sehr scharfen Geruchssinn, wie die Hunde, so daß sie entflohene Menschen nach dem Geruch der Spuren aufsuchten, beraubten und erwürgten. Besonders schrecklich waren die russischen Weiber in Männerkleidern, die die Einwohner des Landes töteten und beraubten. Einige von ihnen fielen aber in die Hände der Esten und wurden erschlagen; dann erst erkannte man, daß es Frauen waren. Sie wurden im Dörptschen „Sissi" genannt.

J. Jung, Sakala maa („Kodu-maalt Nr. 7, Dorp. 1878) S. 59 ff. — Vgl. Nr. 265, 266, 268, 284, 285.

268. Die Zufluchtshöhlen.

In alter Zeit, erzählen die Esten, wurden an vielen Orten unterirdische Zufluchtsstätten errichtet, die Kinder, Greise und wehrlose Weiber bewohnten, während die streitbaren Männer gegen den Feind im Kriege abwesend waren. Solche Schlupfwinkel wurden am liebsten in Sandbergen ausgegraben, in der Nähe von Flüssen und Seen angelegt, mit denen sie in verborgener Kommunikation standen. Zuweilen befanden sie sich auch in der Nähe des Meeres, in Gegenden mit trinkbaren Wasserquellen. Die Nachbarschaft der Flüsse hatte einen doppelten Zweck. Sie sollte nämlich nicht bloß die Höhlenbewohner mit dem nötigen Wasser versorgen, sondern hauptsächlich beim Bau der Höhle wesentliche Dienste verrichten. Denn der aus den unterirdischen Gängen ausgegrabene Sand wurde zum Flusse oder See getragen, wo er ausgeschüttet oder erst eine Strecke weit geflößt und dann den Wellen überlassen blieb. Diese Vorsicht war notwendig, um jede Spur zu verwischen, die dem Feinde den Aufenthalt der Flüchtlinge hätte verraten können. Die Ausgrabungen selbst wurden im Schoße des tiefsten Friedens ausgeführt und es mußten alle Arbeitsfähigen, selbst Kinder und Greise mitwirken. So sollen zuweilen ganze Distrikte an solchen Höhlen

gemeinschaftlich gearbeitet haben; auch stellte man nach allen Richtungen Vorposten aus, damit keine feindlichen Kundschafter die Arbeiter überraschten. Außer dem verborgenen Wege zum Wasser wurden die Eingänge von außen mit aller Sorgfalt vermacht, ja selbst die in der Nähe befindlichen Wohnungen den Flammen geopfert, damit kein Gegenstand die Aufmerksamkeit des feindlich gesinnten Fremdlings hier lange fesseln sollte. Niemand durfte in dem unterirdischen Asyl Feuer anmachen; die Übertretung dieses Gesetzes wurde mit dem Tode bestraft. — Später aber vermochten die unterirdischen Behausungen keinen Schutz mehr zu gewähren, weil der Feind von der Existenz solcher Schlupfwinkel unterrichtet, Spürhunde mit sich führte, die die Flüchtlinge aus den verborgensten Höhlen hervorsuchten.

F. Kreutzwald (aus dem Munde des Volks) im Inland 1844, Sp. 699 im Anschluß an die Erörterung über eine Höhle bei Dorpat. Vgl. dazu Sp. 812 ff. u. 814, wo E. Ahrens Kreutzwalds Auffassung des estn. Ausdrucks „koerakoonlased", Menschen mit Hundeschnauzen = Hundeführer bekämpft. Vgl. dazu Inland 1837, Sp. 134; 1851, Sp. 416 und oben Nr. 265, 266, 267, 285. — Über die interessante Höhle bei Wendau im Dorp. Kreise, die 1702 aufgefunden wurde (Weber, Veränd. Rußl. II, 167), vgl. die Beschreibung bei Kelch, Chron. Contin. S. 312; Friebe, Phys. u. oec. Bemerk. S. 17; Hupel, Rig. u. Rev. Statthalt. S. 462. —

269. Die Tataren bei Saulep.

In einem Kriege zogen die Tataren durchs Land, plünderten und mordeten und begingen unzählige Greuel. Eine Abteilung von ihnen kam auch nach Saulep, wo sie viele Menschen in ein Haus zusammentrieben und dieses dann anzündeten. An dem Mühlbache saßen mehrere estnische Weiber, die sich gebadet hatten und auf einem Balken sitzend sich wieder ankleideten. Die Tataren schlichen sich näher heran und schossen sie von hinten tot. Ein solcher tatarischer Räuber kam auch in ein Bauernhaus, in dem nur ein Weib mit ihrem Kinde zurückgeblieben war, da die übrigen Bewohner sich sämtlich in den Wald geflüchtet hatten. Die Mutter kletterte in ihrer Todesangst auf den Ofen, das Kind, das eben etwas sprechen konnte, blieb in der Wiege liegen und fing an zu schreien. Der Räuber ergriff es und wollte es eben in den brennenden Ofen werfen, als die verzweifelte Mutter einen großen Stein vom Ofen ergriff und ihn dem Räuber so glücklich an den

Kopf warf, daß er bewußtlos niederstürzte. Schnell sprang sie herab und tötete ihn vollends mit einigen Steinwürfen. Als man den Toten untersuchte, fand man in seinem Gürtel eine Menge Gold und Silber, wodurch die arme Familie aus aller Not errettet und wohlhabend wurde.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 70.

270. Die Polen bei Wichterpal.

Als die Feinde einst in die Gegend von Wichterpal in Estland vorrückten, wohnten zwei Brüder, der eine reich, der andere arm, im Walde an einer Stelle, die jetzt Galheim heißt. Der Reiche stieg auf einen hohen Tannenbaum und sah, daß die Polen schon bei Pädas angekommen seien, daher führte er seine Sachen in den Wald; der andere aber gab sich nicht die Mühe, sondern setzte nur seinen Hahn unter ein Külmit, damit man ihn nicht hören sollte, und lief weg. Die Feinde, die den Hahn doch krähen hörten, fanden und plünderten die Häuser, verbrannten sie und führten das Geraubte weg. Der Reiche flüchtete auf die Landspitze Kolwik bei Kibbro, fand hier eine alte weiße Stute der Reiter und ließ sich an demselben Orte nieder.

Rußwurm, Eibofolke § 190. — Pädas wurde 1575 von den Polen oder Russen zerstört.

271. Der Polenfürst.

Zur Zeit, als ein König in unserem Lande herrschte, ich glaube es war der König von Schweden, zog ein polnischer Fürst mit seinen Soldaten durchs Land und plünderte überall in den Dörfern. Wenn die Bauern nicht gestehen wollten, wohin sie ihr Geld vergraben hatten, ließ er sie binden und aufs grausamste peinigen, um sie zum Bekenntnis zu zwingen. Sie wurden mit Kohlen gebrannt, andern schnitt man die Haut von den Fingern bis zur Schulter auf und zog sie ihnen in einzelnen Riemen ab, wie man sie braucht, um den Ochsen das Joch an die Hörner zu binden. Zwar flüchteten die Einwohner in die dichtesten Wälder und verbargen sich in Löchern unter der Erde, doch ahmten die Polen die Stimme der Eingeborenen nach und riefen: „Kommt hervor, Gret, Hans, Anno! die Polen sind fort!“ Wer dadurch sich täuschen ließ und

zum Vorschein kam, wurde ergriffen und gequält oder gefangen fortgeführt. Der Fürst nun fuhr hin und her durchs Land in einem großen Wagen mit vier Pferden bespannt, und daran hing eine Glocke, die einer Kirchenglocke glich, so daß man schon von weitem ihren dumpfen Ton klong, klong! hören konnte und eiligst davor floh. Gekleidet war er in einen großen Mantel, der so wie man jetzt zuweilen Silberrubel um den Hals trägt, über und über mit großen Geldmünzen besetzt war, die wie Fischschuppen über einander lagen; auch seine Mütze war auf ähnliche Weise geschmückt, so daß eine auf ihn abgeschossene Flintenkugel ohne Erfolg zurückprallte. Daher waren vielfache Versuche, ihn umzubringen, vergeblich, bis es zwei Schützen, die ihm lange aufgelauert hatten, gelang, ihn mit einer Büchse, aus welcher die Kugel mit einem leisen Pfiff hervorgeht, vorn an der Kehle zu treffen, wo der Mantel etwas offen stand. Der Fürst sank tot nieder, die Schützen bemächtigten sich seines Mantels und seiner Schätze; dann schnitten sie ihm den Kopf ab und einer brachte denselben nebst dem Mantel ihrem Könige, der letzteren noch aufbewahren läßt. Die Polen begruben ihren Fürsten unter einem großen Steine auf einem Hügel zwischen Hohenholm und Orrenhof und hieben ein Kreuz hinein. Noch jetzt wird dieser Stein benutzt, um sich von Flechten und anderen Krankheiten zu befreien, indem man ein Geldstück dreimal um den Kopf schwingt und es auf dem Steine liegen läßt oder mit einem Badequast erst das Kreuz und dann die kranke Stelle betupft.

Rußwurm, Sagen a. der Wiek, S. 31. Aus Hohenholm estn. Ähnlich ebenda S. 30 aus Pönal und Taibel estn. Vgl. Eibofolke § 127.

---

272. Pontus De la Gardie's Zug nach Wesenberg.

Einst gab es in Estland eine wirre Zeit und langen Krieg; das arme Landvolk barg sich in Wäldern und Sümpfen und unterirdischen Höhlen. In Wesenberg aber saßen die Russen, die man nicht vertreiben konnte, da sie den Feind immer schon von weitem herankommen sahen. Da kam ein Riese her, um sie zu vertreiben, das war Jaak Lagadis. Er kam von Finnland über das Meer herüber. Es war gerade Winter, aber das Meer noch offen, nur hier und da schwamm schon eine Scholle Eis. Auf einer dieser

Schollen schiffte der Riese sich ein, seine ganze Mannschaft aber steckte er in einen Sack, den er unter seinen Kopf legte; seinen Mantel spannte er wie ein Segel aus und kam so an die Küste Estlands. Es wehte gerade ein starker Schneesturm; der Riese aber öffnete seinen Sack und blies seine Mannschaft hinaus; alle waren in Federn verwandelt und von den Schneeflocken garnicht zu unterscheiden. So führte er sie nach Wesenberg und überrumpelte die Russen, die an keinen Überfall dachten. Das that Jaak Lagadis, den die Deutschen anders nennen, aber es ist derselbe riesige Schwedenhauptmann, der hier vor vielen hundert Jahren gelebt hat.

Inland 1851, Sp. 579 in Versen von H. Bl(indner) [-Busse].

---

273. Pontus De la Gardie.

Vor mehreren hundert Jahren fielen zwischen Schweden und Rußland blutige Kriege vor, in denen letzteres durch seine Übermacht immer die Oberhand behielt. Als aber endlich die Schweden zu einer Zeit, wo diese es am wenigsten erwarteten, einen neuen Heerführer, namens Pontus, bekamen, der mit den Geistern in geheimem Bunde stand und unglaubliche Wunder verrichtete, da nahm plötzlich die Sache der Schweden eine günstigere Wendung. Rasch durchflog dieser Feldherr Gebirge, Thäler und Moräste und verbreitete Schrecken durch seine Ankunft, denn er verheerte und zerstörte alles, wohin er kam. Einst hatte sich dieser Verheerer unter einer roten Fichte zur Ruhe niedergelegt, als ihm während des Schlafes plötzlich ein großer Baum über dem Nacken wuchs, sodaß er beim Erwachen nur mit vieler Mühe von der Erde aufstehen konnte. Diesen Zufall sah er als eine Strafe Gottes an; er versammelte daher sogleich alle seine Krieger, setzte seinen Zug weiter fort und ist seit dieser Zeit nicht mehr erschienen. Vor diesem hatte man ihn oft auf dem sogenannten Pontus-Berge*) gesehen wo er in den Thälern dieses Berges blutige Schlachten lieferte.

Hipping, P. De la Gardie, od. Nachforsch. über e. in der Gegend um St. Petersburg bekannte Volkssage (Pbg. 1819) S. 3. — 31. Sitz. d. Alt: Ges. in Narva (1868) S. 6. —

*) Bei Toxowa in Ingermannland.

---

274. Der Gerblederverkäufer.

In alter Zeit erblickte man am Laaksberge bei Reval in mondhellen Nächten oftmals einen gepanzerten Mann auf hohem weißem Rosse, der ein Bündel gegerbten Leders unter dem Arme trug, das er den Wanderern, auf die er stieß, zum Kauf anbot. Aber niemand mochte die angebotene Waare kaufen, weil ein widriger Geruch wie von Menschen daran haftete, der die Käufer abschreckte. Eines Nachts kam ein kleiner alter Mann mit einem Ziegenbarte des Weges und fragte: „Was für einen Preis verlangst du für deine Felle, Brüderchen?" Der Gepanzerte erwiderte: „Die Ruhe im Grabe, die mir bis jetzt nicht gegönnt war." Der Alte forschte weiter, um welcher Schuld willen der stattliche Reiter die Grabesruhe nicht finde und wer ihn zwinge, hier allnächtlich umherzureiten. Der Gepanzerte gab zur Antwort: „Ich war zu meiner Zeit ein berühmter Kriegsmann mit Namen Pontus*); ich ließ den im Kriege Gefallenen die Häute abziehen, sie gerben und dann statt tierischer Felle verwenden, so daß in meinem Hause keine anderen Ledersachen zu finden waren als solche, die aus gegerbter Menschenhaut gemacht waren. Die Stiefel, die ich anhabe, Wams und Hosen, die ich unter dem Panzer trage, ebenso der Sattel, die Zügel und alles andere Riemenwerk, was du hier siehst, sind aus gegerbten Menschenhäuten gemacht. Vor meinem Tode blieb noch eine Menge von dem gegerbten Leder übrig, weil ich ja nun keinerlei Ledergerät mehr brauchen konnte. Als ich an die Pforten jener Welt kam und eben eintreten wollte, rief der Thorwächter: ‚Halt, dich darf ich nicht eher einlassen, als bis du das noch unverarbeitete Menschenleder verkauft hast und da es dir nicht gestattet ist, bei Tage das Grab zu verlassen, so mußt du dir bei nächtlicher Weile Käufer suchen. Reite drum immer von Mitternacht bis zum Hahnenschrei in der Nähe des Laaksberges umher, bis du jemanden findest, der dir die gegerbten Häute abnimmt.' Obgleich ich nun schon zwei Generationen hindurch den Leuten meine Waare angeboten habe, so wollte sie doch niemand kaufen, weil ihr ein widriger Geruch wie von Menschen anhafte." „Nun", erwiderte der Alte, „um dieses Fehlers willen werde ich deine Waare nicht verschmähen. Wenn du dafür keinen höheren Preis forderst, als die Erlösung von dem nächtlichen Reiten, so wollen wir den Handel durch Handschlag festmachen. Steige vom Pferde und komm mit

*) Pontus De la Gardie.

mir." Pontus freute sich, daß er einen Käufer gefunden hatte, nahm sein Bündel und ging mit dem Alten. Aber der Käufer brachte ihn geradewegs in die Hölle. Als der Alte an die Schwelle kam, nahm er seine wahre Gestalt an — Hörner am Kopfe und einen Schwanz hinten — stieß den Pontus hinein und rief mit greulicher Stimme: „Ihr von Pontus geschundenen Männer, tretet her!" Da kamen scharenweis Männer ohne Haut heran, die sämtlich die Hülle für ihr blutiges Fleisch zurückforderten. Der alte Höllenwirt aber sagte zähnefletschend: „Zieht ihm die Haut vom Leibe und reckt sie alle Tage so lang aus, bis ihr genug habt, um euer Fleisch und Bein damit zu bedecken."

Kreutzwald, Eestirahwa ennem. jutud., S. 337. — Kreutzwald-Loewe, Estn. Märchen II, 153.

275. Der Teufel zu Bersohn.

Anno 1598 hat ein Mann den Teufel auf dem Schloß Bersohn in Gestalt des abwesenden Ritterschaftshauptmanns Johann von Tiesenhausen und in seinem besten Habit augenscheinlich spazieren gehen gesehen. Was sind da für greuliche Mißgestalten und Gebärden erlebet.

Nyenstedt, Chron., S. 126. Darnach Inland 1851, S. 382 durch E. Pabst. Vgl. Fabricius S. 158, 160.

276. Die Freibauern auf Mohn.

Auf Mohn wohnen in einem Dorfe drei Bauern, die nur die Post über den kleinen Sund bringen müssen, dafür aber von aller Hofsarbeit frei sind. Der Urahn dieser Bauern war der Begleiter eines Königs und folgte ihm auch einst in eine heftige Schlacht, in der das Pferd des Königs fiel und er selbst in die augenscheinlichste Gefahr geriet, gefangen zu werden. Schnell drängte sich sein treuer Diener durch die Feinde, half dem König auf sein eigenes Pferd und machte ihm eine Bahn, damit er wieder zu den Seinigen gelangen könne. Er selbst aber sank, von Wunden überdeckt, für seinen Herrn den Heldentod erduldend, nach langem tapferem Wider-

stand entseelt zu Boden. Zum Dank befreite der König seine Nachkommen auf ewige Zeiten von der Hofsarbeit.

Rußwurm, Sagen aus der Wiek, S. 44; aus Mohn u. Sauley estn. Nach andern habe ihnen der ursprüngliche Herr des Landes, Arnz, diese Freiheit gegeben. Einen Freibrief gab ihnen in Wirklichkeit Walter v. Plettenberg. — In der Schlacht bei Kirchholm 1604 opferte sich Heinr. Wrede für Karl IX. auf.

---

277. Jacob De la Gardie.

Der schwedische Feldherr Jacob De la Gardie, Besitzer des Schlosses zu Hapsal, war in allen seinen Unternehmungen glücklich, aber er that alles mit großer Langsamkeit, Ruhe und Bedachtsamkeit, daher ihn die Esten „laisk Jaako“, den faulen Jacob nannten. Als er einst in der Badstube war, meldete ihm sein Adjutant, daß ein unzähliges feindliches Heer im Anmarsch sei. Er legte sich ruhig auf die andere Seite und sagte: „Die müssen warten, bis ich fertig bin!“ und ohne sich zu übereilen vollendete er sein Bad. Dann aber trat er dem Heere der Feinde entgegen, nahm ein Federkissen, öffnete es und ließ die Federn im Winde fliegen. Indem er rief: „Heraus, heraus, Roß und Mann!“ verwandelte sich jede Feder in einen Reiter zu Pferde, und so gelang es ihm leicht, der Feinde mächtig zu werden.

Ein anderes Mal fehlte es ihm wieder an Truppen und sein Bundesgenosse, der Teufel, mußte auf das Dach einer Kirche — zu Hapsal, zu Worms oder zu Reval — steigen und Späne herabhauen. Indem er bei jedem Hiebe rief: „Häst och man (Pferd und Mann)!“ verwandelte sich jeder Span in einen Reiter und so gewann er den Sieg. Um sich von der unbequemen Verbindung mit dem Teufel zu lösen, erbaute er die schöne Jacobskirche in Stockholm und betete lange am Altar. Während dieser Zeit hörte man deutlich das Rasseln eines Wagens und sah Funken aus dem Steinpflaster hervorbrechen. Wahrscheinlich war dies der Teufel, der sich ärgerte, daß ihm sein Opfer entgangen sei.

Als der Teufel schon einmal früher die Seele des alten Feldherrn zu holen kam, lag dieser noch im Bette und bat den bösen Feind, nur so lange mit ihm Geduld zu haben, bis er fertig angekleidet sei. Dies versprach jener, erklärte aber, länger auf keinen Fall warten zu wollen, da er schon öfter durch nichtige Vorwände hingehalten worden sei. „Gut,“ antwortete Jakob, „aber nun werde

ich mich wohl hüten, jemals fertig angekleidet zu sein!" Daher fehlte ihm immer etwas an seiner Kleidung, ein Strumpfband, ein Halstuch oder ein Stiefel, und so oft der Teufel den Versuch machte, ihn davon zu führen, mußte er immer unverrichteter Sache weichen, bis endlich durch Gottes Gnade und die Erbauung der Kirche der greise Feldhauptmann von seiner eingegangenen Verpflichtung befreit wurde.

Dalin, Gesch. Schwedens II, 625 erwähnt eine ähnliche Sage von Knut Posse. — Afzelius, Sv. folkets sago-häfder (Stockh. 1839) IV, 38. — Varelius, Beitr. z. Kenntnis Finnlands (Pbg. 1849) S. 79. — Inland 1850, Sp. 678. — Rußwurm, Eibofolke § 391, 6, 7, 8. (Worms, Nuckö und Finnland, schwed.) — Ders. Sagen a. Hapsal, S. 4. — Ders. Sagen a. der Wiek, S. 73. — Ders. Schloß Hapsal S. 81.

278. Der Majoratsherr von Nurmhusen.

Lebrecht von Fircks, Majoratsherr der Nurmhusenschen Güter, hatte — man weiß nicht, warum — einen bittern Haß auf die Krone Polen geworfen und suchte ihr deshalb, wo er nur konnte, zu schaden. Dieser Haß trieb ihn an, überall, wo es nur möglich war, die schwedische Krone zu unterstützen. Er wurde völliger Parteigänger und schonte seines Geldes und Gutes nicht, der einen Krone zu schaden, der anderen zu nützen. Jedoch mußte dies Alles aus leicht zu begreifenden Gründen sehr heimlich geschehen. — Aber so heimlich die Sache auch betrieben wurde, so fein die Fäden auch waren, woran der Polenfeind die Gewichte seines Hasses hängen wollte, sie wurde doch dem Auge des Rächers sichtbar, sie wurde doch ruchbar und öffentlich — die so geheim gehaltene Sache.

Der Hofesschmied Andreas, ein ebenso verschmitzter, als heimtückischer Mensch, dabei der höchsten Verstellungskunst fähig, besaß das ganze Vertrauen seines Herren. Dieser hatte ihn in früheren Zeiten einmal unrechtmäßigerweise bestrafen lassen. Der Herr hatte dieses längst vergessen, nicht so der Knecht. Dieser trug vielmehr das Andenken an seine Züchtigung in tiefster Seele mit sich umher und wartete mit eiserner, aber zitternder Geduld auf die sichere Rache. Die tiefe Ergebenheit, die er dem Majoratsherrn erheuchelte, war nur eine Beschleunigung derselben.

Diesen Menschen gebrauchte der Herr von Fircks als Boten in die Schwedischen Lager und an die schwedischen Herren, mit welchen er zum beabsichtigten Unheil Polens in Verbindung stand.

Es hatte sich dieser Mensch lange geübt, den rechten Augenblick geduldig zu erwarten und ihn dann auf das Vorteilhafteste zu benutzen, und so machte er es auch hier. Erst als die Frucht vollständig reif war, schüttelte er sie vom Baume und nun mit um so geringerer Mühe, je näher sie selbst der Vollendung war.

Gerade im rechten Moment zeigte er den ganzen Handel den polnischen Behörden an und brachte solche Dokumente bei, die keinen Zweifel weiter zuließen. Die gewaltsame Gefangennehmung des Majoratsherren war die unmittelbare Folge dieser Verräterei. In Warschau war man in Verlegenheit, was man mit dem Gefangenen anfangen sollte. Man fürchtete, in der Verurteilung des Einen den ganzen Adel gegen sich aufsätzig zu machen, was in jenen bedenklichen Zeiten für die Krone Polen sehr unangenehm gewesen wäre. Man glaubte sich nicht besser aus der Verlegenheit ziehen zu können, als wenn man den kurischen Adel selbst zum Richter über seinen Mitbruder machte.

Und dieser Weg wurde eingeschlagen.

Es versteht sich nun wohl von selbst, daß der Adel in diesem Handel nicht anders als nach dem strengsten Rechte verfahren konnte, denn die Sache war von allzu zarter Natur, als daß sie Krümmungen und Nebenwege zugelassen hätte und so wurde der Unglückliche zum Tode durch das Schwert verurteilt.

In einem Zimmer des Schlosses zu Nurmhusen ward an einem sonnigen Maimorgen in aller Frühe bloß in Gegenwart von den dazu verordneten Zeugen das Urteil vollzogen. —

Noch jetzt zeigt man in Gemauerthof den Stuhl, auf welchem der Verurteilte den Todesstreich empfing. Auch das Schwert soll dort noch vorhanden sein, das Leib und Seele trennte.

Inland 1852, Sp. 717.

---

279. Das Freigesinde Kuiwsapa.

Beim Gute Alt-Karrishof im Hallistschen Kirchspiel in Livland lag ein Gesinde namens Kuiwsapa, das außer einer ganz geringen Geldpacht von allen Lasten frei war. Die Hallistschen Bauern aber wußten darüber folgendes zu erzählen: König Karl XII. von Schweden verlor einst auf der Jagd unweit des Kuiwsapa-Gesindes im Morast einen Stiefel. Von dem damaligen Wirte des Gesindes erhielt er einen trockenen Stiefel und verbrachte die Nacht bei ihm. Aus Dankbarkeit verlieh er ihm das Gesinde für ewige

Zeiten in Erbpacht und zur Erinnerung an dieses Ereignis und den trockenen Stiefel ist das Gesinde „Kuiwsapa" genannt worden.

A. v. Dehn im Inland 1860, Sp. 258. Vgl. das. über das historische des Gesindes. — J. Jung, Sakkala maa (=Kodu=maalt. Nr. 7. Dorp. 1878) S. 69; hier verliert der König aber den Stiefel in der Schlacht. — Vgl. Nr. 280. —

---

280. Die Flucht des Königs.

Auf dem Lande des Kuiwsapa-Freigesindes bei Karrishof in Livland entstanden zwei weitere Gesinde, von denen das eine Hendriku Hansu- oder auch Sapa-Gesinde heißt. In diesem Gesinde befand sich noch 1878 ein Kriegerhelm, der wohl aus schwedischen Zeiten stammte und der, wie man sagt, dem schwedischen König oder einem großen Heerführer einst gehört hat. Früher wurden dort auch noch andere Sachen bewahrt: ein großer Degen, eine Lanze, eine große Streitaxt mit breiter Schneide und ein hölzernes, fadenstockartiges Gerät. Jetzt sind diese Sachen aber nicht mehr vorhanden und auch die Einwohner des Gesindes wissen über ihren Verbleib nichts, nur erzählen sie, daß das Fellinsche Ordnungsgericht in alten Zeiten alljährlich im Gesinde nachgesehen habe, ob über diesen Sachen das Hausdach heil sei. Die Sage weiß darüber folgendes: Als die Russen das schwedische Heer bei Tukalane schlugen, floh der schwedische Heerführer oder König und kam ins Pulli-Gesinde, an dessen Stelle jetzt das Gut Pollenhof liegt. Der Wirt des Gesindes führte den Flüchtling mit seinem Pferde sofort weiter nach Pernau zu bis zum Hindriku Hansu- (Sapa-) Gesinde am Hallistefluß. Da die Verfolger ihnen aber dicht auf den Fersen waren, so konnte der Wirt den Flüchtling nicht anders verstecken als im Ofen, worauf er Brennholz nachschob. Als die Verfolger anlangten und nach dem Flüchtling fragten, sagte der Wirt, daß er niemanden gesehen habe, und stellte sich an, als wolle er das Holz im Ofen anzünden. Die Verfolger suchten alles durch, doch fanden sie nichts und kehrten um. Nun holte der Wirt den König wieder aus dem Ofen hervor und brachte ihn, was sein Pferd laufen konnte, an den Pernauschen Strand, von wo der König in seine Heimat zurückkehrte. Gewiß sind damals der Helm und die Waffen des fliehenden Königs im Sapa-Gesinde zurückgeblieben. Für diese Rettung hat die schwedische Regierung das Pulli- und Sapa-Gesinde den Wirten zu ewigem Eigentum ge-

schenkt, worüber das Sapa-Gesinde noch jetzt alte Dokumente besitzt; das Pulli-Gesinde brannte einmal ab und damit auch die Schenkungsurkunde.

J. Jung, Sakala maa („Kodu-maalt Nr. 7, Dorp. 1878) S. 70 ff. — Vgl. Nr. 279.

281. Katk (die Pest) in Pölwe.

Zur Zeit des schwedischen Krieges*) machte Katk seine Rundreise durch das Land, um die Menschen zu töten. Auf seiner Fahrt kam er auch in das Dorf Himmast**). Die Einfahrt ins Dorf ist steil und, wenn man nicht vorsichtig ist, gefahrvoll und schon mancher hat daselbst sein Wagenrad oder seine Achse gebrochen. Dem eiligen Katk erging es nicht anders; er fuhr zu rasch, der Wagen fiel um und ein Rad zerbrach. In der Verlegenheit, nicht anders weiter zu kommen, mußte er die Hilfe der Menschen, die er zu verderben hinausgezogen war, in Anspruch nehmen und um ein neues Rad bitten. Der Wirt des nächstliegenden Gesindes gab ihm ein solches. Aus Dankbarkeit verschonte Katk nicht nur damals das Dorf, sondern er gelobte auch, nie in der Zukunft dasselbe heimzusuchen. Wie die alten Leute erzählen und glauben, so hat er auch sein Gelübde getreulich gehalten bis auf den heutigen Tag.

Von J. Hurt in Schriften d. gel. estn. Ges. II, 8. — Jannsen, Märchen u. Sagen II 153 (ohne Ortsangabe).

282. Der schwarze Tod auf Rogö.

Vorzeiten wütete in unserem Lande oftmals Katk, der schwarze Tod. Wohin er nur kam, da forderte er seine Opfer. Die Dörfer wurden leer und auf den Bauernhöfen starb die letzte Seele aus. Gar selten traf man noch auf einen Menschen im Lande.

Einst war der schwarze Tod wiederum erschienen. Überall hatte er seine Opfer verlangt, nur die Insel Rogö war noch verschont geblieben. Darum hoffte das Inselvolk sicher, daß auch in Zukunft das Meer sie vor dem Tode schützen werde.

Eines Tages waren Insulaner aufs Festland gezogen. Als sie nun heimkehren wollten und ihr Schifflein bereit hielten, sahen

*) Das ist der nordische Krieg.
**) An der Straße von Pölwe nach Rappin, 4 Werst von Pölwe.

sie plötzlich einen schwarzen Mann, der eine große Sense trug, eilends auf sich zukommen. Staunend blieben sie stehen, betrachteten den seltsamen Mann und stießen nicht vom Ufer ab. Aber kaum hatte er sie erreicht, so sprang er schweigend in das Schiff und stieß es ins Meer.

Schon von fern erspähten die Leute auf der Insel das Schiff der Heimkehrenden und nahmen voll Verwunderung den schwarzen Mann wahr, der unbeweglich am Steuer saß. Sobald nun das Schiff an der Insel gelandet, eilte das Volk hinzu, um die Schiffer zu empfangen und den schwarzen Mann zu sehen. Die Schiffer aber saßen stumm und starr im Fahrzeug und keiner von ihnen gab Antwort auf Gruß und Frage der Seinen. Da merkte das Volk, daß sie alle ohne Leben wären. Im selben Augenblick sprang der schwarze Mann aus dem Schiff. Kaum geschah das, da blieben die Leute auf dem Ufer wie Salzsäulen stehen, ein kalter Schauer überlief sie, — sie fielen hin und hauchten ihre Seelen aus. Das war der schwarze Tod, der vom Festland mit dem Schifflein hergekommen. Jetzt trat er an Rogös Land, um das Volk zu töten.

Von den Leuten am Ufer hatten nur wenige in schneller Flucht das Leben gerettet. Diese verkündeten auf der Insel die schreckliche Botschaft. Furcht und Entsetzen ergriff die Herzen aller. Aber bevor sie sich besinnen konnten, war schon der schwarze Tod mitten unter ihnen und mähte alles nieder, was vor ihm stand. Keiner, auf den er einmal blickte, fand Gnade vor ihm. Einige haben ihn selbst gesehen, andere nicht. Wer ihn aber sah, dem erstarrte im Schreck das Herz, bevor er nur einen Laut hervorbringen konnte.

Eines Abends zog ein heftiges Wetter auf. Ein altes Mütterchen saß allein in seiner Hütte und spann. Auf einmal that sich die Thür auf und im fahlen Licht des Wetterstrahls trat der schwarze Tod ein, die große Sense in der Rechten. Jetzt hat mein letztes Stündlein geschlagen! dachte die alte Frau. Schon fühlte sie, wie ihr das Blut zu erstarren begann. Da nahm sie alle Kraft zusammen und rief dem Manne laut entgegen: Sei gegrüßt in Gottes Namen!

Der schwarze Mann erschrak, blickte zur Seite und murmelte: Sei's damit genug! Augenblicklich ging er aus der Thür und schwand der Alten aus den Augen. Ihr Blut kam wieder in seinen Lauf und das Leben kehrte ihr zurück.

Als sie ins Freie trat, sah sie, wie der schwarze Mann mit seiner Sense in ein Boot stieg, vom Ufer stieß und das Fahrzeug

in die weite See steuerte. Je weiter er hinaus gelangte, um so ruhiger wurde das Unwetter und als das Boot verschwunden war, da war auch der Donner verstummt. Seitdem starb niemand mehr. Der Himmel war in seinem Grimm gekommen und hatte den Katk gemahnt, von seinem Werke abzulassen. Darum, als der Tod den mutigen Gruß des Mütterchens und den Namen Gottes vernahm, mußte er die Menschen fürder verschonen. Und seitdem hat man ihn nirgends mehr gesehen.

Gf. Rehbinder, Inland 1851, Sp. 12. — Pabst, Bunte Bilder II, 90 ff. — Rußwurm, Eibofolke § 395, 5, 18. — Rußwurm, Sagen a. Haspal, S. 28 (aus Worms, ganz ähnlich) Eisen, Esiwanemate warandus, S. 58 ff. — Jannsen, Märchen und Sagen II 150 ff.; vgl. das. Anm. S. 201. — Böhm, Deutsches Lesebuch f. mittl. Lehranst. 4. Aufl. I 121. — Vgl. auch Inland 1849, Sp. 785 ff. —

283. Katk auf Nuckö.

Einst war Katk auf der Insel Nuckö erschienen. Da sah man ihn als einen grauen Mann. In der einen Hand trug er ein Licht, in der andern einen Stab, im Arm ein Buch und auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut. Der graue Mann wanderte nachts von Hof zu Hof, schlug nach in seinem Buche, wer ihm zum Opfer bestimmt wäre und leuchtete solchen ins Gesicht, ob er auch den rechten getroffen. Wen er dann zu fordern hatte, den berührte er mit seinem Stabe. — Zu jener Zeit der Pest konnte eines Abends ein Bauer auf seinem Lager keinen Schlaf finden. Plötzlich hörte er die Thür knarren. Er hob den Kopf, schaute hin und nahm wahr, wie der graue Mann mit dem Licht eintrat, auf die Schläfer zuging und alle mit seinem Stabe berührte, worauf sie tief zu ächzen begannen. In der Wiege schlief ein kleines Kind, bei dem blieb der graue Mann stehen, blätterte in seinem Buche und wandte sich ab, ohne es zu berühren. Am andern Morgen in der Frühe lag das ganze Gesinde schwer krank darnieder, nur der Bauer selbst und sein Kind waren wohlauf. Die Kranken aber starben alle bevor noch der Hahn gekräht.

Eisen, Esiwanemate warandus, S. 61. — Jannsen, Märchen u. Sagen II 152. — Ganz ähnlich aus Worms: Rußwurm, Eibofolke § 395, 10. — Ders. Sagen a. Hapsal, S. 27. — Ders. Sagen aus der Wiek, S. 81.

284. Die Räuber und die Pest.

Früher, in Kriegszeiten, gab es schweres Unglück, die Räuber und die Pest, vor denen man sich schwer schützen konnte. Die Räuber zogen immer den Heeren voraus, plünderten die Häuser, schlachteten das Vieh und steckten die Gebäude in Brand. Die Leute konnten sich vor ihnen nur in die Wälder und Sümpfe retten. Manchmal legten die Räuber auch ihre Kriegerkleidung ab und zogen Frauenkleider an, um die Leute leichter überfallen zu können. Dem Kriege aber folgte immer die Pest; das war ein großer Mann in schwarzen Kleidern. Manchmal nahm die Pest aber auch die Gestalt von Tieren an. Wenn nun jemand aus Unwissenheit der Pest antwortete oder sie anredete, so mußte er ohne Erbarmen am dritten Tage sterben.

Lerch-Puschkaitis, V 396 (aus dem Lasdohnschen).

---

285. Mehris, die Pest.

I.

In alter Zeit wütete die Pest schrecklich in Livland. Kleine weiße Vögelchen flogen da umher, und wer sie ansah, der mußte sterben. Die Leute gruben sich selber Gräber, zogen sich die besten Kleider an, setzten sich an den Rand und warteten, bis die Pest herankam, damit sie sterbend gleich ins Grab fallen könnten, weil es keine Leute mehr gab, die die Gestorbenen hätten beerdigen können. Alle Häuser waren wie ausgestorben. Fand ein Mensch die Fußspur eines andern, so küßte er sie und verfolgte sie, hoffend, doch einen Mitmenschen zu treffen. Es war schwer, noch irgendwo Überlebende zu finden. Denn wer von der Pest verschont geblieben war, wurde von den Hundeschnauzen (sumpurni) gefressen, die menschliche Spuren trefflich aufzuspüren verstanden; nur der konnte sich vor ihnen retten, der seine Pasteln umgekehrt anlegte, so daß die Spitze sich am Hacken befand. Im Salisburgschen im Pulaur- und Silsemneek-Gesinde kämpfte eine Pest mit der andern. Die eine hatte weiße Kleider an und ritt auf weißem Pferde, ihr folgten weiße Vögelchen. Dieser Reiter wollte in das genannte Gesinde hinein; aber die andere Pest, die einen bläulich schimmernden Rappen ritt und rote Kleider trug, wollte den weißen Reiter nicht hereinlassen. Da kämpften beide so lange, bis der Reiter auf dem

Rappen den Sieg davontrug. In diesen Gesinden starb aber von der Zeit an niemand mehr an der Pest.

II.

Einst kam ein weißgekleideter Mann auf einem weißen Pferde zu einem Bauerngesinde an der Düna geritten. Am Arm hingen ihm sieben Ringe aus Bast. Er bat die Bauern, ihn über die Düna nach Livland überzusetzen, und einer von den Bauern erfüllte seine Bitte. Kaum aber hatten sie das andere Ufer erreicht, da sagte der weiße Reiter, in einem Buche blätternd: „Nun mußt du sterben dafür, daß du mich über den Fluß gebracht hast, denn ich bin die Pest, und wo ich einen dieser Ringe hinwerfe, da müssen alle Leute sterben.“ Und der Bauer starb auch sofort.

I. Jelgawas beedribas Rakstu krajums II 18. Zu den Hundeschnauzen vgl. Nr. 265, 266, 267, 268. —
II. Brihwsemneeks, S. 114. —

286. Die Pest, das Kelle-Dorf und das Jak-Kontor in Pernau.

Während der großen Pest starben so viele Menschen, daß in der Wiek in den beiden Kirchspielen Hanehl und Karusen nur je ein Mann übrigblieb, der eine in Karusen im Kamsa-Gesinde in der Nehatschen Gemeinde, der andere in Hanehl in der Werderschen Gemeinde im Kelle-Gesinde. Als die Pest aufhörte, begann der Mann aus dem Kelle-Gesinde große Reichtümer aufzuhäufen. Da nun die Häuser alle menschenleer waren, so wanderte er in alle Gesinde und nahm sich mit, was ihm paßte. Einen Eigentümer dieser nachgelassenen Sachen gab es ja nicht. Indem er so sammelte, brachte er bald ein paar Loof Gold zusammen, an Silber aber eine volle Tonne; Kupfer nahm er zwar auch manchmal mit, aber er hielt es für so wertlos, daß er es nicht einmal maß. So viele Reichtümer er nun auch zusammenhäufte, so war er dabei doch nicht glücklich, denn er war allein und fühlte Langeweile; ihm fehlte ein freundliches Weib, das um ihn war und ihm Gesellschaft leistete. Aber woher das nehmen? Die Pest hatte alle ins Grab getragen. Weit und breit fand er keine Menschenseele. Endlich entschloß er sich nach Oesel zu gehen, um zu sehen, ob nicht dort das Glück ihm günstig sein würde. Ohne zu zögern, setzte er sich in ein Boot,

ergriff die Ruder und fuhr über den Sund nach der Insel Moon. Hier hoffte er zu finden, was er so von Herzen gern begehrte. Kreuz und quer durchwanderte er die Insel, aber nirgends erblickte er eine Menschenseele. Auch hier hatte die Pest alle niedergemäht, wie auf dem Festlande. Nur die übrig gebliebenen Tiere begegneten ihm hier und da und staunten, daß sie nach so langer Zeit einen Menschen sahen. Von Moon ging er nach Oesel; aber auch hier hatte er kein besseres Glück. Obgleich er die Insel durchkreuzte und durchquerte, gewahrte er überall nur die vernichtende Arbeit des Todes; Grabesstille herrschte überall. Da wurde der Mann tief traurig. Es schien ihm, als sei er allein in der Welt übrig geblieben. Dies einsame Leben hatte ihm keinen Wert mehr und er meinte, es sei besser zu sterben, als so allein zu leben. Bevor er aber ernstlich ans Sterben dachte, wollte er noch einen letzten Versuch machen und nach Dagö gehen. Mit schwerem Herzen ruderte er über den Soela-Sund. Er hatte keine große Hoffnung mehr übrig und wirklich wanderte er auch hier zwei Tage vergebens von einem Ort zum andern. Plötzlich aber am dritten Tage wurde ihm eine unerwartete Freude zuteil. Bei der Roikschen Kirche erblickte er endlich einen Menschen und das war eine schöne Jungfrau, die dort traurig das Vieh hütete. Die Freude der beiden war unendlich groß, denn beide glaubten, daß sie die einzigen Menschen in der Welt seien. Und ehe sie sich dessen versahen, waren sie schon große Freunde geworden, setzten sich ins Boot und ruderten nach Werder in die Heimat des Mannes, der nun das Mädchen heiratete und mit ihrer Hilfe begann, das Gesinde zu bewirtschaften. Im Laufe der Zeit wurden ihnen sieben Söhne geboren. Als diese erwachsen waren, gründete jeder sich vom Vermögen der Eltern ein neues Gesinde. So entstanden im Werderschen Kelle-Dorf sechs Bauergesinde. Der jüngste Sohn Jacob aber hatte nicht Lust, Landwirt zu werden. Er ließ sich vom Vater sein Erbteil auszahlen und ging nach Pernau, wo er ein Handelsgeschäft eröffnete. Da er hierbei reichlich Glück und Gewandtheit besaß, ging es ihm sehr gut, so daß er endlich sogar ein Handelskontor eröffnete. Auch die Brüder halfen ihm mit ihrem Vermögen, das sie ihm alles anvertrauten; doch niemandem wollten sie dessen Größe bekannt machen und daher ließen sie ihr Geld nicht eintragen, sondern machten nur ab, daß alles für immer in der Hand des Bruders verbleiben sollte, dafür sie aber aus dem Kontor des Bruders allzeit so viel Waaren erhalten sollten, als sie nur immer nötig hätten. Dem neuen Kontor legte das Volk allmählich den Namen „Jak“ bei, weil der Gründer jedesmal, wenn sein Kopf

warm war, von einem Fuße auf den andern hüpfte und dabei ausrief: „Heisa Jak! Heisa Jak!"

Eisen, Esiwanemate warandus, S. 36 ff. — Vgl. Rußwurm, Eibofolke § 394, der mehrere kurze, sagenhafte Traditionen aus Worms und Nuckö anführt, die auch erzählen, wie in einigen Dörfern nur einzelne Menschen von der Pest verschont blieben.

287. Die Sissi in Pölwe.

Die Sissi waren Russen, die zu Kriegszeiten über die Grenze in unser Land kamen und hier plünderten, raubten und mordeten. Wenn die Männer in den Krieg gezogen waren, überfielen sie die Heimgebliebenen, brachten Greise und Kinder um, schändeten Weiber und Jungfrauen, brannten Häuser nieder und führten alles, was sie an Vieh, Getreide, Geld und sonstigem beweglichem Gut vorfanden, mit sich fort. Was noch der Krieg verschont hatte, wurde unvermeidlich Beute der Sissen, was Pest und Hungersnot noch nicht getötet, wurde von diesen Unmenschen erbarmungslos hingeschlachtet. Selbst Weiber in Mannestracht begleiteten die Männer auf diesen Raub- und Mordzügen und halfen ihnen bei diesen Greuelszenen. Zur Zeit des schwedischen Krieges kamen die Sissen einst auch in das Dorf Mammast*) und trieben daselbst wie überall ihr blutiges Handwerk. In dem Gesinde Oodsi fanden sie unter anderm ein beträchtliches Quantum Branntwein, an dem sie sich dermaßen betranken, daß sie alle wie tot liegen blieben. Als nun der Wirt des Gesindes, der sich gerettet hatte, wieder den Rasenplatz seines Hofes betrat und die Bösewichte wie die Fliegen abgefallen sah, ergriff er racheschnaubend ein Beil und tötete sie alle bis auf den letzten Mann, indem er ihnen mit dem Rücken des Beiles den Schädel zerschmetterte. Doch holte auch der Wirt sich dadurch selbst den Tod. Er ging nämlich erhitzt vor Wut, Aufregung und Schlachtarbeit zum Brunnen, that einen kalten Trunk und fiel tot nieder.

Die Einwohner des Dorfes Kauks**) erwischten einmal einen weiblichen Siß in Manneskleidung auf der Landstraße. Ihr wurde auf der Stelle der Prozeß gemacht, eine Stange durch den Leib getrieben und der aufgespießte Leichnam unweit der Landstraße in

*) An der Straße von Pölwe nach Dorpat, ca. 3 Werst von der Kirche.

**) Zwischen Pölwe und Rappin, ca 12 Werst von Pölwe.

eine Sumpfquelle gesteckt. Die Quelle führt noch bis auf den heutigen Tag den Namen Sissi-läte.

Von J. Hurt in Schriften d. gel. estn. Ges. II, 6. — Vgl. Nr. 267, 284.

288. Peter der Große in Livland.

In alten Zeiten überwarf sich der Russenkaiser Peter mit den livländischen Edelleuten und ließ ihnen sagen: „Ich will von Livland nur Wasser, Erde und Steine übrig lassen!“ Als er nun zum erstenmal kam, um hier Krieg zu führen, hatte er gar keine Erfolge. Als er aber das zweitemal kam, sagte er: „Weit will ich nicht gehen, aber in der Nähe werde ich nichts verschonen!“ Dennoch konnte er sie nicht vollständig besiegen. Als er dann das drittemal kam, sagte er: „Mag der Hirte ruhig an der Straße weiden, mag der Pflüger ruhig sein Feld bearbeiten, — ich werde niemand ein Leid anthun. Aber wenn Gott mir hilft, will ich aus dieser Gegend mir eine Frau nehmen!“

Um diese Zeit war das Heer bei der Burg Lennewarden angekommen. Diese Burg war mit Wall und Graben gut befestigt, so daß sein Heer sie erfolglos bestürmte. Da trugen aber eines Nachts die Russen nur in ihren Mützen und Mantelzipfeln den ganzen sogen. Apalais-kalns zusammen*) und begannen mit Tagesanbruch die Burg von diesem Berge aus zu beschießen. Das half. Gleich fielen die Mauern ein und die deutschen Frauen liefen mit gerungenen Händen in die Düna hinein und ertranken. Noch heute soll man sie um Mitternacht an den Fenstern der alten Burg sehen, wie sie da ihre Haare flechten.

Nun ließ Kaiser Peter bekannt machen, daß alle Lettenmädchen, die ein besonderes Merkmal hätten, sich bei ihm versammeln sollten. Eine Jungfrau Katharina hatte Ohrgehänge; die erwählte er sich zu seiner Gemahlin. Diese Jungfrau hatte vordem in Klein-Staldaten gewohnt; als der Kaiser sie aber zu seiner Gemahlin erwählte, hatte sie in Oger, gegenüber Groß-Staldaten eine Waschküche. Von dieser Waschküche konnte man noch vor kurzem einige Balken sehen.

Einige Jahre später schrieb Katharina einstmals an ihre Verwandten nach Lennewarden, sie mögen zu ihr nach Petersburg

*) Ähnliches wird vom Walna- oder Lihwu-kalns bei Nitau erzählt. Vgl. a. a. O. S. 206. — S. auch Nr. 263, 264.

kommen. Aber diese waren schon alle gestorben. Nur eine einzige Verwandte war noch am Leben; die ging mit dem Briefe zum Pastor und bat, er möge ihn ihr vorlesen. Der Pastor aber blickte nur in den Brief hinein und warf ihn dann sogleich in den Ofen.

Lerch-Puschkaitis, VI 202.

289. Heidebeest.

In Sonnaxt-Pastorat im Kurischen Oberlande war es, wo vor bald zweihundert Jahren ein Vetter der Gemahlin Peters d. Gr., Katharina, der Schuhmacher Heidebeest, Stiefelsohlen flickte. Dem armen Teufel ging's freilich mager und manchmal seufzte er: Warum denkt mein Vetter, der Peter, nicht an mich?! Aber er dachte doch und eines Tages steht eine Kibitke vor der Thür des armen Schuhmachers und holt ihn zur Zarenresidenz ab. Es soll ein Versuch mit ihm wie mit andern Verwandten der Kaiserin gemacht werden, ob den einfachen Leuten durch nachgeholte Erziehung vielleicht Hoffähigkeit beizubringen sei. Es scheinen die pädagogischen Versuche zu spät gekommen zu sein. Sie sind mißlungen und die Kibitke hat den Heidebeest wieder nach Sonnaxt gebracht und Heidebeest hat wieder Stiefel geflickt und von dem Wohlleben in dem Zarenpalast geträumt. So lautet die Sage vom armen Heidebeest.

Bielenstein in Balt. Monatsschr., Bd. XXIX 575.

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff), Rudolstadt.

Berichtigungen.

S. 39 Anm. zu Nr. 38 ist zur Literatur zu ergänzen: Adolphi, Poetischer Nachlaß (Riga 1877) S. 121 ff. Ballade.

S. 71 lies: Z. 9. M(anteuffel), „Slupi Rog,“ im Przeglad Powszechny VI 199 ff und Sep:Abdr. Krakau 1885.

S. 72 Anm. zu Nr. 83 ist zur Literatur zu ergänzen: Adolphi, Poet. Nachlaß S. 139 ff. Ballade.

S. 182 Z. 10, 14, 26 von oben lies: Zürri statt Türri.

Nachträgl. Ergänzungen und Berichtigungen.

Zu Nr. 151 S. 117: Ergänze zur Litt.: Winkler in Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurl. V, 1, S. 38.

Zu Nr. 152 S. 118: Ergänze zur Litt.: Winkler in Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurl. V, 1, S. 38.

Zu Nr. 156 S. 120: Ergänze zur Litt.: Eine ähnliche Sage von S. Jürgens in Estland: Winkler in Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurlands V. 1, S. 15.

Zu Nr. 160 S. 126: Ergänze zur Litt.: Winkler in Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurl. V, 1, S. 26.

Zu Nr. 161 S. 127: Ergänze zur Litt.: Winkler in Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurl. V, 1, S. 20.

Nach Nr. 161 wären noch folgende Sagen zu ergänzen: **Die Kirche von Waiwara.** Etliche Schützen, die als Fremde des Ortes unkundig, waren einst ausgegangen Wild zu schießen. Wie sie nun dahin gekommen, wo jetzt die Kirche steht, war es Abend, so daß sie allda übernachten mußten und ein Feuer anmachten. Als sie sich aber zum Schlafen niederlegten, fanden sie dennoch keine Ruhe. Immerfort hörten sie Glockengeläute. Da es nun Morgen ward, hörten sie das Meer brausen, gingen sie straks dahin und weil damals ein großer Wald da war, hieben sie mit ihren kleinen Beilen Zeichen in die Bäume. Endlich gelangten sie zu einem Dorf und zögerten nicht, den Leuten zu erzählen, was sie in der Nacht gehört. Da sind die Leute ihnen nachgefolgt, haben die Stätte beschaut und etliche Totengebeine gefunden, was sie bewogen, daselbst eine Kirche zu bauen.

Etwa 1650 von Pastor Wichler aufgezeichnet. Winkler in Beitr. z. Kunde Est-, Liv- u. Kurl. V, 1, S. 23. — Vgl. Nr. 132 Anm.

Die Kirche von Ampel. Als die Kirche gebaut und man uneinig war, welchen Namen man ihr geben solle, seien drei Stiere aus dem Rackamois'schen Flüßchen emporgestiegen und hätten laut gebrüllt (est. =ammuma), worauf sie wieder verschwunden seien. Von diesem ammumine hätte die Kirche den Namen Ambla-kirik (Ampel) erhalten.

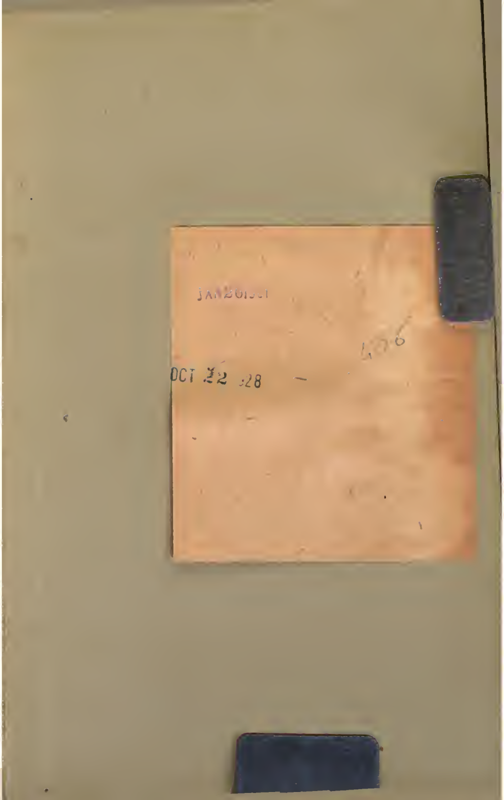
Winkler in Beitr. z. Kunde Est-, Liv- und Kurl. V, 1, S. 30.

Die Kirche von S. Marien-Magdalenen. Die Sage erzählt, die Kirche sei während eines Krieges zerstört und das Kirchspiel so menschenleer gewesen, daß undurchdringlicher Wald die Trümmer des ehemaligen Gotteshauses bedeckt habe und ihr Gedächtnis bei den wenigen Überlebenden erloschen war. Ein Jäger habe sie wieder aufgefunden, dessen Hund bei den Trümmern ein lautes Gebell angeschlagen.

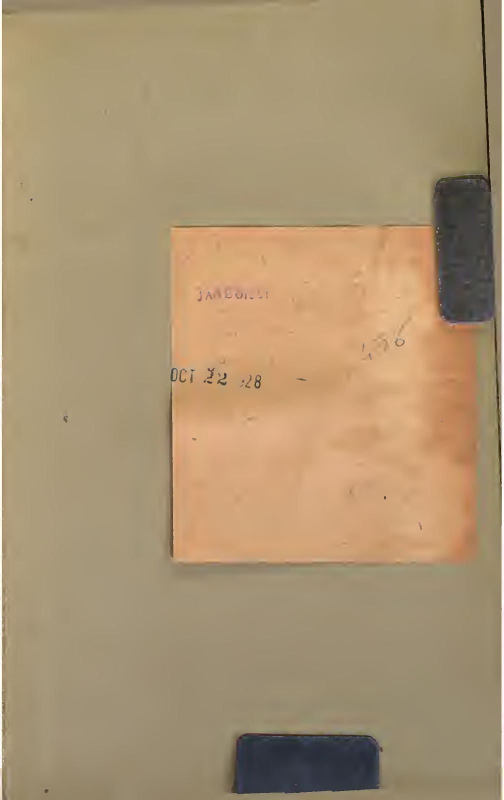
Winkler in Beitr. z. Kunde Est-, Liv- und Kurl. V, 1, S. 30. — Dieselbe Sage wird auch von Turgel in Estland erzählt.

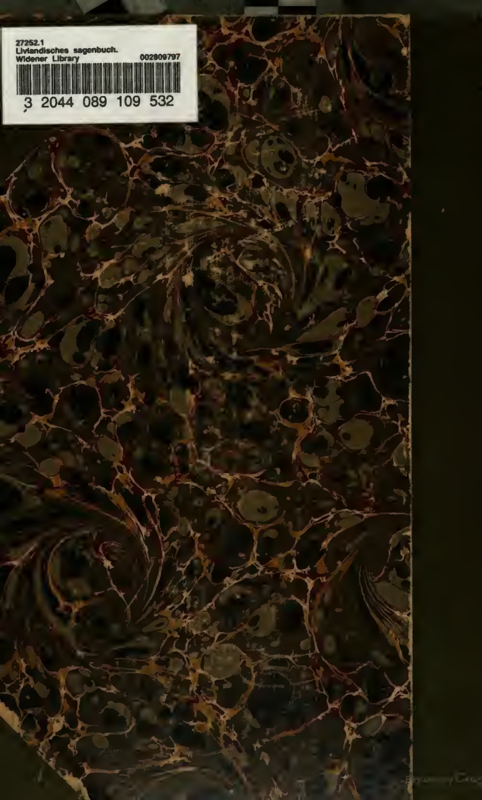











27252.1
Livlandisches sagenbuch.
Widener Library 002809797
3 2044 089 109 532